



Edgar Wallace

Die Eingeborenen vom Strom

scanned by Ginevra
corrected by eboo

Afrika-Erzählung

In den Zeiten vor Leutnant Tibbetts erfahren wir viel über Wesen, Art und Eigenheiten der Eingeborenen und ihrer Besucher und wie Distriktsgouverneur Sanders damit in seiner unvergleichlichen Art umzugehen versteht.

ISBN 3-8036-4042-3

Original: The People of the River

Ins Deutsche übertragen von Ravi Ravendro

© Hesse & Becker im Weiss Verlag GmbH, Dreieich
August 1986

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhaltsverzeichnis

I. Ein Spiel.....	3
II. Die redegewandte Frau.....	22
III. Die Missionarin	37
IV. Der schnelle Wanderer.....	54
V. Der Geheimorden der Schweigenden.....	69
VI. Das Dorf der Ketten.....	87
VII. Der Denker und der Gummibaum	102
VIII. Die neun Schrecklichen.....	120
IX. Die Königin der N'gombi.....	139
X. Der Mann am Platze	151
XI. Die Gottesfrau.....	164
XII. Ein Speerfabrikant	180
XIII. Der fromme Pilger	198
XIV. Sanders' Verbrechen.....	215
XV. Frühling	230

I. Ein Spiel

Amtmann Sanders war auf Urlaub gewesen.

Seine dienstliche Tätigkeit bestand größtenteils darin, mühselige und gefährliche Züge durch Fiebergegenden zu unternehmen. Aber er hatte auch in seinen Ferien ein benachbartes Tropenland bereist, in dem nicht weniger Gefahren lauerten als in seinem eigenen Verwaltungsgebiet. Der einzige wahrnehmbare Unterschied zwischen seiner täglichen Arbeit und seiner Erholung lag eigentlich darin, daß er den Klagen und Sorgen eines andern zuhören mußte, statt sich mit seinen eigenen Schwierigkeiten zu beschäftigen.

Trotzdem war Amtmann Sanders sehr befriedigt von seinem Urlaub, und das ist ein sicheres Zeichen dafür, daß er sehr menschenfreundlich dachte und fühlte.

Seine Ferien hatten lange gedauert, denn er wanderte von St. Paul de Loanda über Land nach dem Kongo, erlegte im französischen Teil des Gebietes einige Elefanten auf der Jagd, fuhr mit dem Missionsdampfer zum Sangar-Fluß und kehrte dann nach Stanley Pool zurück.

In Matadi fand er einen Brief seines Stellvertreters vor. Dieser war ein nicht allzu strenger junger Mann, der von der Zentralverwaltung beauftragt worden war, Sanders' Posten während dessen Abwesenheit einzunehmen; er war sehr befriedigt, daß man ihn für fähig hielt, einer so schweren Aufgabe gerecht zu werden.

Das Schreiben war ein wenig sprunghaft, aber Sanders las es so begierig, wie ein junges Mädchen seinen ersten Liebesbrief liest, denn es enthielt Nachrichten von dem Land, das ihm so sehr am Herzen lag.

„Mit Umfebi, dem Häuptling von Kulanga, habe ich einige Schwierigkeiten. Er bedrückt seine Leute hart, und wenn ich die

dauernde Verwaltung des Gebietes hätte...“ Sanders lachte grimmig und sagte: „Unverschämter Kerl“, aber diese Äußerung galt wahrscheinlich dem aufsässigen Umfebi. „Dagegen komme ich mit M'laka, dem Häuptling vom Kleinen Strom, gut aus. Er war sehr zuvorkommend und aufmerksam zu mir, als ich sein Dorf besuchte, und führte mir zu Ehren alle seine Tanzmädchen vor.“ Sanders machte ein verächtliches Gesicht. Er wußte, daß M'laka ein Schuft war. „Bosambo, der Häuptling der Ochori, ist sehr höflich und fügsam. Ich erwähne dies ganz besonders, weil ich weiß, daß es Sie interessieren wird. Bosambo hat mir nämlich erzählt, daß er Ihr besonderer Schützling ist. Ebenso hat er mir berichtet, daß Sie ihn während seiner Kindheit auf Ihre eigenen Kosten erziehen ließen und sich jede Mühe gaben, ihm die englische Sprache beizubringen. Das hatte ich noch gar nicht gewußt.“

Sanders war dies auch eine große Neuigkeit, und er schwur bei dem ehernen Himmel einen Eid, daß er diesen Bosambo von dem einen Ende seiner langen Dorfstraße bis zum andern unter Püffen und Fußtritten jagen würde, wenn er erst wieder daheim wäre. Bosambo war ein unverschämter Dieb, ein der liberianischen Regierung entlaufener Sträfling, der sich einfach selbst zum Häuptling der Ochori gemacht hatte. Aber zuweilen war er ein ganz brauchbarer Mann.

„Er ist sicher der zivilisierteste unter allen Häuptlingen“, hieß es weiter. „Er hat der astronomischen Expedition, die in Ihrer Abwesenheit hierherkam, um die große Mondfinsternis zu beobachten, wertvolle Dienste erwiesen. Die Herren sprachen sehr lobend von seiner Zuvorkommenheit und seinen Anstrengungen, ihnen Instrumente und Gepäckstücke wieder zu beschaffen, die auf ihrer Reise den Strom hinunter entweder verlorengingen oder gestohlen wurden.“

Sanders lächelte, denn auch ihm selbst war schon verschiedenes in Bosambos Gebiet abhanden gekommen.

„Ich werde wieder nach Hause gehen“, sagte er kurz

entschlossen zu sich selbst.

Diese Absicht führte er auch auf dem schnellsten Wege aus und kam eines frühen Morgens wieder in seiner Residenz an der Mündung des Großen Stromes an. Sein Stellvertreter hatte ihn nicht so rasch zurückerwartet und schien über seine Ankunft nicht gerade erfreut zu sein, da er ein großes, freilich nutzloses Palaver vorbereitet hatte, zu dem die Häuptlinge des Gebietes eingeladen waren. „Meiner Meinung nach kann der Frieden in diesem Lande nur aufrechterhalten werden“, erklärte er Sanders ernst, „wenn man direkt auf die Gemüter dieser blödsinnigen Leute einwirkt, und das kann man am besten und einfachsten tun, wenn sie alle beisammen sind.“

Der Amtmann streckte seine Beine bequem aus und blies den Rauch seiner Zigarre durch die Nase. Sie frühstückten zusammen auf der breiten Veranda des Hauses. Mr. Franks, so hieß der Vertreter, wurde in jeder Weise als Gast behandelt. Sanders unterdrückte eine scharfe Entgegnung und fragte nur:

„Wann soll denn das verdamm - ich meine, wann soll das große Palaver denn stattfinden?“ - „Heute abend.“

Sanders zuckte die Schultern.

„Da Sie alle Häuptlinge zusammengetrommelt haben und die Leute schon in den Hütten meiner Haussasoldaten mit Frauen und Dienern kampieren und meine Repräsentationsgelder bis auf den letzten Pfennig aufzehren, ist es wohl das beste, wenn Sie das Palaver selbst abhalten.“

Am Abend versammelten sich alle Häuptlinge vor der Residenz. In einem großen Halbkreis hockten sie auf der Erde vor dem Sessel, auf dem Mr. Franks Platz genommen hatte. Er war sich seiner Würde voll bewußt, sein Gesicht war vor Erregung gerötet, und seine Augen leuchteten begeistert durch die goldgeränderte Brille.

Sanders hatte sich etwas weiter zurückgesetzt und sagte nichts, aber er betrachtete die Versammlung mit unfreundlichen

Blicken. Er bemerkte ohne große Erregung, daß Bosambo von den Ochori den Ehrenplatz in der Mitte eingenommen hatte. Der Häuptling trug ein Leopardenfell und viele Ketten bunter Glasperlen um den Hals. Im Haar steckte ein Büschel Straußfedern, und Ringe von poliertem Messing schmückten seine Arm- und Fußgelenke. Aber um allem die Krone aufzusetzen, hing von dem Fell, das seine linke Schulter bedeckte, an einem feuerroten Bande ein großer Zierat herunter, der einem Orden nicht unähnlich sah. Ihm gegenüber waren die anderen Könige und Häuptlinge wie gewöhnliche und alltägliche Leute anzuschauen. B'fari von den Größeren Isisi, Kulala von den N'gombi, Kandara von den Akasava, Etobi vom Fluß jenseits des Stromes und die Schar der kleineren Oberhäupter hätten ebensogut gewöhnliche Lastträger sein können.

M'laka von den Kleineren Isisi eröffnete das Palaver.

„Oh, mein Herr Franki“, begann er, „wir sind sehr große Häuptlinge, und doch sind wir nur Hunde vor deinem leuchtenden Angesicht, das wie die Sonne ist, die aus Wolken hervorbricht.“

Mr. Franks, dem diese Anrede übersetzt würde, räusperte sich und wurde noch einen Schein röter.

„Da du unser Vater bist“, fuhr M'laka fort, „und Sandi von uns gegangen ist, obwohl du ihn zu diesem Palaver gerufen hast, um deine Größe zu bezeugen, ist das Land fruchtbar geworden, die Krankheiten sind verschwunden, und es herrscht Friede unter uns.“

Er vermied Sanders' kühlen Blick, während seine Worte übersetzt wurden.

„Da Sandi gegangen ist“, sprach er dann mit erheucheltem Bedauern weiter, „sind wir traurig, denn er war in mancher Beziehung ein guter Mann. Aber er hatte nicht das große Herz und den milden Geist unseres Herrn Franki.“

Dieses und vieles andere sagte er. Es sei ratsam, alle Häuptlinge und Führer zusammenzurufen, damit sie hören könnten, wie ungerecht die Steuern erhoben würden und wie schwer das Leben unter gewissen herzlosen Oberherren sei - hier schaute er zu Sanders hinüber. Vor allem müßte die frühere Macht der Häuptlinge wiederhergestellt werden.

Andere Redner folgten. Sie sagten, daß sie große Trauer darüber empfänden, daß Herr Sandi sie verlassen wollte. Der Amtmann beobachtete, daß Mr. Franks errötete und unangenehm berührt schien, und erkannte, daß dieser nicht für die Verbreitung des Gerüchts von seinem Rücktritt verantwortlich war.

Endlich redete auch Bosambo, ehemals von Monrovia, jetzt Oberhäuptling der Ochori vom Ufer des Stromes bis zu den Bergen am Wald.

„Oh, mein Herr Franki, ich fühle Schande, daß ich sagen muß, was ich zu sagen habe, denn du bist zu mir gewesen wie ein Bruder.“ Er sprach mit großer Betonung und machte dann eine Pause, als ob er von seinen Gefühlen überwältigt würde. Franks war hingerissen, Sanders indessen schaute mißtrauisch zu Bosambo hinüber.

„Aber Sandi war unser Vater und unsere Mutter, er trug uns in seinen Armen über reißende, schnelle Ströme, und mit seinem schönen Körper schützte er uns gegen unsere Feinde. Er machte seine Augen weit auf, um unsere guten Taten zu sehen, und er machte sie klein vor unseren Fehlern. Und jetzt, da wir ihn verlieren müssen, ist mein Bauch voll Trauer, und ich wünschte, ich wäre tot.“

Er ließ den Kopf hängen und bewegte ihn langsam von einer Seite zur anderen. Man sah Tränen in seinen Augen, als er den Blick wieder erhob. David wehklagte sicher nicht schmerzlicher um seinen Freund Jonathan, als Bosambo von Monrovia um das vermeintliche Scheiden seines Herrn.

„Franki ist gut“, fuhr er fort, und es kostete ihn sichtlich große Mühe, sich zu fassen. „Sein Gesicht ist strahlend und schön. Er ist so unschuldig wie ein Kind, und sein Herz ist rein, er ist nicht schlau und verschlagen.“

Franks rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, als ihm dieses Kompliment verdolmetscht wurde.

„Und wenn M'laka zu ihm spricht mit einer Zunge, die glatt ist wie Öl, dann glaubt Franki ihm. Aber Sandi weiß, daß M'laka ein Lügner ist und die Gesetze übertritt, denn er hat seinen Bruder vergiftet, während Sandi fort war, und ist nicht bestraft worden.“ M'laka erhob sich halb von seinem Sitz und griff nach seinem Elefantenspeer.

„Nieder“, fuhr Sanders dazwischen. Seine Hand langte blitzschnell zu seiner Hüfttasche, und M'laka duckte sich.

„Und wenn Kulala von den N'gombi einen Einfall in das Gebiet der Alamandi macht und Mädchen stiehlt, dann ist unser Herr Franki so gutmütig -“

„Du Lügner, du Hund, du gemeiner Fischfresser!“

Der empörte Kulala war aufgesprungen, und seine dicke Gestalt zitterte vor Wut.

Aber Sanders hatte sich nun auch von seinem Sitz erhoben und stand hochaufgerichtet neben seinem Stellvertreter. Ein Wink von ihm genügte, Beleidiger und Beleidigter hockten sich wieder auf den Boden nieder.

Alles, was jetzt folgte, blieb Mr. Franks unverständlich, weil sich niemand mehr die Mühe gab, ihm die Worte zu übersetzen, die gesprochen wurden.

„Es scheint mir, daß ich meine Häuptlinge in drei Klassen einteilen muß“, begann der Amtmann. „Der eine Teil sind echte Spitzbuben, der zweite Narren, und der dritte und größte Teil sind Spitzbuben aus Torheit. Nur einer von euch gehört in die erste Klasse und ist ein durchtriebener Gauner - und das ist

Bosambo von den Ochori. Die anderen sind wie die einfältigen Kinder.

Bosambo hat die Lüge verbreitet, daß ich euch verlasse. Als nun euer Herr Franki euch zusammenrief, da habt ihr wie die törichten Narren, die ihre Gesichter in den Schatten wenden, gedacht: „Nun ist es Zeit, schlecht von Sandi und gut von unserm neuen Herrn zu sprechen.“ Aber dieser Erzschelm und Lügner Bosambo ist viel gerissener als ihr alle zusammen, denn der hat sich schlau gesagt: „Ich will gut von Sandi reden, weil ich weiß, daß er bei uns bleibt. Und wenn Sandi mich hört, wird er mich lieben, weil ich ihn so gern habe.““

Das war einer der seltenen Augenblicke in Bosambos Leben, in denen man ihn verwirrt und verlegen sehen konnte.

„Wenn ich morgen aus meinem Haus heraustrete, will ich keinen Häuptling oder Ältesten mehr hier in der Residenz sehen, denn euer Anblick macht mich schon krank. Ich höre lieber von meinen Leuten, daß ihr alle zu euren Dörfern zurückgekehrt seid. Später werde ich zu euch kommen und Palaver abhalten, besonders das eine wegen des Giftmordes. Das Palaver ist aus.“

Er ging mit Franks, der nicht recht wußte, ob er sich ärgern oder sich entschuldigen sollte, in das Haus zurück.

„Ich fürchte, daß meine Auffassung sich nicht ganz mit der Ihrigen deckt“, sagte Franks etwas betreten.

Sanders lächelte freundlich.

„Mein lieber Franks, die Ansichten zweier Menschen decken sich niemals völlig. Eingeborene handeln immer wie unter einem Zauber oder einem Bann - deswegen kenne ich sie ja auch so gut, denn ich habe selbst etwas von einem verzauberten Vogel an mir.“

Als er seine Koffer ausgepackt und den Inhalt an Ort und Stelle untergebracht hatte, sandte er nach Bosambo. Dieser ehrenwerte Häuptling erschien sofort, aber diesmal ohne allen Aufputz und Schmuck, und setzte sich demütig und bescheiden

auf der Veranda zu Sanders' Füßen nieder.

„Bosambo“, sagte Sanders kurz, „du hast eine Zunge wie ein Affe, der dauernd schwätzt.“

„O Herr, es ist gut, daß Affen schwätzen“, erwiderte Bosambo kleinlaut. „Sonst würde der Jäger sie niemals fangen können.“

„Das mag sein, aber wenn ihr Geschwätz größere Raubtiere anlockt, die sich heimlich an den Jäger heranschleichen, dann sind diese Tiere gefährlich. Du wirst später erzählen, warum M'laka seinen Bruder vergiftet hat. Erst möchte ich aber wissen, warum du gut mit mir stehen willst. Du brauchst nicht zu lügen, denn wir sprechen wie zwei Männer miteinander.“

Bosambo sah seinen Herrn unerschrocken und furchtlos an.
„O Herr, ich bin der kleine Häuptling eines kleinen Volkes, und obwohl ich nicht zu dem Stamm der Ochori gehöre, regiere ich sie doch weise. Ich habe Krieger aus ihnen gemacht, früher waren sie feige Weiber.“ - Sanders nickte.

„Alles, was du sagt, ist wahr. Wenn es nicht so wäre, hätte ich dich längst fortgejagt. Das weißt du ganz genau. Auch habe ich Grund, dir wegen gewisser Dinge dankbar zu sein.“

„Herr“, entgegnete Bosambo ernst, „ich bettele nicht um kleine Gunst, denn ich bin ein Christ, wie du weißt, und kenne den heiligen Peter, den heiligen Paul und andere Heilige, deren Namen ich vergessen habe. Aber ich bin besser als alle diese Häuptlinge, und ich möchte deshalb König werden.“

„Was willst du werden?“ fragte Sanders erstaunt. „Ein König“, antwortete Bosambo, nicht im mindesten eingeschüchtert, „denn ich bin dazu geeignet, und ein Zauberdoktor im Krulande, dem ich eine Flasche Gin schenkte, weissagte mir, daß ich einmal weite Länder beherrschen würde.“

„Nicht auf dieser Seite des Himmels“, erwiderte Sanders entschieden. Er sagte allerdings nicht Himmel, sondern brauchte einen kräftigeren Ausdruck, den ich hier nicht wiedergeben will. Bosambo zögerte.

„Die Ochori sind ein kleiner Stamm, und ihr Gebiet ist nicht groß“, sagte er halb zu sich selbst, „aber an meine Grenzen stößt das Land von M'laka, das dreimal so groß ist und sehr reich -“

Sanders hob den Kopf ungeduldig, aber plötzlich erkannte er den Humor der Situation.

„Gehe meinewegen zu M'laka und erzähle ihm alles, was du mir eben gesagt hast. Wenn er dir freiwillig sein Reich übergibt, will ich damit zufrieden sein.“

„O Herr, das will ich tun, denn ich bin reich an Kenntnissen und Talenten und werde es schon fertigbringen.“

Würdevoll wie ein kaiserlicher Prinz schritt er durch den Garten und verschwand.

Am nächsten Morgen verabschiedete Sanders Mr. Franks - ein Küstendampfer hielt gerade draußen auf der Reede, und der Amtmann war froh, eine so günstige Gelegenheit zu finden. Die Häuptlinge hatten sich schon bei Sonnenaufgang auf den Heimweg gemacht, und am Abend nahm das Leben für Sanders wieder seinen gewohnten Gang.

Zwei Monate lang ereignete sich auch nichts Besonderes, aber nach Verlauf dieser Zeit besuchte M'laka seinen Schwager Kulala, einen Häuptling der N'gombi, der ein Mann von Ansehen und Einfluß war, denn er befehligte fünfhundert berühmte Krieger und Jäger.

Sie hielten ein Palaver miteinander ab, das den größten Teil einer Woche dauerte und durch einen großen Tanz beendet wurde.

Es war kein Zufall, daß am letzten Tag des Palavers zwei zitternde Ochorileute in das Dorf geführt wurden und dann den Opfertod starben. Erst diese Zeremonie gab dem Tanz die rechte Weihe.

Am nächsten Morgen zog M'laka mit seinem Verwandten gegen die Ochori zu Felde. Auf ihrem Marsch ergriffen sie einen

Mann, den M'laka als einen Spion Sandis bezeichnete. Sie töteten ihn auf die übliche Art, und er starb, ohne ein Wort der Klage laut werden zu lassen. Dann machten sie drei Tage Rast.

M'laka kam mit seinen Kriegern im Morgengrauen zur Stadt der Ochori und hielt vorher im Walde ein kurzes Palaver ab. „Sandi wird von unserem Tun Nachricht erhalten, und Sandi, der weiße Teufel, wird mit seinen Soldaten kommen. Wir werden ihm aber sagen, daß wir gezwungen waren, so zu handeln, weil Bosambo uns zu einem Tanz einlud und dabei versuchte, uns umzubringen.“

„Bosambo hätte sonst uns umgebracht“, sagten seine Leute in singendem Ton.

Nachdem sie sich nun klugerweise für jeden Fall vorgesehen hatten und sowohl eine Entschuldigung als auch ein Alibi für ihre böse Tat zu haben glaubten, führte M'Iaka seine Krieger gegen den Ort.

Sie sahen die Stadt der Ochori im grauen Frühlicht verteidigungslos vor sich liegen. Keine Feuer brannten in der langen Hauptstraße, kein Rauchwölkchen aus den Hütten zeigte irgendwelche Tätigkeit an.

M'lakas Krieger bewegten sich in einer langen, unregelmäßigen Reihe schnell über die Lichtung, die den Ort vom Walde trennte. „Tötet sie!“ rief M'Iaka, und seine Worte wurden von den anderen aufgenommen und wiederholt.

Die Angreifer kamen immer näher, aber plötzlich trat Bosambo ganz allein aus einer am Rande des Ortes gelegenen Hütte und ging langsam zur Mitte der Straße.

M'Iaka sah auf einem Dreifuß mit dünnen Beinen etwas Gerades und Blitzendes befestigt, das ihm von verhängnisvoller Vorbedeutung erschien.

Die Sonne ging eben auf, und ihre ersten Strahlen, die sich über die Bäume des Waldes erhoben, spiegelten sich in einem glänzenden Rohr.

Sechshundert Krieger blieben bei diesem Anblick zu Tode erschrocken stehen. Bosambo berührte die große Messingröhre und drehte sie wie zufällig auf M'Iaka zu, der an der Spitze seiner Leute ungefähr dreißig Schritte davon entfernt stand. Bosambo bückte sich und schaute an dem blanken Zylinder entlang, als ob er sich noch einmal überzeugen wollte, daß der auch die richtige Stellung habe. M'Iaka ließ seinen kurzen Speer auf die Erde fallen und hob die Hände hoch, als er das sah.

„O Herr Bosambo“, sagte er in freundlichem Ton, „wir sind in friedlicher Absicht gekommen.“

„Und in Frieden sollt ihr wieder von hinten ziehen“, erwiderte Bosambo und pfiff.

Plötzlich wimmelte die ganze Stadt von bewaffneten Kriegern. Aus allen Hütten kamen sie ins Freie.

„Ich liebe dich, wie ein Mann seine Ziegen liebt“, erklärte M'Iaka eifrig. „Ich sah dich im Traum, und mein Herz führte mich zu dir.“

„Auch ich sah dich im Traum, und deshalb stand ich so früh auf, um dir entgegenzutreten. Denn M'Iaka, der König der Kleineren Isisi, ist mir wie mein Bruder.“

M'Iaka, der den Blick nicht von dem leuchtenden Messingrohr wandte, hatte plötzlich einen guten Einfall.

„Dieses erbitte ich von dir, mein Herr und Meister: Erlaube mir und meinen Kriegern, in deine Stadt zu kommen und dort ein freudiges Opferfest zu feiern, denn dies ist ein Brauch von alters her.“ Bosambo dachte nach und kratzte sich nachdenklich am Kinn. „Deine Bitte gewähre ich, aber alle deine Leute sollen ihre Speere mit der Schneide nach unten in den Boden stoßen, wie es unsere Sitte ist, bevor wir opfern.“

M'Iaka machte die beiden kleinen Doppelschritte, wie es die Eingeborenen zu tun pflegen, wenn sie in Verlegenheit geraten. Bosambo machte sich wieder an dem Dreifuß zu schaffen. „Es wird so geschehen, wie du gesagt hast“, erwiderte M'Iaka hastig

und gab den Befehl.

Sechshundert niedergeschlagene, waffenlose Männer gingen durch die lange Hauptstraße. Links und rechts von ihnen marschierte je eine Reihe von Ochorikriegern, die ihre Speere nicht in den Boden gestoßen hatten. Vor Bosambos Hütte ließen sich M'Iaka mit seinem Schwager Kulala und seinen Anführern sowie die Ältesten der Ochori nieder. Es war halb ein Gastmahl und halb ein Palaver.

„Sage mir, o mein Herr Bosambo“, fragte M'Iaka, „wie kommt es, daß Sandi dir das Gewehr gibt, das ‚Hahaha‘ sagt? Es ist doch verboten, daß Häuptlinge oder Krieger dieses Landes mit Gewehren bewaffnet sind?“

„Sandi liebt mich“, erwiderte Bosambo schlicht, „aus Gründen, die ich nicht nennen darf, wenn ich nicht ein Hund sein will. Denn rinnt nicht dasselbe Blut in seinen und meinen Adern?“

„Das ist ein närrisches Geschwätz“, rief Kulala, „denn er ist weiß, und du bist schwarz.“

„Trotzdem ist es wahr“, entgegnete Bosambo ruhig, „denn er ist mein Vetter. Sein Bruder hat nämlich meine Mutter geheiratet, die eine große Häuptlingstochter war. Sandi liebte sie auch und wollte sie eigentlich zum Weibe nehmen, aber es gibt Dinge, über die man nicht sprechen kann. Er hat mir dies gegeben.“

Unter dem Tuch, das er als Mantel um die Schultern gelegt hatte, zog er eine Ledertasche hervor, aus der er ein kleines Päckchen nahm. Langsam wickelte er drei kleine Holzbecher aus dem feinen Eingeborenentuch, mit dem sie umhüllt waren. Sie hatten die übliche Form von Trinkgläsern, wie man sie gewöhnlich im Handel findet, waren aber nicht größer als riesige Fingerhüte.

Jeder Becher war aus einem einzigen Stück Holz gedreht und sehr dünnwandig. Sie steckten ineinander, und Bosambo nahm

sie nun feierlich und würdevoll auseinander.

Auf seinen Befehl brachte ein Ochori einen Stuhl aus dem Zelt und stellte ihn vor Bosambo nieder.

Darüber breitete der Häuptling einen Zeugstreifen und stellte die Becher darauf, die Öffnung nach unten gerichtet. Aus dem Innern der einen holte er eine kleine rote Kugel hervor, die aus Copal und Camholz zusammengeknietet war. Die beutegierigen Isisi beobachteten fasziniert jede seiner Bewegungen.

„Dieses hat mir Sandi geschenkt“, sagte Bosambo, „damit ich die langen Tage der Regenzeit angenehm verbringen kann. Mit diesen kleinen Bechern spiele ich mit meinen Ältesten.“

„Mein Herr Bosambo“, fragte M'laka, „wie spielst du denn?“

Bosambo schaute zum Himmel auf und schüttelte traurig den Kopf.

„Dies ist kein Spiel für dich, M'laka. Man muß dazu sehr schnell und scharf sehen können, und außerdem spielen es die Christen untereinander.“

Nun sind die Isisi sehr stolz auf ihre scharfen Augen. Am Großen Strom sagt man: „Hören wie die N'gombi, riechen wie die Buschleute, sehen wie die Isisi und laufen wie die Ochori.“

„Laß mich einmal sehen, was ich nicht sehen könnte“, erwiderte M'laka.

Bosambo legte achselzuckend die kleine rote Kugel auf den improvisierten Tisch hinter die Becher.

„Beobachte genau, M'laka! Jetzt lege ich die Kugel unter diesen Becher - ich bewege den Becher -“

Langsam verschob er die Gefäße.

„Solch ein dummes Spiel habe ich noch nicht gesehen“, sagte M'laka verächtlich.

„Und doch macht dieses Spiel mir und meinen Leuten, die so scharf sehen können, viel Vergnügen“, entgegnete Bosambo; „denn wir wetten so viel Stäbe gegen so viel Salz, daß keiner der

roten Kugel folgen kann.“

Der Häuptling der Kleineren Isisi wußte, wo sich die Kugel befand, denn er hatte einen leichten Kratzer an dem Becher bemerkt, der sie bedeckte.

„O Herr Bosambo“, antwortete er und zitierte ein Sprichwort: „Nur die Ratte kommt zum Fressen und verfuttert alles. Wenn ich nicht im Schatten deiner Hütte säße, könnte ich dir mit diesem Spiel all deine Stöcke und all dein Salz abgewinnen.“

„Die Nukusaratte ist ein kleines Tier, aber sie reißt das Maul gar gewaltig auf“, erwiderte Bosambo ebenso. „Ich möchte wetten, daß du nicht weißt, wo die rote Kugel ist.“ - M'laka beugte sich vor.

„Ich wette die Speere meiner Krieger gegen die Speere der Ochori“, sagte er.

Bosambo nickte.

„Bei meinem Kopf, so soll es sein.“

M'laka streckte die Hand aus und hob einen Becher hoch, aber die Kugel lag nicht darunter, sie war auch nicht unter dem nächsten, wie Bosambo zeigte.

M'laka starrte ihn entsetzt an.

„Ich bin doch nicht blind“, sagte er rauh. „Deine Zunge, Bosambo, ist wie die Flamme in trockenem Holz. Das knistert - klack, klack, klack!“

Bosambo nahm die Beleidigung hin, ohne sich gekränkt zu fühlen.

„Es ist eben nur das Auge“, meinte er nachdenklich. „Wir Ochori können unheimlich schnell sehen.“

M'laka schluckte eine verletzende Bemerkung hinunter.

„Ich habe zehn Säcke Salz in meiner Hütte“, sagte er kurz entschlossen. „Und ich setze mein Salz gegen die Speere, die du eben gewonnen hast.“

„Bei meinem Herzen und Leben, so soll es sein.“

Bosambo nahm die rote Kugel und legte sie unter einen Becher. Wieder bewegte er die Gefäße langsam hin und her und änderte ihre Lage.

„Mein Salz gegen deine Speere“, rief M'laka frohlockend, denn er sah genau den richtigen Becher, der einen kleinen Flecken am Rande hatte.

Bosambo nickte, und M'laka beugte sich vor, um das Gefäß aufzuheben, aber der kleine Ball befand sich nicht darunter.

M'laka atmete schwer und schwor bei Ewa - das heißt dem Tode - und bei allen unbekannten Teufeln, bei der Krankheit Mongo und bei seinem Vater, der von Sandi aufgehängt und deshalb unter die Geister versetzt worden war.

„Ja, es kommt nur auf das Auge und auf schnelles Sehen an“, erklärte Bosambo fast traurig. „Man sagt ja auch am Großen Strom: ‚So sehen wie die Ochori‘ -“

„Das ist eine freche Lüge“, brüllte M'laka, „die Ochori sehen nichts anderes als den Weg, auf dem sie davonlaufen! Mache dieses Spiel sofort noch einmal.“

Wieder bedeckte Bosambo die rote Kugel mit einem Becher, aber diesmal pfuschte er, denn er stellte das Gefäß, unter dem die Kugel lag, auf eine unebene Stelle des Stuhls, und zwischen dem Rande des Bechers und dem Tuch blieb ein kleiner Zwischenraum, durch den man den roten Ball deutlich sehen konnte - und M'laka war nicht blind.

„Bosambo“, sagte er und nahm sich zusammen, „ich wette große Dinge, denn ich bin ein gewaltiger Häuptling, und du bist ein kleiner Häuptling. Und doch will ich diesmal alles wetten, was ich habe!“

„M'laka von den Isisi“, antwortete Bosambo langsam, „ich bin auch ein großer Häuptling und durch Verschwägerung mit Sandi verwandt. Auch bin ich ein Gottesmann, der die Sprache der

weißen Leute sprechen kann und von Santa Antonio, Marki, Luki, dem heiligen Timothi und ähnlichen Zauberern weiß. Unsere Wette soll so heißen: Wenn du den roten Ball findest, bin ich dein Sklave, ich, Bosambo von den Ochori! Aber wenn du ihn nicht findest, dann sollst du dein Land an mich verlieren.“

„Die Krankheit Mongo soll über mich kommen, wenn ich nicht die Wahrheit rede“, schwur M'laka. „Ich stimme dieser Wette zu.“ Er streckte die Hand aus und berührte den Becher. „Hier ist die Kugel!“ schrie er laut und hob ihn hoch. Aber sie war nicht zu sehen. M'laka sprang auf und atmete schnell.

Er wollte eben heftig aufbegehen, doch dazu kam es nicht mehr, denn in diesem Augenblick eilte ein Ochori, der eine Nachricht brachte, keuchend durch die Straße. Aber bevor er die Hütte seines Herrn erreichen und seine Meldung machen konnte, tauchten Sanders' Soldaten schon auf dem Waldpfad auf.

Man sagt, Blutgeruch dringe weiter, als ein Mensch sehen kann. Es war ein taktischer Fehler, daß M'laka einen Späher von Sanders getötet hatte.

Der Amtmann war beschmutzt, bestaubt und unrasiert, denn er war auf das Gerücht von Krieg und Mord hin in Gewaltmärschen auf den schlechtesten Waldwegen herbeigeeilt.

Immer mehr Soldaten mit bloßen Waden, in blauen Uniformen, Sandalen und feuerroten Tarbuschs erschienen auf der Lichtung und breiteten sich dort aus. In zwei Reihen fühlten sie vorsichtig gegen die Stadt vor, denn sie konnte ja vom Feinde besetzt sein.

Bosambo ahnte sofort die Zusammenhänge und ging dem Amtmann schnell entgegen. Auf ein kurzes Kommando hielten die Soldaten an, und halbwegs zwischen dem Wald und dem Ort traf der Ochorihäuptling mit Sanders zusammen.

„O Herr“, sagte Bosambo mit der üblichen Höflichkeit, „alles, was ich habe, ist dein.“

„Es scheint, daß du noch am Leben bist, und das ist mehr, als ich erwartet habe. Ich weiß, daß M'laka, der Häuptling der Kleineren Isisi, sich in deinem Dorfe aufhält. Du sollst mir diesen Mann ausliefern, damit ich ihn richten kann.“

„M'laka kenn ich wohl“, erwiderte Bosambo bedachtsam, „und du sollst ihn haben. Aber wenn du von dem Häuptling der Kleineren Isisi sprichst, so sprichst du von mir, denn ich habe M'lakas Land durch ein gewisses Spiel gewonnen.“

„Darüber wollen wir später sprechen.“

Sanders führte seine Soldaten zur Stadt und besetzte alle vier Ausgänge. Dann ging er mit Bosambo zu dessen Hütte, wo M'laka und seine Ältesten auf ihn warteten. Denn der Gast eines Häuptlings geht nicht hinaus, um andere Gäste zu begrüßen.

„M'laka“, sagte Sanders, „es gibt zwei Wege für Häuptlinge, die Diener der Regierung töten. Der eine führt in die Höhe und ist kurz, wie du weißt.“

M'laka sah sich ängstlich nach einem Baum um, an dem ihn Sanders aufhängen könnte.

„Aber der andere, der lang und mühselig ist, wird dein Weg sein. Du wirst in das Dorf der Ketten gehen und dort nach dem Willen meines Königs arbeiten.“

„O Herr, wie lange?“ fragte M'laka mit gebrochener Stimme.

„Solange du lebst.“

M'laka nahm die lebenslängliche Zuchthausstrafe einigermaßen gelassen auf - denn es gab schlimmere Dinge.

„O Herr, du hast mich immer gehaßt. Andere Häuptlinge hast du mir vorgezogen und begünstigt und mich unterdrückt. Mir hast du alle Vorrechte versagt, aber Bosambo, deinem Onkel -“

Sanders holte tief Atem.

„- hast du viele Gnadenbeweise gegeben. Du hast ihm sogar eine Feuerwaffe geschenkt.“

„Wenn ich mein Urteil nicht schon gefällt hätte“, entgegnete

Sanders kühl, „würde ich dich jetzt aufhängen, M'laka, denn du bist der Vater der Lügen und der Sohn der Lügen. Welche Feuerwaffen habe ich Bosambo gegeben?“

„O Herr, du kannst es selbst sehen“, rief M'laka und zeigte mit dem Kopf auf den schrecklichen Dreifuß.

Sanders ging auf das Instrument zu.

„Bosambo“, sagte er mit verhaltenem Lachen, „ich denke an weiße Männer, die kamen, um den Mond zu beobachten.“

„O Herr“, erwiederte Bosambo freundlich, „das stimmt. Sie waren verrückt und schauten durch dieses Ding nach dem Mond und nach den Sternen.“

Sanders deutete auf das unschuldige Teleskop.

„Das haben sie wohl verloren?“

Bosambo nickte.

„Sie verloren es, und ein Ochorimann brachte es mir. O Herr, ich habe es nicht verheimlicht, sondern hierhergestellt, wo alle Leute es sehen können.“

Sanders überschaute den Horizont. Rechts lag ein großer Streifen Marschland, jenseits in blauer Ferne, erhob sich, von der Morgensonne beschienen, ein kleiner Hügel mit der Stadt der Kleineren Isisi.

Er beugte sich zu dem Teleskop nieder und stellte es auf den Hügel ein, an dessen Fuß mehrere dunkle Hütten lagen.

„Schau hindurch“, sagte er.

Bosambo trat an seine Stelle.

„Was siehst du?“

„Die Stadt der Kleineren Isisi“, entgegnete Bosambo.

„Sieh genau hin. Ist das nicht die Stadt, die du durch ein gewisses Spiel gewonnen hast?“

Bosambo bewegte sich verlegen hin und her.

„Wenn ich zu meiner neuen Stadt komme -“, begann er.

„Dann werde ich auch dorthin kommen“, sagte Sanders bedeutsam.

Auf dem Stuhl vor der Hütte standen noch die drei kleinen Holzbecher, und Sanders hatte sie gesehen, auch die rote Kugel.

„Morgen werde ich einen Häuptling der Kleineren Isisi ernennen müssen. Wenn der Mond voll ist, werde ich den neuen Häuptling aufsuchen, und wenn er sein Land inzwischen durch dein gewisses Spiel verloren hat, dann werde ich zwei neue Häuptlinge einzusetzen haben - einen für die Isisi und einen für die Ochori. Und die Ochori werden dann sehr traurig sein, denn Bosambo von Monrovia wird von ihnen gehen.“

„Herr“, erwiederte Bosambo, der verzweifelt um sein Königreich kämpfte, „du sagtest doch, wenn M'laka sein Land gäbe, könnte Bosambo es behalten.“

Sanders legte die kleine rote Kugel unter einen Becher und änderte die Lage der Gefäße langsam.

„Wenn dein Spiel ehrlich ist, so zeige mir jetzt den Becher mit der Kugel.“

„O Herr, sie liegt unter dem mittleren“, entgegnete Bosambo, ohne zu zögern.

Sanders hob ihn auf.

Es war keine rote Kugel zu entdecken.

„Ich sehe, daß mein Herr Sandi auch ein Christ ist“, sagte Bosambo langsam.

„Es war nur ein Scherz“, erklärte Bosambo seinen Ältesten, als der Amtmann gegangen war. „Solche und ähnliche Spaße machte mein Herr sogar schon, als ich ihn in seiner Kindheit aufzog. Menchimis, laßt die Lokoli schlagen! Alles Volk soll zu einem großen Palaver zusammenkommen. Ich will die Geschichte von Sandi erzählen, der ein Halbbruder von mir ist von einer anderen Mutter...“

II. Die redegewandte Frau

Bei den N'gombi lebte einst ein junges Mädchen, das eine beredte Zunge hatte. Wenn sie sprach, lauschten die Leute begierig, denn sie gehörte zu denen, die mit der Gabe geboren werden, andere Menschen durch ihre Worte aufzustacheln.

Sie reizte die Bewohner ihres eigenen Dorfes so sehr auf, daß sie sich in einer Nacht aufmachten und einen Beutezug in das französische Gebiet unternahmen. Dadurch brachte sie große Schande über ihren Vater, denn Sanders kam eilig nach Norden, und viele Übeltäter wurden durchgepeitscht, einer beinahe begraben. Nach diesem Vorfall hielt es ihr Vater für geraten, sie zu verheiraten, und zwar an einen starken Mann, der ihre Zunge im Zaum halten konnte.

Er gab sie also einem Häuptling, der zu dem N'gombivolk gehörte, und dieser entbrannte in so heftiger Liebe zu ihr, daß er sie zu seiner Hauptfrau machte, ihr eine Hütte nahe bei seiner eigenen erbaute und einen großen, blanken Messingring von etwa vierundzwanzig Pfund Gewicht um ihren Hals befestigte. Das war eine große Auszeichnung für sie, und sie wurde von den anderen Weibern des Häuptlings sehr darum beneidet.

Sie zählte beinahe fünfzehn Jahre, was man am Großen Strom schon fast ein mittleres Alter nennt. Infolgedessen war sie schon sehr klug und erfahren, was das Verhalten der Männer anbetraf. Einige hielten sie für zu schlau, und ihr Herr und Gemahl hatte gewiß Grund zur Klage, als er einmal ein oder zwei Tage zu früh von einer Jagdexpedition zurückkehrte und seine Frau glücklicher fand, als ihm lieb sein konnte. Sie war nicht allein. „M'fashimbi“, sagte er, als sie demütig vor ihm kniete und die Arme über der nackten Brust kreuzte, „in den Tagen meines Vaters hätte ich einen jungen Baum niedergebeugt, einen Strick um deinen Hals gelegt und ihn an dem Baum befestigt. Er wäre hochgeschnellt und dein Kopf wäre abgerissen worden. Dann

hätte ich dich und den Mann verbrannt, der mir Schande gemacht hat. Aber das ist nicht nach dem Gesetz der weißen Männer, die jetzt das Land regieren. Und du bist ein viel zu geringes Weib, als daß ich deinetwegen meinen Hals aufs Spiel setzte.“

„O Herr, ich bin wenig wert.“

Einen ganzen Tag lang lag sie auf der Erde, umgeben von den Einwohnern des ganzen Dorfes. Sie sprach zu ihnen, während die Schmiede ihr den großen Messingring um den Hals absägten. Endlich war er entfernt, und der Häuptling sandte sie zu ihrem Vater zurück, von dem er sie um eine große Morgengabe gekauft hatte. Aber er fand bei seinen Leuten großen Widerstand gegen diese Maßnahme, denn sie hatte ihre Zeit gut genützt, und die Leute waren so hingerissen von ihrer Beredsamkeit, daß es beinahe einen Aufstand gab, als ihr Boot vom Ufer abstieß.

Denn keine Frau wird von ihrem Mann fortgeschickt, ohne Rache und Haß gegen ihn im Herzen zu tragen - ob sie sich nun in die teuersten Seidenroben aus Paris hüllt oder mit Camholzfarbe und Öl bestrichen ist. Und M'fashimbi war kaum aus dem Dorf ihres Mannes fortgerudert, als sie den Plan faßte, sich bitter an ihm zu rächen.

Der Mann, mit dem und für den sie soviel gewagt hatte, begleitete sie in die Verbannung. Er hieß Otapo und war gerade nicht sehr klug.

Sie ruderten miteinander, und sie kniete hinter ihm in dem Kanu.

„Otapo, mein Mann hat mir großes Unrecht zugefügt und Staub auf mein Haupt gestreut, aber du hast nichts gesagt.“

„Was sollte ich noch sagen, da du schon soviel gesprochen hast?“ fragte Otapo gelassen. „Ich verfluche den Tag, an dem ich dich gesehen habe, M'fashimbi, denn mein Fehlritt hat mich ein Fischnetz gekostet. Es war das beste im ganzen Dorf. Auch

hat mir der Häuptling ein neues Stück Tuch weggenommen, das ich von einem Händler kaufte.“

„Wenn du das Herz eines Mannes und Mut besessen hättest, wäre Namani, mein Gatte, jetzt tot.“

„Ich habe mich selbst umgebracht und habe mein Netz und mein schönes, neues Tuch verloren“, murkte Otapo.

„Du jammerst wie ein altes Weib“, höhnte sie.

„Ich wünsche nur, ich wäre als Mädchen geboren, dann wäre ich jetzt nicht bei dem Häuptling in Ungnade gefallen.“

Sie ruderten eine Weile schweigend.

„Wir wollen dort ans Ufer gehen“, sagte sie dann plötzlich.

„Ich habe hier in der Nähe Schätze meines Mannes verborgen.“

Otapo wandte mit einem langen Ruderschlag die Spitze des Bootes dem Ufer zu.

Als sie es fast erreicht hatten, griff sie mit der Hand hinter sich und faßte einen kurzen Speer, wie man ihn zur Jagd in dichtem Gestüpp gebraucht.

Sie hielt ihn in beiden Händen und zielte mit der Spitze auf die zweite Rippe unter seinem linken Schulterblatt.

Als das Kanu leicht auf den Sand auffuhr, stieß sie den Speer mit aller Kraft in seinen Körper.

Otapo machte eine Bewegung, als ob er sich erheben wollte, dann fiel er stumm in das seichte Wasser.

M'fashimbi watete ans Ufer, machte das Boot fest, zog den Toten an Land und schleppte ihn mit großer Mühe zu einer Stelle, die von einigen Bäumen verdeckt wurde.

„Otapo, du bist tot“, sagte sie, „und es ist besser, daß du gestorben bist; denn durch deinen Tod sollst du mich rächen. Im Leben warst du ja zu furchtsam dazu.“

Sie nahm den Speer und warf ihn ein paar Meter weiter fort, dann stieg sie wieder ins Boot, reinigte es von den Blutflecken

und ruderte den Strom hinunter.

Nach einer Tagesreise kam sie im Dorf ihres Vaters an.

Sie klagte so laut und so lange, daß die Bewohner sie schon hörten und ihr entgegenliefen, bevor sie ans Ufer gekommen war. Ihren schönen Körper hatte sie ganz mit Asche beschmiert und lange, grüne Blätter um ihre Hüften geschlungen, was ein Zeichen größten Kummers ist. Mit langsamem Ruderschlägen, die auch ein Ausdruck ihres Schmerzes waren, brachte sie ihr Kanu an Land.

„Dieses Weib ist entweder wahnsinnig, oder sie hat ein großes Unrecht erlitten“, sagte ihr Vater, der Häuptling des Dorfes.

Er erfuhr bald, um was es sich handelte, denn sie eilte das Ufer empor, fiel vor ihm auf die Knie nieder und umfaßte seine Füße.

„Ewa - Tod über Namani, meinen Mann, der Lügen über mich verbreitet und mich geschlagen hat, o du Vater aller Väter“, schrie sie.

„Weib, was soll dies alles bedeuten?“

Sie erzählte ihm eine Geschichte, eine haarsträubende Geschichte. Aber was noch schwerwiegender war, sie berichtete auch von der Ermordung Otapos.

„Dieser Mann beschützte mich und brachte mich von meinem Manne fort, der mich auspeitschen ließ“, rief sie schluchzend. „Namani aber verfolgte uns, und als wir beim Mahl am Flußufer saßen, durchbohrte er ihn von hinten mit dem Speer. Oe ai!“

Sie wälzte sich in dem Staub zu den Füßen ihres Vaters.

Der Häuptling nahm sich die Sache zu Herzen, denn er war von; höherem Range als Namani und war außerdem für den Frieden und die Rechtsprechung im Bezirk Sanders gegenüber verantwortlich.

„Das ist ein Mordpalaver, das ist zuviel für mich. Obendrein bist du meine Tochter, und man könnte denken, daß ich

parteiisch urteile und nicht gerecht, wie es ein Mann einem anderen Manne gegenüber tun solle.“

Er stieg also in sein Boot und ruderte nach Issu, wo sich Sanders zu der Zeit gerade aufhielt.

Der Amtmann hatte sich eben von einem Malariaanfall erholt und war nicht sehr erfreut, den Häuptling zu sehen. Noch weniger angenehm war ihm die Geschichte, die ihm die ›beredte Frau‹ vortrug. – „Ich werde zu der Mordstelle hinfahren.«

Er begab sich sofort an Bord der ›Zaire‹, und der kleine Dampfer brachte ihn zu dem Platz, den ihm das Weib bezeichnete. Beim Landen konnte er deutlich die Spuren sehen, die die Bootsspitze in dem sandigen, weichen Ufer hinterlassen hatte, da der Fluß hier im Lauf eines Monats weder erheblich stieg noch fiel.

Er folgte der Frau in das Gehölz und sah die sterblichen Überreste Otapos, auch entdeckte er den Speer. M'fashimbi beobachtete ihn genau.

„O Herr“, wehklagte sie, „hier war es, wo Namani den jungen Otafo erschlug, als wir bei dem Mahle saßen.“ Sanders sah sich nach allen Seiten um.

„Ich kann keine Spuren von einem Feuer entdecken“, sagte er dann plötzlich.

„Von einem Feuer, o Herr?“ stammelte sie, „Wenn sich Leute zum Essen niedersetzen, machen sie gewöhnlich Feuer an“, erwiderte Sanders kurz. „Aber hier ist seit Beginn der Welt noch kein Feuer entzündet worden.“

Er nahm sie wieder mit sich an Bord und fuhr zu Namanis Dorf.

„Gehe hin und verhafte den Häuptling, wenn er nicht ans Ufer kommt, mich zu begrüßen“, sagte er heimlich zu dem Haussasergeanten. „Wenn er aber kommt, so lege gleich Beschlag auf seine Hütten und seine Weiber.“

Namani erwartete Sanders am Ufer, und der Amtmann ließ ihn an Bord rufen.

„Namani, ich kenne dich als einen ehrenhaften Mann, und bis jetzt ist keine Anklage gegen dich erhoben worden. Aber nun sagt dieses Weib, das du zur Frau hast, du seist der Mörder Otapos.“

„Sie lügt“, erwiederte Namani ruhig. „Ich weiß nichts von Otapo.“

Eine eingehende Untersuchung, die zwei Tage lang dauerte, brachte keine Beweise für die Anklage. Es kamen im Gegenteil allerhand Dinge zur Sprache, die ein schlechtes Licht auf den Charakter M'fashimbis warfen; aber in einem Lande, wo die Frauen gewöhnlich viele Liebhaber haben, wollte das nicht viel bedeuten.

Am Ende des zweiten Tages gab Sanders sein Urteil ab.

„Es ist klar, daß Otapo ermordet wurde, aber aus vielen Gründen bin ich nicht davon überzeugt, daß Namani ihn getötet hat. M'fashimbi ist eine Frau, die viel Böses getan und gesagt hat, und ich werde sie deshalb in ein fernes Land verbannen, wo sie unter Fremden leben muß.“

Er nahm sie mit sich an Bord seines Dampfers, und die »Zaire« fuhr wieder ab.

In vierundzwanzig Stunden kam Sanders zu der »Stadt des Waldes«, das heißt zur Ochoristadt, und als die Sirene seines Dampfers ertönte, liefen alle Leute ans Ufer.

Bosambo, der Häuptling, erschien zuletzt, denn er kam in feierlicher Prozession unter einem purpurroten Sonnenschirm. Er trug ein golddurchwirktes Gewand, und zehn ältere Männer gingen vor ihm her mit Stöcken, an denen Flitter hing.

Sanders beobachtete diesen Aufzug von der Kommandobrücke aus, aber sein Gesicht verriet nichts von seinen Gedanken.

„Was soll denn diese Kinderei bedeuten, Bosambo?“ fragte er, als der Häuptling an Bord kam.

„O Herr, so treten große Könige auf, wenn sie zu noch größeren Herrschern gehen. Ich habe einige Bilder in einem Buch gesehen, das mir die Gottesfrau gab, und daher weiß ich genau, wie man es machen muß.“

„So kleiden sich die Leute auch, wenn sie andere zum Lachen bringen wollen“, erwiderte Sanders unfreundlich. „Ich habe dir hier eine Frau gebracht, die zuviel schwätzt und von ihrem Manne weggeschickt wurde. Vermutlich hat sie einen anderen Mann ermordet. Es ist mein Wunsch, daß sie in deinem Dorfe leben soll.“

„O Herr, alles wird nach deinem Wunsche geschehen“, sagte Bosambo untertänig und betrachtete M'fashimbi mit kritischen Blicken.

„Sie mag sich nach ihrem Wunsche verheiraten. Vorläufig soll sie aber in deinem Hause bleiben, und du bist für sie verantwortlich bis dahin.“

„O Herr, sie wird noch diesen Abend verheiratet werden“, entgegnete Bosambo ernst.

Als die Rauchwolken des Dampfers wieder hinter den Bäumen verschwunden waren, ließ Bosambo alle seine Ältesten und Unterhäuptlinge zu einem Palaver zusammenrufen.

„Leute“, begann er, „unser Herr Sandi, der mich sehr liebt, ist hierhergekommen und hat mir Geschenke gebracht - seht diese Frau!“ Er wies mit der Hand auf die finster dreinschauende M'fashimbi, die an seiner Seite auf dem kleinen Hügel vor dem Palaverhaus stand.

„Sie ist die schönste N'gombifrau“, fuhr Bosambo fort, „und sie heißt N'lamin'safo, das heißt die Perle. Sandi hat eine große Summe Geldes für sie gezahlt, denn sie tanzt wie ein Leopard und hat viele hervorragende Eigenschaften.“

M'fashimbi verstand genügend von der ihr sonst nicht geläufigen Ochorisprache, um zu erkennen, daß ihre Vorzüge gerühmt wurden. Sie trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

„Sie ist die Frau der Frauen“, sagte Bosambo mit großem Nachdruck, „sie ist liebenswürdig, höflich, zärtlich, sie kann vorzüglich Maniok bereiten und viele wunderbare Geschichten erzählen - aber ich mag sie nicht heiraten, denn ich habe schon viele Weiber und bin wie Wachs in ihren Händen. Deshalb soll der sie haben, der bereit ist und den Mut hat, für sie zu zahlen. Denn wenn ihr sie kauft, habt ihr etwas Wertvollereres als Ziegen oder Salz.“

Für zehn Ziegen und tausend Stöcke kam dieses ›Geschenk‹ Sandis in den Besitz eines Ältesten.

„So ist Sandis Befehl ausgeführt, und ich kann zufrieden sein mit der Kaufsumme, die ich für sie bekommen habe. Alle Dinge geschehen nach Gottes Willen“, sagte Bosambo, als er seiner Lieblingsfrau von dem Vorfall erzählte.

„Wenn du sie selbst genommen hättest, Mahomet, wäre es dir schlecht ergangen.“ Sie war aus dem Kanostamm und eine treue Anhängerin des Propheten.

„O du Perle des strahlenden Lichtes“, entgegnete Bosambo demütig, „du bist die erste in meinem Leben, wie Gott weiß; deinetwegen habe ich alle die anderen Götter verlassen und glaube nur noch an den einen guten und gnädigen Gott. Auch habe ich für dich einen Ehrenschilderrichter lassen nach Art der Kanokönige.“

Am nächsten Tag ging Bosambo auf die Jagd in den Wald und kam erst eine Woche später wieder zurück.

Es ist eine Sitte bei den Ochori wie auch bei anderen Stämmen, dem Häuptling bei seiner Rückkehr von der Jagd entgegenzugehen, und es war merkwürdig, daß niemand erschien und ihn mit dem Elefantengesang begrüßte.

Mit seinen zwanzig Begleitern kam er fast unbemerkt zu seiner Hütte.

Als er die Dorfstraße halb entlang gegangen war, eilte ein älterer Mann auf ihn zu.

„O Herr“, sagte er, „gehe nicht in die Nähe der Hütte Fabadimos, deines ersten Ältesten.“

„Ist er krank?“ fragte Bosambo.

„Viel schlimmer, o Herr. Er hat ein Weib, und seit sechs Tagen und fast sechs Nächten haben alle Bewohner zu ihren Füßen gesessen und ihr zugehört.“

„Was redet sie denn?“

„Sie spricht so, daß den Leuten alle Dinge klar werden, und ihre Worte haben eine bestimmte Bedeutung. Sie bringt wie die Sonne helles Licht in den Verstand selbst der Dümmsten, so daß sie alles so sehen wie sie.“

Bosambo hatte zwanzig Männer bei sich, auf die er sich verlassen konnte. Die Dunkelheit brach gerade herein, und er konnte am anderen Ende des Ortes das große Feuer sehen, an dem die beredte Frau saß und sprach und sprach. Er ging zuerst in seine Hütte und fand dort sein Kanoweib allein, denn die anderen Frauen seines Hauses waren geflohen.

„O Herr“, sagte sie, „ich glaubte nicht, dich noch einmal lebend wiederzusehen. Und ich harrte auf den Tod, wenn die Zeit erfüllt sein sollte.“

„Das wird noch viele Jahre dauern“, erwiederte Bosambo.

Er sandte sie mit zwei seiner Vertrauten in den Wald, wo sie auf ihn warten sollte. Die übrigen gingen zu zweien und dreien zu der Versammlung vor der Hütte seines Unterhäuptlings.

Dieser Platz eignete sich hervorragend als Rednertribüne, denn er lag auf einer Anhöhe und wurde auf beiden Seiten von anderen Hütten eingeschlossen. In halber Höhe des Abhangs brannte ein großes Feuer, und die züngelnden Flammen

beleuchteten eine schlanke Gestalt, die mit ausgestreckten Armen vor der Hütte stand.

„.... Wer macht euch zu den Sklaven eines Sklaven - zu den Sklaven Bosambos? Wer gab ihm die Gewalt, zu sagen ›Geht fort‹ oder ›Bleibt hier‹? Niemand. Denn er ist ein Mann wie ihr, er hat denselben Körper wie ihr, und er kann nicht besser sehen als ihr. Und wenn ihr ihn mit einem Speer durchbohrt, wird er nicht genau so sterben wie ihr?“

Und Sandi, ist er nicht auch nur ein Mensch, wenn er auch eine weiße Haut hat? Ist er etwa stärker als Efambi oder Elaki oder Yako? Ich sage euch, daß ihr nicht frei sein werdet, solange Bosambo lebt oder solange Sandi lebt.“

Bosambo besaß feine Instinkte wie die wilden Tiere des Waldes. Er fühlte, daß Aufruhr in der Luft lag, er wußte untrüglich, daß er sein Volk nicht mehr in der Hand hatte. Und er handelte, ohne zu zögern.

Eine große Menschenmenge trennte ihn von der Frau, er konnte sie nicht erreichen.

Er wandte keinen Blick von ihr, griff mit der Hand hinter seinen Schild und packte seinen langen Wurfspeer. Er hatte genug Spielraum, um zum Wurf auszuholen. Zitternd lag die schlanke Lanze in seiner Hand, dann schleuderte er sie mit voller Gewalt. Sie sauste schneller durch die Luft, als ihr ein Auge folgen konnte. Aber M'fashimbi hatte den ausgestreckten Arm gesehen und den Lanzenwerfer erkannt. Sie sprang zur Seite, und der Speer traf den Mann, der hinter ihr stand. Fabadimo, der Unterhäuptling, starb, ohne noch ein Wort zu sprechen.

„Bosambo!“ schrie das Weib und zeigte mit dem Finger auf ihn. „Bosambo! Tötet ihn - tötet ihn!“

Bosambo hörte das Rasseln der Speere und floh in die Dunkelheit, Sanders lag auf der Veranda seines Hauses in einer Hängematte und schaukelte sich. Er las oder er versuchte

wenigstens, ein langes, unliebenswürdiges Schriftstück zu lesen, das er von der Zentralverwaltung bekommen hatte. Es handelte von einem Bericht über die Steuern, den Sanders eingeschickt und der seine vorgesetzte Behörde offenbar nicht zufriedengestellt hatte.

Aus welchem Grunde, konnte Sanders nicht feststellen, denn er schlief dreimal ein bei der Lektüre. Beim dritten Versuch wurde er von seiner Ordonnanz geweckt, die eine ganz ermattete Taube in der Hand trug.

„O Herr, hier ist ein Buch“, sagte der Mann, denn alles Geschriebene, Briefe und Notizen, werden von den Eingeborenen ›Buch‹ genannt.

Sanders wurde plötzlich wach und kletterte im nächsten Augenblick aus der Hängematte.

Ein dünnes Stückchen Papier war mit einem langen Gummiband um das eine Bein des Vogels befestigt. Sanders glättete den kleinen Zettel, der ungefähr die doppelte Größe und die Beschaffenheit eines Zigarettenpapieres hatte.

Mit Kopierstift waren einige Worte in Arabisch darauf geschrieben.

„Von Abiboo, dem Diener Gottes, an Sandi, den immer wachsamen Vater seines Volkes.

Friede sei mit Dir und Deinem Hause. Indem ich erkläre, daß es nur den einen wahren Gott gibt, sende ich Dir Nachricht, daß die Frau, die Du Bosambo übergeben hast, großen Aufruhr verursacht hat. Ich habe durch Boten davon erfahren. Bosambo ist mit zwanzig Leuten zur Grenze des Isisilandes geflohen.

Dieser Brief wurde geschrieben am Isisstrom, wo sich die drei Krokodilbuchten in der Form eines Pfeiles treffen.“

Abiboo war von Sanders in dem Dorf zurückgelassen worden, aus dem M'fashimbi entfernt wurde. Er war beauftragt, den geheimnisvollen Tod Otapos aufzuklären, und er war ein Mann,

der sich nicht leicht aus der Fassung bringen ließ.

Sanders zog sofort seine Moskitoschuhe an und ging in das Quartier des Haussa-Offiziers, der gerade einsam seinen Tee trank.

„Ich werde Sie brauchen“, sagte Sanders. „Im Ochoriland ist ein Aufstand ausgebrochen.“

Captain Hamilton zog die Stirn in Falten. Er war ein noch verhältnismäßig junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, und in diesem Alter sind die Leute meist etwas zynisch veranlagt.

„Der unterwürfige Bosambo ist doch nicht etwa aufsässig gegen uns? Diese Perle von Höflichkeit und Tugend?“

„Lassen Sie jetzt Ihre dummen Bemerkungen“, fuhr ihn Sanders an. „Die Ochori sind im Aufstand begriffen, und an ihrer Grenze wohnt eine Missionarin.“

Hamilton sprang auf.

„Um Himmels willen, das hatte ich ganz vergessen“, rief er bestürzt, zog eine Alarmpfeife aus seiner Brusttasche und blies.

Ein barfüßiger Hornist eilte von der Wachstube über den kleinen Exerzierplatz zu ihm.

„Tatata!“ sang ihm der Offizier vor, und gleich darauf ertönte das Signal „Alles zu den Waffen!“

„Worum handelt es sich denn?“ fragte Hamilton.

Sanders erklärte ihm kurz die Lage.

Mit Volldampf fuhr die kleine ›Zaire‹ Tag und Nacht ohne Unterbrechung stromauf, bis sie zu dem Platz kam, wo sich ›die drei Krokodilbuchten in der Form eines Pfeiles treffen‹.

Hier hielt Sanders an, um Abiboo und seine wenigen Soldaten zu entsetzen.

Er erfuhr zu seiner größten Beruhigung, daß die Missionsstation noch nicht bedroht worden war.

„Wie steht es mit Bosambo?“

„Ich weiß nicht, ob er lebt oder tot ist“, sagte Abiboo gelassen. „Wenn er tot ist, starb er als ein treuer Anhänger des Propheten, denn die Kanofrau, die er zum Weibe nahm, glaubt an Allah und an Mohammed, seinen Propheten.“

„Das mag ja alles wahr sein“, erwiderte Sanders geduldig, „aber im Augenblick interessiere ich mich weniger für seine Aussichten im Jenseits als für sein Ergehen auf dieser Erde.“

Darüber konnte ihm Abiboo nichts berichten. Er wußte nur, daß Bosambo zehn Meilen entfernt eine Insel mitten im Strom besetzt hatte und vor zwei Tagen noch in deren Besitz war.

Der Fluß zog sich hier in vielen Biegungen und Windungen durch die Gegend, und man konnte die mittlere Insel erst sehen, als die ›Zaire‹ die letzte Krümmung nahm.

„An die Geschütze!“ befahl Sanders kurz.

Der Haussa-Captain ließ sich auf dem Sattelsitz des einen kleinen Bronzegeschützes nieder, Abiboo bediente das andere.

Auf dem Wasser wimmelte es von Booten.

Die Ochori griffen die Insel an, aber das Geräusch des Schaufelrades der ›Zaire‹ übertönte alles andere.

„Der Kampf ist regelrecht im Gang. Was sagen Sie dazu, Sanders?“

Der Amtmann stand am Steuer und sah geradeaus in die Fahrtrichtung.

Er überschaute jetzt die Lage. Ein Teil der Ochori war gelandet, und ein erbitterter Nahkampf war entbrannt.

„Feuern Sie!“ rief er.

Die beiden Geschütze spien Flammen.

Wie durch einen Zauberschlag bildeten die Boote plötzlich zwei, drei, dann vier Reihen und rasten den Strom hinunter, der ›Zaire‹ entgegen.

Dann bekam eines der beiden Geschütze eine Ladehemmung,

und ein Hagel von Speeren ging auf den Dampfer nieder, von denen einer beinahe Sanders getroffen hätte.

Im nächsten Augenblick war die ›Zaire‹ von Booten umgeben zum erstenmal hatte der Zauber der Geschütze am großen Strom versagt. Das kam so unerwartet und war so unerklärlich, daß ein Mann leicht den Kopf verlieren konnte. Aber Sanders' Hand zitterte nicht, als er das Steuerrad herumriß, der Dampfer einen großen Bogen beschrieb und umwandte. Die Haussasoldaten gaben Schnellfeuer mit ihren Karabinern; Hamilton blutete an der Stirn, aber er brachte das Geschütz wieder in Ordnung, ohne sich um seine Wunde zu kümmern. Mit größter Geschwindigkeit fuhr die ›Zaire‹ den Strom hinunter. Die feindlichen Boote konnten das gleiche Tempo nicht halten, nur ein Kanu hatte sich an der Seite des Dampfers festgehakt. Die Soldaten stießen die Insassen mit ihren Bajonetten nieder.

„Das Geschütz ist wieder schußfertig“, sagte der Offizier, als er einen neuen Patronengürtel einführte.

Sanders nickte.

Die Zaire dampfte nun aufs neue stromauf und stieß wieder auf die Bootreihen. Die Maximgeschütze feuerten andauernd.

Die zweite Bootlinie wankte und wurde durchbrochen, die dritte wagte keinen Widerstand mehr. Inmitten der fliehenden Boote bemerkte Sanders ein Kanu, das größer als alle anderen war.

Mit ausgestreckten Armen stand eine Frau darin, die auf die Leute einredete.

„Abiboo!“

Der Sergeant übergab sein Geschütz einem Kameraden und trat zu dem Amtmann.

„Siehst du die. Frau in dem Boot dort?“

„Ja, Herr, ich sehe sie.“

„Es scheint mir, daß sie besser tot wäre“, sagte Sanders

düster.

Er stellte den Maschinentelegraphen auf Stopp, und das Geräusch der Schiffsmaschine und des Schaufelrades hörte plötzlich auf. Die »Zaire« glitt ruhig und ohne Erschütterung dahin.

Abiboo lag auf dem Deck, preßte den Kolben seines Gewehres an die Wange und zielte genau.

Man fand Bosambo bei Bewußtsein unter einem Haufen von Toten. Er lag über einer Kanofrau, die auch noch am Leben war, denn er hatte alle Speerwürfe, die ihr galten, auf sich genommen.

Bosambo hatte fünfundzwanzig Wunden, wie Sanders feststellte.

„O Herr“, flüsterte er, als der Amtmann neben ihm stand, „habe ich dir nicht gesagt, daß die Ochori kämpfen können?“

„Sie haben für einen sonderbaren Zweck gekämpft, mein Junge“, erwiderete Sanders grimmig.

Bosambo lächelte schwach.

„O Herr, wenn ich wieder zu ihnen komme, wird es ihnen schlecht ergehen.“

Und so war es auch, wie ich hier verraten will.

III. Die Missionarin

Das Handelshaus De Silva & Mackiney ist nicht so bekannt wie zum Beispiel Rockefeller oder Marshall Field, auch hat es in Finanzkreisen nicht denselben Kredit wie etwa Rothschild oder Pierpont Morgan. Aber an der afrikanischen Küste nahm die Firma De Silva & Mackiney dieselbe Stellung ein wie die Genannten. Für diesen Teil der Erde waren sie die Rothschilds, die Marshall Fields, die Morgans. Man sagt sogar, daß sie einmal dem Staat den Vorschlag gemacht hätten, ihr eigenes Geld prägen zu lassen, aber eine konservative Regierung lehnte es höflich ab, auf dieses Ansinnen einzugehen.

Was sich auch an der zentralafrikanischen Küste ereignen mochte, sie hatten ihre Hand dabei im Spiel. Sie waren an Schiffahrtsgesellschaften interessiert, sie besaßen die Aktienmajoritäten der dort arbeitenden Banken, sie finanzierten Gesellschaften, die sich mit der Erschließung und Ausbeutung des Landes befaßten, sie förderten den Eisenbahnbau, sie waren an Goldminen beteiligt, aber vor allem trieben sie einen schwunghaften Tauschhandel mit den Eingeborenen und erhielten dabei von diesen bedeutend wertvollere Waren als ihre eigenen Artikel. Die Handelsniederlassung und die Handelskarawane waren die Grundpfeiler der Firma De Silva & Mackiney, und selbst in den Tagen ihrer größten geschäftlichen Erfolge war der Tauschhandel mit den Eingeborenen ihre Haupteinnahmequelle. De Silva hatte sich schon lange vom Geschäft zurückgezogen und war Marquis in Portugal geworden.

Ein kleiner Dampfer kam von Zeit zu Zeit an die sandige Küste, an der als einziges Zeichen der Zivilisation ein mit Wellblech gedecktes Gebäude und ein Flaggenmast zu sehen waren. Große, mit Tauen zusammengebundene Fässer wurden über Bord geworfen, von einer kleinen Dampfpinasse ins

Schleptau genommen und an Land gebracht.

Dann folgte ein Leichter nach dem anderen, beladen mit strohgepackten Kisten. Alle diese Waren nahm ein einsam dort lebender weißer Mann in Empfang, der unter einem großen Tropenhelm schwitzte. Er führte die Niederlassung des Hauses De Silva & Mackiney und ließ alle Güter im Warenschuppen verstauen, bis die ausgesandten Karawanen wieder aus dem dunklen Innern zurückkehrten. Dann wurden die Träger entlohnt, und zwar in Ginschnaps. Einige zogen allerdings Rum vor, und für diese wurden die großen Fässer angestochen. Aber hauptsächlich bezahlte er die Leute mit dem Inhalt der Kisten, in denen sorgfältig zwischen Strohlagen die viereckigen Branntweinflaschen verpackt lagen.

Emanuel Mackiney war, wenn man dem Gerede Glauben schenken konnte, mehr als eine Million Pfund Sterling wert, aber darin bestand auch sein ganzer Wert. Er war ungeheuer reich und ungeheuer gewissenlos, und obwohl man seine Schecks von Französisch-Dakka bis nach Portugiesisch-Benguela als bares Zahlungsmittel schätzte, wurde er doch persönlich nirgends geachtet.

Wenngleich er kein reines Englisch sprach und seine Herkunft zweifelhaft war, sprach er doch stets von England als von seiner »Heimat«.

Das ist alles, was über Emanuel Mackiney zu berichten wäre. Sein Sohn muß jedoch etwas eingehender betrachtet werden. Burney Mackineys Erziehung hatte ihren Abschluß in England gefunden. Der junge Mann hatte allerdings die Hilfsquellen der Wissenschaft mit geringerem Erfolg ausgebeutet als sein Vater die Küsten Afrikas.

Er war von großer schlanker Gestalt, breitschultrig und kräftig. Er hatte lange genug in England gelebt, um die Fehler und Laster, die er sich an der Küste angeeignet hatte, weiterzuentwickeln denn er war in dem Geschäft groß

geworden, beherrschte die Sprachen von mindestens zwölf Völkern und kannte die Gewohnheiten aller Stämme und Nationen von Dahomey bis nach Angola. Seine Backenknochen traten stark hervor, und seine Gesichtsfarbe spielte ins Bräunliche. Die Lippen waren dick, das Kinn plump. Er besaß das dreiste Selbstvertrauen, das man bei reichen Leuten ohne tiefere Bildung gewöhnlich findet.

Burney hatte sich verliebt.

Er machte die Bekanntschaft Ruth Glandynnes, bevor der Dampfer, der ihn zu dem schönen Haus in Sierra Leone zurückbringen sollte, den Hafen von Teneriffa erreichte.

Sie war ein schlankes, junges Mädchen mit einem klugen, traurigen Gesicht und feinen Zügen.

„Wie, Missionarin sind Sie?“ fragte Burney mit gutmütiger Verachtung. Es war allgemein bekannt, daß Burney für solche Leute nichts übrig hatte. „Afrika ist nicht der richtige Platz für ein so hübsches Mädchen.“

„Ich kenne schlechtere Gegenden“, erwiderte sie lächelnd.

„An welchen Teil der Küste gehen Sie denn?“

„Ich werde eine Missionsstation am Isisi-Fluß eröffnen.“

„Sind Sie allein?“

.Sie nickte.

„Wir sollten eigentlich zu zweien hinausfahren, aber meine Gefährtin wurde krank und kann erst später nachkommen.“ „Hm!“ meinte Burney. „An den Isisstrom wollen Sie also gehen?“

„Kenn Sie die Gegend?“

Ihre grauen Augen, die ihn vorher etwas argwöhnisch und feindselig betrachtet hatten, sahen ihn plötzlich lebhaft interessiert an.

„Nicht besonders gut - wir gehen niemals dorthin, wissen Sie. Mein Vater hat den ganzen Handel an der Küste in der Hand,

aber aus dem Isisiland sind wir ferngehalten worden. Dort sitzt ein Hund von einem Amtmann, er heißt Sanders. Sie werden ihn auch noch hassen lernen. Er kann Missionare und Kaufleute durchaus nicht leiden.“

So begann ihre Bekanntschaft, die schon nach zwei Tagen zu einem Heiratsantrag von seiner Seite führte.

Aber zu seinem größten Erstaunen wurde er glatt abgewiesen.
„Es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß Sie mich so schätzen“, sagte sie und sah ihm ruhig in die Augen, „aber ich habe nicht die Absicht zu heiraten - wer es auch sei.“

„Einen Augenblick, Miss Glandynne.“ Seine Stimme klang rauh. „Machen Sie keinen Fehler. Sie glauben, es sei unmöglich, weil ich reich bin und Sie arm sind. Aber meinem Vater würde das gar nichts ausmachen -“

„Ich habe keinen Augenblick an Ihre finanzielle Lage gedacht.“ Sie erhob sich. „Auch können Sie meine Verhältnisse in keiner Weise beurteilen.“

„Ich liebe Sie! Ich habe niemals eine junge Dame getroffen, die so faszinierend und so famos ist wie Sie. Sehen Sie“ - er legte seine Hand auf ihren Arm -, „ich hatte in England Auswahl unter vielen Frauen. Es waren Damen mit großen Titeln darunter. Aber es ist so etwas Gewisses an Ihnen -“

Sie standen im Dunkeln allein auf dem Promenadedeck. Er hatte gut zu Abend gegessen und war von sich überzeugt.

„Sie haben etwas an sich“ - seine Hand schloß sich um ihrer Arm -, „was mein Blut in Wallung bringt, Ruth!“

Im nächsten Augenblick hatte er sie in seine Arme geschlossen.

Aber sie wehrte sich aus Leibeskräften.

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ schrie sie.

Statt jeder Antwort beugte er sich über sie und küßte sie leidenschaftlich.

Mit fast übermenschlicher Anstrengung befreite sie sich von ihr und taumelte blaß und zitternd gegen die Reling.

„Sie Schuft!“ stieß sie schwer atmend hervor.

Die verachtungsvollen Blicke ihrer grauen Augen bändigten ihn.

„Es tut mir leid“, stammelte er. „Es war nicht recht von mir - ich bin töricht - der Wein -“

Sie ging schnell das Deck entlang und verschwand auf der Treppe nach unten. Drei Tage lang sah er sie nicht.

Ein anderer Mann hätte sich geschämt, ihr wieder unter die Augen zu treten, aber Burney Mackiney war nicht von dieser Art. Seine Meinung von Frauen war nicht sehr hoch, und er bedauerte nur, daß er sich bei ihr entschuldigt hatte. Das war eine Schwäche gewesen. Je stärker und herrischer man mit Frauen umging, desto mehr liefen sie einem nach. Er wartete auf eine bessere Gelegenheit.

Am Abend, bevor das Schiff Sierra Leone anlief, traf er sie allein auf dem vorderen Teil des Promenedecks.

„Guten Abend, Miss Glandynne“, grüßte er. Sie sah starr vor Schrecken zu ihm auf. „Sehen Sie, was hat es denn für einen Zweck, schlechte Freunde zu sein? Ich habe mich nun einmal fest dazu entschlossen, Sie zu heiraten.“

Sie wäre aufgestanden, aber sie fürchtete eine Wiederholung jener Szene, in der sie unfreiwillig hatte mitspielen müssen, und blieb schweigend sitzen. Er faßte ihre Haltung falsch auf.

„Meine Gedanken beschäftigen sich stets mit Ihnen“, fuhr er fort. „Es fällt mir schwer, daran zu denken, daß Sie allein unter diesen Kannibalen und Scheusalen am Isisstrom leben sollen.“

„Jedes andere Scheusal ist noch erträglicher als Sie“, erwiderte sie.

Diese Beleidigung traf ihn empfindlich.

Einen Augenblick war er sprachlos vor Wut, dann

überschüttete er sie mit einer Flut von Schimpfworten.

Sie zog Vorteil aus dieser Situation und ent schlüpfe ihm. Er sah sie nicht wieder, aber sie beobachtete oben an der Reling, wie er in einem Boot an die Küste von Sierra Leone übersetzte, und seufzte erleichtert auf.

Amtmann Sanders ging an die Küste hinunter, um Miss Glandynne abzuholen, aber er war gerade nicht in der besten Stimmung.

Sie sah einen Mann von mittlerer Größe vor sich, der tadellos weiß gekleidet war. Ein großer Tropenhelm beschattete sein hageres, glattrasiertes Gesicht, das fast die Farbe von Teakholz angenommen hatte. Seine Blicke waren forschend und durchdringend, und jede seiner Bewegungen verriet Energie und Tatkraft.

„Eigentlich sollte ich mich freuen, Sie zu sehen“, sagte er und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf, „denn Sie sind die erste weiße Frau, die mir seit vielen Jahren begegnet. Aber Sie bürden mir eine schwere Verantwortung auf.“

Sie lachte und gab ihm ihre zarte Hand, die er drückte.

„Sie scheinen also Missionarinnen nicht sehr zu schätzen?“

„Nein, wirklich nicht. Ich habe schon alle möglichen Aufträge, mich um Sie zu kümmern und Ihnen den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen. Es gibt ja viel Arbeit hier am Großen Strom - ich meine, man könnte den Eingeborenenfrauen vielfach ärztliche Hilfe bringen. Sie sind doch Ärztin?“

„Nein, ich bin Krankenpflegerin. Die Ärztin ist vor der Ausreise erkrankt.“

„Hm!“ meinte Sanders.

Er hatte schon eine Hütte für sie herrichten lassen, und zwei Eingeborenenfrauen, die mit den Lebensgewohnheiten weißer Menschen vertraut waren, betreuten sie dort.

Zum Abendessen bat er sie in die Residenz. Er hatte auch den Haussa-Captain eingeladen, daran teilzunehmen. Der Offizier war der einzige, der eine Art Anstandsdame spielen konnte.

„Ich habe eine Hütte für Sie bauen lassen“, sagte Sanders, „und alle Vorräte und Möbel, die für Sie geschickt wurden, habe ich schon dorthin bringen lassen. Es gibt drei oder vier Missionsstationen in diesem Gebiet. Zunächst haben wir den Pater O’Leary in Cosinkusu - diese Station liegt ungefähr hundert Meilen von Ihnen entfernt. Er ist ein liebenswürdiger Mann, mit dem man gut auskommen kann. Dann ist der Baptistenmissionar Boyton im Lande, der immer gegen den Pater tobt, weil er glaubt, er habe ihm einige Mitglieder seiner Gemeinde abspenstig gemacht. Boyton lebt etwa hundertfünfzig Meilen von Ihnen entfernt. Das sind die beiden hauptsächlichen Missionsstationen.“

Er gab ihr noch einen kurzen Überblick über die Geschichte des Bezirkes, in dem sie leben sollte. Eigentlich erzählte er ihr viel mehr, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, aber ihre grauen Augen waren so zwingend, und ihre Lippen lächelten so gerne.

Zwei Tage lang blieb sie in der Residenz, am dritten Morgen wurde ihr Gepäck auf die ›Zaire‹ gebracht.

Vor der Abfahrt lernte sie noch Bosambo von Monrovia kennen, der zu diesem Zweck heruntergeholt worden war.

„Dieser Mann ist der Häuptling des Stammes, der Ihrer Station am nächsten liegt“, erklärte Sanders, „obwohl Sie sich praktisch im Isisiland befinden. Ich habe nach ihm geschickt, damit er - damit er -“

„Damit er nach mir sehen soll“, ergänzte sie lächelnd.

Sanders mußte auch lachen.

„Ja, das wollte ich ungefähr auch sagen. Es lag mir viel daran, daß er sie hier sah. Denn nun weiß er, daß Sie als mein Gast und meine Freundin in diesem Lande weilen.“

Sanders stockte zuweilen und war verlegen, da er nicht daran gewöhnt war, Schmeicheleien und höfliche Phrasen vorzubringen.

Nachdem er sie zum Dampfer begleitet hatte, schickte er nach dem Ochorihäuptling.

„Bosambo“, redete er ihn in der EingeborenenSprache an, „diese Frau ist von meinem Volke, und sie wird hier allein unter den Eingeborenen leben, die schlecht und verschlagen sind. Sie werden versuchen, sie zu betrügen, denn sie ist eine Gottesfrau, obwohl sie auch Ärztin ist. Nun gebe ich dir den Auftrag, sie zu bewachen und zu schützen, bis zu deinem letzten Atemzug. Du stehst an meiner Stelle und handelst für mich in allen Dingen, die sie angehen.“

Bosambo streckte feierlich seine Hände mit der Fläche nach oben aus.

„O Herr“, sagte er ernst, „wenn ich bei der heiligen Jungfrau schwöre, die ich in Liberia verehrt habe, dann weiß ich nicht recht, wobei ich schwöre, denn ich habe all die heiligen Dinge schon vergessen, die mir die Pater einmal beigebracht haben. Aber ich schwöre bei meinem Kopf, bei meinem Verstand und meinem Lebensgeist, daß ich deinen Auftrag ausführen werde.“

Er wandte sich um und schritt majestätisch zu seinem Boot. Aber auf halbem Wege kehrte er noch einmal um und kam zu Sanders zurück.

„O Herr, wenn ich nun alle deine Aufträge gewissenhaft ausgeführt habe und du mit mir zufrieden bist, wirst du mir dann auch ein Stück Goldstoff in Sierra Leone kaufen, wie es ein mächtiger Häuptling trägt?“

„Geh nur ruhig, mein geschäftstüchtiger Junge“, sagte Sanders unbearrt.

Er sah dem kleinen Dampfer nach, bis er um die Biegung fuhr und außer Sicht kam. Dann ging er langsam zu seiner Residenz zurück und seufzte innerlich.

Zur selben Zeit hatte Burney Mackiney in Sierra Leone eine Unterredung mit seinem Vater.

Der ältere Mann sah nicht gerade einnehmend aus. Er war sehr dick, hatte ein pockennarbiges Gesicht von gelblicher Hautfarbe und einen lauten, schnarchenden Atem.

„Der Versuch würde sich lohnen“, sagte er nach einem langen Schweigen. „Bei den Isisi wachsen viele Gummibäume, und es gibt kein Gesetz, das die Einfuhr von Alkohol verbietet - mit Ausnahme der Verfügung, die Amtmann Sanders aus eigener Machtvollkommenheit erlassen hat. Aber wie willst du denn eigentlich dorthin kommen?“

„Durch das französische Gebiet. Das ist sehr einfach.“

Es trat eine Pause ein.

„Aber willst du denn durchaus in diese Gegend? Es sieht dir doch gar nicht ähnlich, unnötige Schwierigkeiten und Sorgen auf dich zu nehmen.“

„Ich möchte mir das Land einmal ansehen“, erwiederte Burney gleichgültig.

In Wirklichkeit hatte er natürlich ganz andere Absichten, und seit Tagen brütete er schon über seinem bösen Plan.

Die Araber hatten früher derartige Dinge gleichfalls unternommen - es konnte nicht schwierig sein. Jenseits der zivilisierten Gegend wurde er eben einfach ein Araber, er beherrschte ja das Küstenarabisch vollkommen.

Den Weg durch das Gebiet der einzelnen Stämme konnte er sich erkaufen. Ein kühner, schneller Zug über die französische Grenze, und er konnte den Isisstrom erreichen. Er hielt sich dann eben nur so lange auf, bis die Tatsache bekannt wurde, daß ein arabischer Händler der Schuldige sei. Dann mußte sie ihn heiraten.

Das war in kurzen Zügen sein Plan.

Er wählte die Leute, die ihn begleiten sollen, sehr sorgfältig

aus, und einen Monat später verließ er Sierra Leone an Bord eines englischen Dampfers. Sein Ziel war unbekannt.

Drei Monate waren vergangen, seitdem sich Sanders von der Missionarin verabschiedet hatte. Sorglos und ohne große Eile fuhr er einen kleinen Fluß hinauf zu einem entfernten Teil der Kleineren Isisi. Unterwegs traf er einen gewöhnlichen Mann mit Namen Ifambi M'Waka oder M'Wafamba, wie man ihn auch nannte.

Sanders benützte ein kleines Dampfboot, denn die ›Zaire‹ befand sich im ›Dock‹ - mit anderen Worten: Sie war ans Ufer gezogen worden.

Der Amtmann fuhr stromauf, und M'Wafamba kam in einem alten morschen Eisenholzboot mit der Strömung herunter. Sanders stand an der Reling und betrachtete den Mann mit müßiger Neugierde.

Als sie aneinander vorbeifuhren, richtete sich M'Wafamba in seinem Kanu auf und wandte ihm das Gesicht zu.

„Ho, Sandi!“ schrie er prahlerisch.

„Ho, du Mann!“ rief Sanders. „Fahre mit deinem Boot näher an das Ufer, denn mein schnelles Schiff verursacht Wellen, und du könntest Schaden nehmen.“

Als Antwort hörte er nur ein höhnisches Gelächter.

„Ho, Sandi!“ brüllte der Eingeborene, „du weißer Mann! Du Schweinefresser, du weißer Affe!“

Sanders ergriff das Steuerrad und lenkte das Dampfboot in einem Kreis herum, bis es dicht am Kanu war.

Ein Haussa-Soldat packte den Nachen mit einem Bootshaken, ein anderer ergriff den unverschämten M'Wafamba am Arm.

Er leistete nur unbeholfen Widerstand, als er an Deck gezogen wurde.

„Entweder leidest du an der Krankheit Mongo“, sagte Sanders zu ihm, „oder du bist ein ganz niederträchtiger Lump!“

„Du bist ein dicker Lügner und hast nur Lügen gefressen“, schrie M'Wafamba.

Als Sanders seine Hand ausstreckte, um den Nacken des Mannes nach gewissen Schwellungen zu untersuchen, die charakteristische Symptome der Krankheit Mongo waren, versuchte der Eingeborene, ihn zu beißen.

Der Amtmann zog seine Hand schnell zurück, jedoch nicht aus Furcht vor einem Biß, sondern aus einem anderen Grunde.

Während zwei seiner Leute auf dem Gefangenen knieten, steuerte er den Dampfer zum Ufer.

„Bringt ihn an Land!“

Ohne weitere Umstände wurde M'Wafamba heruntergeschleppt.

„Bindet ihn dort an den Baum und macht alles fertig, daß er seine Tracht mit der Peitsche bekommt“, befahl Sanders.

Sie banden ihn, die Hände über dem Kopf, an den Stamm eines jungen Gummibaumes und nahmen ihm das Gewand von den Schultern, während Sanders auf und ab ging, die Hände in den Taschen, den Kopf gesenkt. Plötzlich war an diesem heiteren Sonnentag eine Sorgenwolke über ihn gekommen, die ihm das Leben verbitterte.

Als seine Leute mit den Vorbereitungen fertig waren, näherte er sich dem Gefangenen, der jetzt doch ein wenig furchtsam geworden war.

„Wie heißt du?“ fragte der Amtmann.

„I'fambi M'Waka“, winselte der Mann an dem Baum. „Gewöhnlich nennen sie mich M'Wafamba. Ich stamme aus dem Dorfe bei dem Teufelsteich.“

„M'Wafamba, da du zu den Isisi gehörst, kennst du mich doch und weißt, wie ich mit den Leuten umzugehen pflege.“

„Herr, ich habe dich schon früher gesehen und weiß, wie du handelst.“

„Und wenn ich sage ›Tod‹ - was meine ich dann?“

„Herr, dann meinst du Tod, wie alle Leute am Fluß wissen.“

Sanders nickte.

„Nun, ich werde dich zu Tode peitschen lassen“, sagte er grimmig, „wenn du mir nicht erzählst, wo du in meinem Lande Feuerwasser bekommen hast - denn du bist berauscht von einem bösen Gift, das die Leute hier Ginni nennen. Es ist aber durch Gesetz schwer verboten, Ginni hierherzubringen und zu verkaufen.“

Der Mann schüttelte nur trunken den Kopf.

„Schlag nur zu, du Schweinefresser“, rief er plötzlich wieder mutig. „Ich habe einen Eid geschworen, daß ich es niemand sagen werde.“

„Nun gut, dein Eid steht gegen meine Peitsche.“

Abiboo, der große, starke Haussa-Sergeant, packte die Rhinocerospeitsche mit festem Griff, trat einen kleinen Schritt zur Seite und schwang die Peitsche schwirrend um seinen Kopf. Klatschend sauste der Hieb auf die nackten Schultern des Mannes nieder.

M'Wafamba brüllte vor Schmerz.

„Genug!“ schrie er. „Ich werde alles sagen!“

Sie banden ihn von dem Baume los.

„O Herr“, heulte er, „es war ein Arabi, der über die französische Grenze kam. Er gab mir das Feuerwasser für eine bestimmte Menge Gummi, die ich gesammelt hatte, und er sagte, daß ich dadurch den Geist eines weißen Mannes erhielte und dem Tapfersten an Mut gleich wäre. Und so war es auch, o Herr, aber nun ist mein Herz leicht wie Wasser.“

„Wie sah der Arabi aus?“

„O Herr, er war groß und stark und hatte ein fettes Gesicht wie ein Schwein, und er trug einen Ring.“

„Wann hast du ihn gesehen?“

„Zwei Tagereisen von hier, aber er ist jetzt ganz fortgegangen, denn er hatte große Dinge vor, wie mir ein Mann erzählte, der in seinen Diensten steht und mein Vetter ist. Er fährt nach dem Ochoriland, um die weiße Frau mitzunehmen, die uns so schreckliches Wasser zu trinken gibt, wenn wir krank sind.“

Die Bäume schienen sich plötzlich um Sanders zu drehen und der Boden sich unter seinen Füßen zu heben. Er taumelte ein wenig, und Abiboo sprang hinzu, um ihn zu stützen, da er glaubte, sein Herr bekomme einen Fieberanfall. Aber die Schwäche dauerte nur einen Augenblick. - „Sofort ins Boot!“ befahl er. Sein Gesicht war bleich.

Sie hatten genügend Feuerholz an Bord, um sechs Stunden fahren zu können, aber die Missionsstation lag mindestens zwölf Stunden entfernt.

Er fegte den kleinen Fluß mit größter Geschwindigkeit hinunter und trotzte dann den starken Stromschnellen des Isisi. Genau sechs Stunden reichte das Brennmaterial, dann kamen sie zu einem Fischerdorf, wo ein Brennholzvorrat für die Regierung aufgestapelt lag.

Aber der ›Arabi‹ hatte zwei Tage Vorsprung.

Mackiney hatte sich durch Bestechung und mit Gewalt durch das Nuthadombi-Volk durchgeschlagen - das sind ›Leute, die nicht alle gleich sind; ich werde später noch von ihnen zu berichten haben. Dieser Stamm bildete eine Art Pufferstaat zwischen den französischen und britischen Territorien. Mackiney; hatte die Isisi mit seinem Feuerwasser vergiftet und verdorben und eilte nun unter der Führung des Vetters von M'Wafamba zu der Missionsstation.

Sie lag am Zusammenfluß zweier Ströme an derselben Stelle, wo Sanders ein Jahr vorher als der ›Schweigsame‹ gelebt hatte.

Mackiney hatte fünfzig Träger bei sich, die fast alle Kruneger waren.

Es war sein Plan, sich auf einem der kleineren Nebenflüsse des Isisi zu halten. Dieses Gewässer war achtzig Meilen lang schiffbar und brachte ihn zu einem Punkt, der etwa dreißig Tagemärsche von der großen Karawanenstraße nach Lago entfernt war. - Inzwischen würde sich das Mädchen schon beruhigt haben und sich nicht mehr widersetzen.

Spät am Nachmittag kam er mit seinen Leuten in die Nähe der Missionsstation.

Die Hütte Miss Glandynnes lag eine halbe Meile vom nächsten Dorf entfernt, und er sandte Späher aus, die ihm die Nachricht brachten, daß außer zwei Eingeborenenfrauen und ein paar Männern niemand anwesend war, von dem man großen Widerstand zu erwarten hatte.

Er saß abseits von seinen Leuten, als sie das Abendessen zubereiteten.

In seinem langen, weißen Burnus und der Binde um den Kopf sah er wie ein richtiger Araber aus.

Als der Abend dämmerte, näherte sich ihm sein Vormann.

„Herr“, fragte er, „was soll mit diesem Kafir geschehen?“ Er meinte den Führer.

„Den bringst du um“, erwiderte Mackiney auf arabisch. „Ich weiß nicht, wieviel er vermutet.“

„Er vermutet zuviel“, sagte der Vormann, „denn er hat schon erzählt, daß du kein richtiger Araber, sondern ein Weißer bist.“

„Dann darfst du keine Zeit verlieren.“

Er saß wartend an dem Feuer, das sie für ihn entzündet hatten. Kurz darauf hörte er ein Getümmel, wandte sich um und sah, wie Leute miteinander rangen. Dann vernahm er einen Schrei.

Die Leute gingen wankend in den Wald und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Allmählich kamen sie wieder zurück und lachten untereinander. Der Vetter M'Wafambas war nicht mehr bei

ihnen.

„Jetzt ist es Zeit“, sagte der Vormann zu Mackiney. „In zwei Stunden ist der Mond aufgegangen.“

Schnell wurden die Feuer gelöscht und die Kochtöpfe im Vorderteil des großen Bootes verstaut. Schweigend fuhren sie mit vorsichtigen Ruderschlägen an das andere Ufer des Stromes.

Zweihundert Meter von der Missionsstation entfernt wurde das Boot bei einem dichten Gebüsch an Land gezogen.

Von hier brauchte man nur noch ein paar Schritte bis zu dem Pfad zu gehen. In langer Reihe schllichen sie behutsam hintereinander auf dem gewundene n Weg vorwärts, geführt von dem weißgekleideten Araber. Zu beiden Seiten zog sich das undurchdringliche Gestrüpp des Waldes hin, und es war nur das Schreien der Nachteulen zu hören.

Plötzlich endete der Wald, und eine kleine Lichtung lag vor ihnen, in deren Mitte die dunklen Umrisse der Missionsstation zu erkennen waren.

„Nun mag Allah unser Unternehmen fördern!“ sagte Mackiney halb zu sich selbst und ging weiter.

Aber plötzlich erhob sich dicht vor seinen Füßen eine dunkle Gestalt vom Boden.

„Wer wandert hier in der Nacht?“ fragte eine dumpfe Stimme.

„Verdammter Schurke“, fluchte Mackiney auf englisch.

„Herr, das war das Wort eines weißen Mannes - und doch trägst du das Gewand eines Arabi?“

Mackiney war verwirrt, aber er faßte sich gleich wieder.

„Mann, wer du auch immer sein magst, geh mir aus dem Wege, denn ich habe mit der Gottesfrau zu tun.“

„Ich auch“, war die eisige Antwort. „Unser Sandi hat mich hierhergesetzt, und ich stehe hier an seiner Stelle. Mit Ausnahme einer Nacht habe ich hier immer Wache gehalten.“

Mackiney hatte den Revolver gezogen, aber er wollte nicht schießen, um sich nicht zu verraten und die Bewohner der Missionsstation zu früh zu alarmieren.

„Laß mich gehen“, sagte er. In der Dunkelheit fühlte er den spitzen, scharfen Speer seines Gegners mehr als er ihn sah. „Wenn du mich gewähren läßt, werde ich dir viele Säcke Salz und mehr Stöcke geben als Bäume in diesem Walde stehen.“

Er hörte ein heiseres Lachen.

„Du gibst zuviel für zuwenig. O M'laka!“

Mackiney hörte das Laufen nackter Füße. Er war in eine Falle gegangen - bewaffnete Männer hatten den Pfad besetzt.

Er hob den Revolver und feuerte zweimal. Ein Speer fuhr haarscharf an seinem Gesicht vorbei, er sprang vorwärts und wurde mit dem Mann handgemein.

Er war stark wie ein junger Löwe, aber sein Gegner, der ihm mit der Hand die Kehle zuschnürte, war auch kein Schwächling. Einen Augenblick schwankten sie, dann fielen sie zu Boden und kämpften auf der Erde weiter.

Mackiney faßte mit der Hand nach seinem anderen Revolver und hatte ihn schon ergriffen, als er einen heftigen Stich in der linken Seite fühlte und ein heißer Schmerz seinen ganzen Körper durchrann.

„Zum Teufel!“ sagte Mackiney auf englisch.

Er sprach nie wieder.

„Ein Arabi oder ein weißer Mann - das weiß ich nicht genau“, sagte Bosambo. „Und es ist niemand übriggeblieben, der es uns sagen könnte, denn meine Leute sind schnell beim Töten. Nur einer von seinem Gefolge ist lebend in unsere Hände gefallen, aber der weiß nichts.“

„Was hast du denn mit diesem Arabi gemacht?“ fragte Sanders.

Sie hielten das Palaver in der ersten Stunde der

Morgendämmerung im Missionshaus ab. Miss Glandynne saß blaß und entsetzt am Tisch und schaute von einem zum andern, denn sie verstand noch sehr wenig von der EingeborenenSprache.

„O Herr, ich habe ihn verscharrt, damit kein Mensch etwas von diesem Überfall erfährt. Es könnten böse Gedanken in die Köpfe der anderen kommen.“

„Du hast recht getan“, erwiederte Sanders.

Er fuhr ein wenig bestürzt zur Residenz zurück, denn er kannte die Zusammenhänge nicht.

Und als nach Monaten dringende Nachfragen wegen des Verbleibs eines gewissen Burney Mackiney an ihn gerichtet wurden, konnte er der Wahrheit entsprechend angeben, daß er nichts über ihn wisse.

IV. Der schnelle Wanderer

Im Akasava-Lande glaubt man an einen grünen Teufel, der größer ist als Bäume, schneller als ein Leopard und schrecklicher als alle anderen Geister, denn er ist grün, so frisch grün wie die jungen Bäume im Frühling. Seine Stimme ist wie ein unterdrücktes Bellen und klingt ebenso wie das gefürchtete sägende Geräusch, das ein verwundetes Krokodil von sich gibt.

Das ist M'shimba M'shamba, der schnelle Wanderer, Manchmal führen seine Spuren mitten durch den Wald. Dann ist ein Weg von zwölf Meter Breite durch den dichtesten Forst gebahnt, alle Bäume sind geknickt, zerbrochen, entwurzelt, und das Gesträuch des Unterholzes ist in Haufen zusammengefegt, als ob es ein Riese mit großen, unförmigen Händen aufgehoben und beiseite geworfen hätte.

So sieht der Pfad aus, den M'shimba M'shamba im Zickzack durch den Wald genommen hat - und wehe dem Dorfe, das an seinem Wege liegt!

Die eine Hütte lässt er in Frieden, von einer anderen reißt er nur das Vordach herunter, eine dritte aber packt er mit seinen erbarmungslosen Fäusten, zerbricht sie in Stücke und streut die Trümmer auf die Dorfstraße.

Ganze Familien hat er emporgehoben und sie mit gebrochenen Gliedern sterbend in den Wald geschleudert, ganze Dorfgemeinden hat er von der Erdoberfläche verschwinden lassen.

Am Großen Strom stand einst ein Dorf, das den Namen N'keman'kema führte. Wörtlich übersetzt heißt das ›Affe-Affe‹: Es war ein armer Ort, die Bewohner fingen und räucherten Fische und verkauften sie an die Dörfer im Innern. Wenn es hoch kam, verdienten sie damit etwa zwölf Schillinge die Woche, gewöhnlich war es weniger. Aber ob es nun viel oder wenig war, etwa fünfzig Menschen lebten von dieser Tätigkeit.

Einige glaubten an M'shimba M'shabma, andere machten sich über ihn lustig.

Und wenn die Anbeter des grünen Teufels hinausgingen, um ihm zu opfern, dann lachten die anderen. Der Gegensatz zwischen den Anhängern und den Verächtern wurde allmählich so stark, daß die Einwohner des Dorfes zwei Parteien bildeten. Die einen hatten ihre Wohnungen auf der einen Seite der nahen Bucht, die Ungläubigen blieben auf dem anderen Ufer.

So vergingen mehrere Monate, die Zweifler versammelten sich öfters, um den berühmten und gefürchteten Teufel zu schmähen.

Aber in einer Nacht kam M'shimba M'shabma in all seiner Wut und ging durch das Wasser der Bucht - er konnte solche wunderbaren Dinge tun - er reckte seine haarigen Arme aus und ergriff Bäume und Büsche und Hütten.

Am nächsten Morgen waren die Anhänger des Sturmteufels allein am Leben, und von den Niederlassungen der Ungläubigen sahen sie nur noch ein zusammengebrochenes Dach, das sich ab und zu leicht bewegte, denn der noch lebende Häuptling des Dorfes lag darunter begraben.

Die Anhänger M'shimba M'shabmas hielten ein Palaver ab und kamen zu der Einsicht, daß es eine Sünde wäre, ihn zu retten, da ihr Herr offenbar seinen Tod beschlossen habe. Sie gingen sogar noch weiter und überlegten, daß es wohlgetan und verdienstvoll sei, wenn sie zu Ehren des grünen Teufels die zusammengebrochene Hütte ansteckten und damit die letzten Spuren seiner Verächter vernichteten.

Aber in diesem Augenblick erschien Bosambo von den Ochori. Er fuhr in seinem Staatskanu mit fünfzig Ruderern und einem Trommler den Fluß hinauf.

Er kam von einer Staatsvisite zurück und war schon vor Tagesbeginn aufgebrochen. Bei dem Dorfe machte er halt, um seinen Ruderern eine Rast zu gönnen und eine Mahlzeit

einzunehmen.

„Erhabener Häuptling“, sagte der Führer der Überlebenden, „du bist zu einem wichtigen, heiligen Zeitpunkt hierhergekommen.“ Und er erzählte ihm, daß M’shimba M’shaba seine Verächter gestraft habe, und zeigte auf das zusammengesunkene Dach, das sich in Abständen immer wieder bewegte. „Wir wollen ihn jetzt verbrennen, denn er ist ein sündiger Mann; er hat unsren Herrn mit schrecklichen Schimpfnamen belegt und ihn einen Schlangenfresser und einen Sandtrinker genannt.“

„Kleiner Mann“, erwiderte Bosambo großartig, „ich werde mich hier niedersetzen und mit meinen Leuten zusehen, wie ihr das Dach aufhebt und den verschütteten Häuptling hier vor mich bringt. Und er stirbt, dann, verdammt noch einmal - das ist der Fetisch unseres großen Herrn Sandi -, dann werde ich euch an den Beinen über einem Feuer aufhängen.“

Bosambo setzte sich allerdings nicht nieder, sondern er überwachte die Rettung des unglücklichen Mannes und trieb die Leute zur Arbeit an, denn die Anhänger M’shimba M’shabas waren nicht mit ihren Herzen bei der Sache und mußten gelegentlich durch einen Puff oder Schlag seines Speerschaftes angefeuert werden.

Endlich hatten sie das Dach entfernt, und der Greis war gerettet, Es lagen auch noch drei andere Leute in der Hütte, denen aber nicht mehr geholfen werden konnte.

Der alte Häuptling war nicht verletzt, und wäre er jünger gewesen, hätte er sich wohl selbst aus den Trümmern befreien können. Man gab ihm Wasser und etwas Korn, und er hatte sich bald wieder so weit erholt, daß er seine Zerknirschung und Büßfertigkeit zeigen konnte, denn er hatte M’shimba M’shaba, den grünen Teufel, von Angesicht gesehen.

„Größer als die höchsten Bäume stand er da, o Herr“, sagte er zu Bosambo, der ihm interessiert zuhörte. „Rund um seinen

Kopf tanzten kleine, zerfetzte Wolken, die zu ihm kamen und wieder von ihm flohen wie die Vögel, die um eine Baumkrone kreisen.“

Er beschrieb den Körper des Unholds genau und gab an, daß eines seiner Beine länger sei als das andere und daß er **fünf** Arme habe, von denen einer aus der Brust hervorkomme.

Bosambo brach auf, nachdem er den Häuptling wieder in sein Amt eingesetzt und die anderen Bewohner gewarnt hatte.

Es bedarf wohl keiner Erklärung, daß Bosambo ebensowenig das Recht hatte, Häuptlinge einzusetzen oder Akasava-Leute zu ermahnen, als du oder ich das Recht haben, uns an den Stadtratswahlen in Paris zu beteiligen, denn Bosambo war der Häuptling der Ochori, eines kleinen, unbedeutenden Volksstamms, und hatte selbst nicht viel zu sagen.

Eines Tages fuhr er nach der Stadt der Akasava, aber er wollte sich keineswegs wegen der Vorkommnisse entschuldigen. Die Stadt lag etwa zehn Meilen entfernt, und Bosambo machte solche Wege nicht, um nur höflich zu sein.

Als sein großes Staatsboot vor den Augen des versammelten Volkes am Ufer angelegt hatte, marschierte er in Begleitung seiner fünfzig Ruderer, die plötzlich fünfzig Krieger geworden waren, durch die Hauptstraßen der Stadt und schritt gewichtig und würdevoll einher.

„**Sekedimi**“, sagte er zu dem Häuptling der Akasava, der eilig herbeikam, um ihn zu begrüßen, „ich komme in Frieden, und ich möchte ein wichtiges Palaver mit dir abhalten über M’shimba M’shaba.“

Als Sekedimi ihn erkannte, tat es ihm leid, daß er sich die Mühe gemacht hatte, herauszukommen, denn die Ochori galten bei allen Stämmen als geringe Leute.

„Ich werde die Kinder zusammenrufen“, erwiderte Sekedimi ärgerlich, „sie wissen am besten mit Geistern und Spukgeschichten Bescheid.“

„Dieses ist ein Palaver für Männer“, entgegnete Bosambo mit steigendem Zorn, „und obwohl die Akasava in meinen Augen keine Männer sind, so will ich doch von meinem hohen Thron, auf den mich Sandis Gnade gesetzt hat, herabsteigen, um mit deinem Volk zu sprechen.“

„Es ist besser, daß du schnell zu deinem Boot zurückkehrst, kleiner Häuptling“, fuhr ihn Sekedimi an, „sonst wäre ich gezwungen, dich mit Stöcken zu schlagen. Wir Akasava sind sehr auf unsere Ehre bedacht, und zwei Häuptlinge dieser Stadt wurden aufgehängt, weil sie zu stolz waren. Wenn du M’shimba M’shabba triffst, so kannst du ihn ja mit dir nehmen.“

So kam es denn, daß Bosambo, Oberhäuptling der Ochori, so würdevoll wie möglich zu seinem Boot zurückging. Üble Sticheleien und Scherze der Akasava und gemeine Schimpfworte der kleinen Jungen folgten ihm.

Welchen Vorteil Bosambo eigentlich aus seiner gelegentlichen Bekanntschaft mit M’shimba M’shabba ziehen wollte, braucht hier nicht näher auseinandergesetzt zu werden.

Es genügt im Augenblick zu erfahren, daß er zu seiner Hauptstadt zurückkehrte und sich ärgerlich eingestand, daß er viel von seinem Ansehen verloren hatte, denn obwohl er seinen Ruderern einen feierlichen Eid abgenommen hatte, nicht über den Vorfall in der Stadt der Akasava zu sprechen, erzählten sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Geschichte doch wenigstens ihren Frauen.

In mancher Beziehung war Bosambo ein vorbildlicher Häuptling.

Er sprach Recht nach den allgemeinen Regeln der Billigkeit, Hunderte von Meilen entfernt wohnte Sanders in seiner Residenz an der Mündung des Stromes, und Bosambo ahmte seinen Herrn nach, wie eben ein Kruneger die Tätigkeit eines Weißen nachahmen kann. Er strafte schnell und hielt sich selbst an das Gesetz, soweit er überhaupt veranlagt war, zu gehorchen.

Keiner der anderen Häuptlinge war so diszipliniert wie er, sonst wäre es Sekedimi schlecht ergangen. Bosambo war stolz und schnell bei der Hand, Beleidigungen zu rächen, die ihm widerfahren waren. Und Sekedimis Worte hatten ihn aufs tiefste verletzt.

Aber Bosambo war geduldig. Er konnte wie alle Eingeborenen seinen Kummer und Ärger verbergen. Deshalb wartete er, die Sache mochte vorläufig auf sich beruhen. Dem Ungehorsam seiner eigenen Leute wußte er auf andere Weise zu begegnen.

Er trug gewöhnlich einen stattlichen Knüppel von Rhinozeroshaut bei sich, mit dem er sich Respekt verschaffte.

Alle Dinge waren in bester Ordnung, bis die Regenzeit vorüber war.

Dann erschien eines Abends gegen Sonnenuntergang Bosambo wieder in der Akasavastadt. Diesmal kam er nur mit zehn Ruderern und ging ohne Gefolge durch die Straßen. Er hielt nur drei leichte Speere in seiner linken Hand und einen geflochtenen Schild in demselben Arm. In der rechten Hand hatte er seine geschmeidige Rhinozerospeitsche, deren Griff mit merkwürdigen Ornamenten verziert war.

Der Häuptling der Akasava war von seiner Ankunft benachrichtigt worden und nun erstaunt, daß Bosambo in dieser ungewöhnlichen Art, ohne den mindesten Aufwand und Prunk, zu ihm kam.

„Die Dämmerung ist früh hereingebrochen“, sagte er höflich.

„Ich bin das Wasser, das die Strahlen deines leuchtenden Gesichtes widerspiegelt“, erwiderte Bosambo mit konventioneller Höflichkeit.

„Du findest mich in guter Stimmung, ich bin bereit, deinen Reden zu lauschen.“

Sekedimi war sehr vorsichtig, denn wer konnte wissen,

welche teuflischen Lügen Bosambo Sandi erzählt hatte?

Der Ochorihäuptling setzte sich vor ihm nieder.

„Sekedimi“, begann er, „obwohl ich eine schwarze Haut habe, gehöre ich doch eigentlich zur weißen, herrschenden Rasse. Ich bin in ihren Zaubern unterrichtet worden und kenne ihre Götter sehr genau.“

„Ich habe davon gehört; ich für meinen Teil halte nicht viel von ihren Göttern, da sie mehr für Frauen und schöne Dinge sind, wie man mir erzählt.“

„Das stimmt. Nur ein Gott macht davon eine Ausnahme, er heißt Petero und war ein großer Ohrabschneider.“

Das machte Eindruck auf Sekedimi.

„Von dem habe ich noch nicht gehört.“

„Da ich sie kenne, kam ich vor der Regenzeit, um über M’shimba M’shaba, den grünen Teufel, mit dir zu sprechen, der im Zickzackwege durch die Wälder schreitet.“

„Ach, das ist doch Kindergeschwätz! M’shimba M’shaba ist doch nur der Name, den unsere Väter dem Wirbelwind gaben, der die Wälder verwüstet - das ist doch kein Teufel.“

Sekedimi war der intelligenteste Häuptling, der jemals die Akasava beherrschte, und er sprach die Wahrheit.

„O Herr und Häuptling“, sagte Bosambo ernst, „kein Mann kann mit größerer Autorität über so hohe und heilige Dinge, wie Teufel, sprechen als ich, Bosambo. Denn ich habe wunderbare Dinge gesehen und kenne die Welt von einer Ecke bis zur ändern. Ich bin weit gewandert und sogar an das Ende der Welt gekommen, wo man die Hölle erblicken kann. Und ich habe große wilde Leoparden gesehen, die so mächtig waren, daß sie ganze Ströme austranken und Bäume von erstaunlicher Höhe und Dicke verschlangen.“

„Ko, ko!“ sagten die vor Ehrfurcht staunenden Ratgeber Sekedimis, die um ihn herumstanden. Aber auch auf den

Häuptling selbst machten Bosambos Worte großen Eindruck.

„Nun komme ich zu dir mit einer freudigen Nachricht, denn meine jungen Leute haben M'shimba M'shaba, den grünen Teufel, gefangen und nach dem Land der Ochori gebracht.“

Er sagte dies mit dramatischer Betonung und war mit der Wirkung seiner Worte zufrieden.

„Wir haben den Grünen mit Ketten gebunden, die wir von den N'gombis kauften. Wir haben ihm einen Baumstamm in den Mund gestopft, um sein fürchterliches Gebrüll zum Schweigen zu bringen. Nur dadurch haben wir ihn fangen können, daß wir eine Elefantengrube ausgegraben haben, die so tief war, daß nur die Leute mit den schärfsten Augen auf den Boden sehen konnten. Sie war so breit, daß kein Mann auf der anderen Seite gehört wurde, wenn er etwas rief. Dann haben wir ihn auf hundert Kanus in das Land der Ochori gefahren.“

Sekedimi saß mit offenem Munde da.

„Was, ihr habt den grünen Teufel gefangen?“ fragte er ungläubig.

„Ja!“ Bosambo nickte bestätigend mit dem Kopf. „Wir haben vier Schilde zusammenbinden müssen, die so groß waren wie der meine, und diese haben wir auf jedes seiner Augen gelegt, damit er den Weg nicht sehen konnte, den wir gingen, und damit er nicht zu den Akasava zurückfindet.“

Ein langes Schweigen folgte.

„Es scheint“, sagte Sekedimi nach einer Weile, „daß dir eine wundervolle Tat gelungen ist, denn du hast einen Teufel aus unserer Mitte entfernt, aber die Ochori werden sehr traurig sein, da du einen Fluch von uns genommen und ihn deinem Volk auferlegt hast. Sicherlich werden sie sich gegen dich empören.“

„Ewa“, murmelten die Ratgeber und nickten weise mit dem Kopf. „Die Ochori werden sich gegen ihren Häuptling erheben, denn er hat böses Unheil über sie gebracht.“

Bosambo stand auf, denn die Nacht brach herein, und er wollte nach Hause zurückkehren.

„Die Ochori sind ein sehr stolzes Volk“, sagte er, „sie haben noch nie einen so großen Teufel besessen. Die Isisi, die Akasava, die N'gombi, die Buschleute, die Kleineren Isisi, die Bomongo, die Boungendi - alle diese Stämme haben Teufel von verschiedener Art, aber die Ochori hatten bisher noch keinen und waren sehr traurig darüber. Nun aber ist ihr Bauch voll Stolz, da sie M'shimba M'shamba, den grünen Teufel, in ihrem Gebiet haben. Er brüllt und tobt fürchterlich in den Wäldern, in denen wir ihn freiließen.“ Die Akasava blieben in nachdenklicher Stimmung zurück, als Bosambo sein Boot bestieg und zum Zusammenfluß der Ströme fuhr.

Am Abend rief Sekedimi seine Ältesten, seine Unterhäuptlinge und seine großen Krieger zusammen.

Durch Signale auf den Lokoli-Trommeln wurden alle kleinen Häuptlinge der entfernten Dörfer mit ihren Ältesten herbeigeholt. Das Palaver dauerte von der vierten Nachtstunde bis eine Stunde vor Tagesanbruch.

„O ihr Häuptlinge und Leute der Akasava“, sagte Sekedimi, „ich habe euch von einem großen Ereignis zu berichten, denn M'shimba M'shamba, der seit Beginn der Welt der Teufel der Akasava war, ist nicht mehr länger der unsrige. Bosambo von den Ochori hat ihn gebunden und fortgeführt.“

„Das ist sicherlich eine Schande“, entgegnete ein alter Mann, „denn M'shimba M'shamba ist unser eigener Teufel, und Bosambo ist ein böser Mann, daß er etwas gestohlen hat, was nicht sein ist. „Das habe ich auch gedacht“, erwiderte Sekedimi. „Wir wollen zu Sandi gehen, der an der Grenze des N'gombilandes Gericht hält; er soll uns ein Buch geben.“

Sanders hatte zu jener Zeit gerade einen Ehestreit zu schlichten. Die Frage, die zur Entscheidung vorlag, lautete so: Ist ein Mann berechtigt, den Kaufpreis von sechstausend

Matakos (Messing-Stangen) von dem Vater seiner Frau zurückzuverlangen, wenn sie in den ersten zwölf Monaten ihrer Ehe schlafkrank wird? Es war ein langes, langes Palaver, und viele Zeugen mußten gehört werden. Sanders entschied den Fall einfach und vernünftig, indem er ausführte, daß sich jemand des Betrugs schuldig machte, der wissenschaftlich einen beschädigten Gegenstand verkaufte. Die Zeugenaussagen entlasteten den Vater jedoch, so daß man ihn nicht tadeln konnte. Es blieb also nur noch die Frage der Billigkeit übrig. Sanders war mitten in der zweiten Hälfte der zeitraubenden Untersuchung, als der Häuptling der Akasava mit einem Ältesten, seinem Hauptsklaven und einer Deputation der kleineren Häuptlinge bei ihm erschien.

„O Herr“, sagte Sekedimi ohne weitere Einleitung, „wir sind einen weiten Weg von vielen Meilen über Land gewandert und haben Ströme von reißender Schnelligkeit überschritten, auch haben wir schreckliche Gefahren auf unserem Wege bestanden.“

„Ich will euch wegen eurer vielen Abenteuer entschuldigen, aber ich bin nicht aufgelegt, lange Palaver mit euch abzuhalten“, entgegnete der Amtmann. „Sagt kurz und bündig, was ihr wollt.“

Sekedimi erzählte die Geschichte mit dem gestohlenen Teufel von Anfang an, als er den schnellen Wanderer in höhnender Weise den Ochoris angeboten hatte.

Nun wußte Sanders alles über M’shimba M’shaba, er wußte auch, daß der Häuptling bis vor kurzem selbst nicht im geringsten über die eigentliche Bedeutung des grünen Teufels im Zweifel war.

Es ist charakteristisch für seine Art, daß er nicht den kleinsten Versuch machte, Sekedimi von seiner Torheit zu bekehren.

„Wenn Bosambo M’shimba M’shaba mit sich genommen hat“, sagte er ernst, „dann hat er ja nicht mehr getan, als du ihm selbst vorgeschlagen hast.“

„Ich habe das doch nur im Scherz gesagt, denn dieser Teufel ist uns sehr teuer, und da wir nun seine laute Stimme nicht mehr in unseren Wäldern hören können, sind wir sehr traurig, daß er von uns gegangen ist.“

„Wartet doch ruhig ab! Ist denn dies die Jahreszeit, in der M'shimba M'shabma in den Wäldern umherwandert? Schweift er denn nicht während der Regenzeit umher? Geduldet euch nur, er wird zu euch zurückkehren.“

Aber Sekedimi hatte keine Lust, zu warten.

„O Herr, wenn ich zu Bosambo gehe und freundlich mit ihm spreche, wird er uns dann nicht den grünen Teufel zurückgeben?“

„Wer kann das wissen?“ fragte Sanders gelangweilt. „Ich bin kein Prophet.“

„O Herr, wenn du mir ein Buch gäbest -“, meinte Sekedimi.

„Dies ist kein Buchpalaver, sondern eine Sache zwischen Männern. Wenn ich dir ein Buch an Bosambo gebe, was soll ich dann sagen, wenn Bosambo mich bittet, ihm auch ein Buch an dich zu geben?“

„O Herr, das ist richtig“, erwiderte Sekedimi und ging zurück. Mit zwölf seiner ersten Häuptlinge machte er sich nach der Stadt der Ochori auf und nahm Ziegen, fette Hunde, Salz und schwere Messingringe als Geschenke mit sich.

Bosambo empfing ihn feierlich und nahm die Gaben entgegen, aber er lehnte es ab, seinen Wunsch zu erfüllen.

„Sekedimi“, sagte er, „ich bin Wachs in den Händen meines Volkes. Ich fürchte, ich mache die Leute zornig, denn sie lieben M'shimba M'shabma mehr als ihre Ziegen und ihre Weiber!“

„Aber es kann ihn doch niemand sehen bis zur Regenzeit!“

„Letzte Nacht haben wir ihn gehört“, behauptete Bosambo standhaft. „Es klang furchtbar und schrecklich, und meine Leute zitterten, aber sie waren stolz auf diesen entsetzlichen Teufel.“

Der Häuptling der Akasava unterhandelte mehrere Stunden mit Bosambo und brachte alle möglichen Gründe vor, aber er hatte keinen Erfolg.

„Ich sehe, daß du ein Herz von Messing hast“, sagte er schließlich, „gib mir deshalb meine Geschenke zurück, dann will ich wieder von dir scheiden.“

„Die Gaben, von denen du sprichst, sind nicht mehr vorhanden, denn schnelle Boten haben sie an die Stelle gebracht, wo M’shimba M’shamba haust, und dort niedergelegt, damit er sehen mag, daß sich die Akasava seiner freundlich erinnern.“

Es blieb Sekedimi nichts übrig, als mit leeren Händen zurückzukehren.

Er sandte im Laufe des nächsten Monats ohne den geringsten Erfolg einen Boten nach dem andern zu Bosambo. Und als die Zeit verfloß, begannen die Leute, gegen ihn zu murren. Die Ernten zweier Dörfer waren schlecht geraten, die Bewohner verfluchten ihn und sagten, daß er ihren Teufel verkauft habe, der ihnen Glück brachte.

Endlich besuchte Sekedimi in seiner Verzweiflung Bosambo noch einmal.

„Häuptling“, begann er, nachdem alle Begrüßungszeremonien peinlich beobachtet worden waren, „ich sage dir dies. Ich werde dir fünfzig Säcke Salz geben und so viel Korn, als zehn Boote fassen können, wenn du mir den grünen Teufel zurückgibst. Bist du aber zu stolz und leitest mir Widerstand, dann werde ich meine Krieger zusammenrufen, selbst wenn mich Sandi deshalb hängen sollte.“

Bosambo war ein kluger Mann. Er kannte die Grenzen der menschlichen Geduld und Langmut, auch wußte er, wer der Leidtragende sein würde, wenn es zum Kriege kam, denn Sanders hatte ihn unter der Hand warnen lassen.

„Mein Herz ist schwer“, erwiderte er, „aber da du nun einmal darauf bestehst, will ich dir M’shimba M’shamba zurückgeben,

obgleich ich vor meinem Volk beschämt dastehe. Sende mir das Salz und das Korn, und wenn das Wasser im Strome hoch und der Mond beinahe voll ist, werde ich den Grünen aufsuchen und in dein Land zurückbringen.“

Sekedimi kehrte in glücklicher Stimmung heim. Eine Woche später waren das Salz und das Korn abgeliefert, und die zurückfahrenden Boote brachten die Nachricht in die Stadt der Akasava, daß Bosambo an dem und dem Tag, zu der und der Stunde den grünen Teufel in den Wäldern der Akasava loslassen werde. Nachher wollte er selbst in seinem Staatskanu kommen und die vollendete Tatsache melden.

Zu der verabredeten Zeit wartete Sekedimi an dem Ufer des Stromes. Zwei große Feuer brannten, um Bosambos Kanu den Weg durch das nächtliche Dunkel zu zeigen, und hinter den Feuern standen die Bewohner ehrfürchtig und erwartungsvoll und bissen in ihre Handknöchel.

Tomtom! Tomtom! Tomtom! Von weither schollen schwach die Trommelsignale Bosambos und der tiefe Gesang seiner Ruderer. Nach einer halben Stunde landete sein Kanu am Ufer, und er watete an Land.

„O mein Herr Sekedimi“, grüßte er den Häuptling der Akasava, „diese Nacht habe ich M'shimba M'shaba losgelassen, den großen grünen Teufel. Er brüllte entsetzlich, weil ich ihn freiließ, und mein Herz ist traurig. Nun gibt es nichts mehr in meinem armen Lande, an dem ich mich von Herzen erfreuen könnte.“

„Ich habe dir doch fünfzig Säcke Salz geschickt“, sagte Sekedimi vorwurfsvoll, „und Korn hast du auch bekommen.“

„Trotzdem bin ich wie ein Waisenkind, das seinen Vater und seine Mutter verloren hat“, seufzte Bosambo.

«Wir wollen das Palaver jetzt beenden», erwiederte Sekedimi, „denn ich bin traurig, weil ich soviel Korn und Salz verloren habe.“

„Ich sehe, daß du kein Mitleid in deinem Bauch hast“, entgegnete Bosambo und stieg wieder in sein Boot.

Als er aber eine Strecke von der Akasavastadt entfernt ward wurde er sehr vergnügt und fröhlich, obwohl die Nacht stürmisch war und starke Regenschauer in Abständen niedergingen.

Je weiter er kam, desto lustiger wurde er, und schließlich stimmte er einen Freudengesang an.

„Es gibt noch törichte Narren im Wald“, grölte er, „sie sind wie das Ingonomia-Tier, das mit geschlossenen Augen dahintrottet, aber das ist noch lange nicht so blödsinnig wie Sekedimi.

Er ist so töricht wie ein weißer Mann, der fremd in diesem Lande ankommt.

Er ist wie ein Kind, das seine Finger verbrennt.

Er hat einen ganz kleinen Verstand und ist so dumm wie ein großer Regenwurm.“

Alles dies sang er und fügte noch viele Schmähverse und sonderbare Gleichnisse hinzu.

„O Herr und Häuptling“, sagte sein Vormann plötzlich, indem er ihn unterbrach, „ich glaube, wir müssen an das Ufer rudern.“ über den Bäumen auf dem rechten Flußufer zuckten unaufhörlich grelle Blitze, und der Donner rollte lang und anhaltend.

„Schnell zu der mittleren Insel!“ befahl Bosambo.

Der Vormann zitterte.

„O Herr, die mittlere Insel ist voll von bösen Geistern und Gespenstern.“

„Du bist ein Narr“, entgegnete Bosambo, aber er gab Befehl, das Boot nach dem linken Ufer zu lenken.

Die Blitze wurden immer greller, immer schrecklicher hallte das Echo des Donners durch den Wald, und schwere

Regengüsse fielen auf sie nieder.

Dann hörten sie trotz des furchtbaren Donners ein neues Getose - ein entsetzliches Heulen kam immer näher. Die Ruderer arbeiteten mit höchster Anstrengung.

Ein markerschütternder Schrei betäubte sie.

Der Mann, der Bosambo am nächsten saß, ließ sein Ruder entgeistert fallen. Bosambo griff es auf.

„Rudert, ihr Hunde!“ brüllte er.

Sie waren noch etwa zwölf Meter vom Ufer entfernt, als er im Schein eines hell aufleuchtenden Blitzes einen Weg mitten durch den Wald zum Ufer hin gebahnt sah.

Es war, als ob die Bäume von Riesenhänden ausgerissen und geknickt würden. Sie schwankten von einer Seite zur anderen wie Betrunkene, brachen dann und fielen zur Seite.

„Rudert!“

Plötzlich wurde Bosambo gepackt und aus dem Boot gehoben. Immer höher wurde er in die Lüfte geschleudert, dann fiel er ins Wasser, tauchte unter, kam wieder an die Oberfläche, ging wieder unter und schwamm endlich mit größter Mühe halb bewußtlos ans Ufer.

Seine Finger griffen nach den Zweigen eines umgestürzten Baumes, und er zog sich ans Land. Er kroch auf Händen und Füßen vorwärts und keuchte schwer.

Zu seinen Häupten wütete der Sturm, aber Bosambo achtete nicht darauf. Seine vierzig Ruderer waren wie durch ein Wunder von dem Wirbelwind mit dem Boot an das Ufer getrieben worden, lagen nun um ihn her und lachten und weinten je nach ihrer Veranlagung.

Aber Bosambo kümmerte sich nicht um sie.

Er betete zu M'shimba M'shaba, dem grünen Teufel und schnellen Wanderer, und bat ihn reuig um Verzeihung.

V. Der Geheimorden der Schweigenden

Es gab Eingeborene, die Sanders so verehrten und liebten, daß sie bereit waren, für ihn zu sterben. Andere haßten ihn so sehr, daß sie ihn hätten umbringen mögen. Diese Zuneigung und dieser Haß hielten sich gegenseitig die Waage, und die Geschichte von dem starken Tambeli, der ein Mitglied der unheimlichen Bruderschaft der Schweigenden von Nigeria war, beweist diese Tatsache.

Vom Großen Strom, der sich irgendwo zwischen Dakka und Banana Point in den Atlantischen Ozean ergießt - dies ist allerdings eine sehr oberflächliche Angabe - zweigt eine Anzahl kleinerer Flüsse nach Osten, Westen und Norden ab.

Der Isisi oder der ›Kleine Strom‹ gehört zu ihnen. Er fließt bis zu der Vereinigung mit dem Barangafluß, und es ist eine Streitfrage unter den Geographen, ob der rechte Strom der eigentliche Isisi ist und der linke der Baranga oder umgekehrt.

Im Gegensatz zu allen Kartographen hielt Amtmann Sanders den rechten Strom für den Isisi, weil der linke durch das Land der Nushadombi fließt, die sich an keine Gesetze halten.

Jenseits des großen Waldes, den der Baranga etwa zwanzig Meilen bewässert, jenseits und nördlich des Sumpflandes, wo die Krokodile ihre Brutstätten haben, liegt ein See mit vielen Abflüssen, von denen jedoch keiner schiffbar ist. Hier stand früher ein Dorf, zu dem alle Ausgestoßenen der vielen Stämme flohen, die das Land bewohnten. Es waren Männer, die eine Blutschuld auf sich geladen hatten, oder Überlebende gesetzwidriger Fehden, oder Leute, die ihre Steuern nicht zahlen wollten, kurz die Verbrecher und Verfolgten aller Völkerschaften im Umkreis von über hundert Meilen, die zu den Nushadombi kamen.

Im Laufe der Zeit wurde aus diesem Dorf eine Stadt, und die Stadt entwickelte sich zum Mittelpunkt eines eigenen Volkes.

Diese Leute, die hier abseits wohnten, waren böse und trotzig. Sie achteten nur das Gesetz der Selbsterhaltung. Verschiedene Expeditionen wurden gegen sie ausgesandt. Sie saßen nahe an der Grenze des deutschen Gebietes, nahmen, was ihnen gefiel, und hielten sich an keine Landes- oder Hoheitsgrenzen.

Die Verwaltung der deutschen Kolonie schickte eine Armee von Eingeborenen durch die Sümpfe gegen sie, um sie zu vernichten. Aber diese Armee wurde geschlagen, und die Männer kehrten zu zweien oder dreien auf Schleichwegen zurück und berichteten von der schrecklichen Niederlage, die sie erlitten hatten.

Von Südwesten her unternahmen die Franzosen ebenfalls einen Zug gegen die Nushadombi, aber sie hatten keinen besseren Erfolg.

Sanders schickte weder bewaffnete Truppen noch irgendwelche friedlichen Gesandtschaften.

Er wußte viel mehr über dieses merkwürdige Volk, als er jemals in seinen Berichten erwähnte. Die Abfassung dieser Berichte, die er monatlich dem Unterstaatssekretär des Kolonialamtes einsenden mußte, war schon an und für sich eine Plage für ihn.

Der Amtmann übersah einfach die Existenz dieser Leute und wäre wahrscheinlich auch von dieser Praxis nicht abgewichen, wenn er sich nicht dienstlich mit einem gewissen Tambeli hätte beschäftigen müssen.

Tambeli hatte drei Götter. Einer war ein schrecklicher Teufel, der zur Regenzeit erschien, mit großem Sturmgebraus durch die Wälder eilte und mit seinen gewaltigen Armen die Bäume ausriß und fortschleuderte, während zuckende Blitze den Wald erleuchteten und Himmel und Erde vom Donner widerhallten. Er hatte noch einen anderen Gott, der war aus einem bestimmten seltenen Hartholz geschnitzt und gebrannt, das man im N'gombiland fand. Der dritte Gott aber war er selbst.

Tambeli war der schönste Mann unter allen Isisleuten.

Er war hochgewachsen, hatte breite Schultern, seine Arme waren schön geformt, seine schwelenden Muskeln zeugten von außerordentlicher Gewandtheit und Kraft. Er bestrich sein Haar gern mit Ton, so daß es sich zu beiden Seiten seines Kopfes in großen Ballen bauschte.

Ein Leopardenfell über den Schultern, an seinen langen Elefantenspeer gelehnt, konnte er stundenlang an der Biegung des Stromes stehen. Dann bewunderten ihn die Frauen, die dort zu den seichten Stellen des Flusses kamen, um ihre Wasserkrüge zu füllen. Das erfreute ihn, denn er war eitel und in viele Liebesaffären verwickelt. Aber manchen Männern war das nicht lieb, und als Tambeli eines Abends durch das Dorf ging, fiel ihn ein gewisser M'fabo, von maßloser Eifersucht gepackt, aus dem Hinterhalt an und brüllte heiser vor Wut. Aber Tambeli war geschmeidig wie eine Katze und stark wie ein Leopard. Er ergriff M'fabo an der Kehle, hob ihn vom Boden auf und schwang ihn rund um sich, wie ein ungezogener Junge eine Katze am Schwanz faßt und sie im Kreis umherwirbelt. Dann schleuderte er ihn in seine Hütte zurück, aus der er hervorgesprungen war.

Nach diesem Ereignis wagte niemand mehr, sich offen gegen Tambeli zu erheben, aber einige planten, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Ein Fremder, ein Kongoneger, schlich sich nachts mit einem scharfen Messer in seine Hütte.

Er benutzte das kleine quadratische Messer, das die Kongoleute in ihrem Haar verbergen, damit wollte er Tambeli die Kehle durchschneiden. Aber man sah ihn niemals wieder - der Strom floß in der Nähe vorbei, und Tambeli war sehr stark. Das blutbefleckte Messer fand man am Ufer.

Tambeli war auch ein reicher Mann, er hatte viele Ziegen, Messingstäbe und Salzsäcke. Er besaß sechs Weiber, die seine Gärten bebauten, für ihn kochten und stolz auf ihn waren. Sie

rühmten sich sogar seiner Schandtaten und brüsteten sich mit dem Reichtum, den er aus einem verbotenen Handel zog. Denn Tambeli war auch Händler, obwohl das nur wenige Leute wußten. Drei Monate in jedem Jahr ging er gewöhnlich in eigenen Geschäften über Land.

Eines Tages starb der Häuptling des Dorfes; seine Frauen bedeckten sich mit grünen Zweigen und tanzten den Totentanz, Arm in Arm verschränkt.

Tambeli beobachtete sie und ging langsam durch die Dorfstraße. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Und während sie die Leiche des Mannes in ein Boot legten und stromauf zu einer Insel fuhren, wo man die Verstorbenen begrub, ließ er sich von vier seiner Frauen stromabwärts rudern. Sie waren einen Tag und eine Nacht unterwegs, dann kamen sie zu der Stadt der Isisi, wo der König wohnte. Zu diesem großen Mann begab sich Tambeli, aber der König war betrunken, stumpf und apathisch und zeigte sich weder traurig noch erfreut über die Ankunft des Isisimannes.

„Mein Herr und König, ich bin Tambeli von Isaukasu bei dem Kleinen Fluß. Ich habe dir viele Dienste geleistet, wie du wohl weißt.“

Der König blinzelte ihn mit blöden Augen an und sagte nichts.

„Wir sind ein Volk ohne Häuptling“, fuhr Tambeli fort, „und die Leute meines Dorfes wünschen, daß ich an der Stelle C'faris regiere, der gestorben ist.“

Der König kratzte nachdenklich seinen Nacken.

„Was bringst du mir?“ fragte er dann.

Tambeli zählte eine lange Liste von Geschenken auf. Es waren Ziegen, Salz und viele Messingstäbe. Er nannte auch eine Gabe, die unschätzbar war.

„Gehe zurück zu deinem Volke - mein Häuptling“, erwiederte

der König.

Tambeli umarmte die Knie seines Herrn und nannte ihn seinen Vater und seine Mutter.

So kam es, daß er die Häuptlingswürde bekleidete, als Amtmann Sanders unerwartet von Süden her in seinem kleinen Dampfboot den Strom heraufkam.

Isaukasu lag dicht an der Grenze des Ochorilandes und war ein, Dorf von einiger Bedeutung, da im Hinterland viele Gummibäume wuchsen. Es gehörte zu den Dörfern, die sich manchmal in kürzester Zeit zu Städten entwickeln.

Der kleine Dampfer wurde am Ufer vertäut, ein Laufbrett zur Küste gelegt, und Sanders ging in wenig freundlicher Stimmung an Land.

Tambeli erwartete ihn in seinem schönsten Häuptlingsschmuck.

„O Herr“, begann er, „C'fari ist gestorben, und ich bin Häuptling in diesem Ort auf Befehl meines Vaters, des Königs.“

Sanders legte den Kopf auf die Seite wie ein neugieriger Vogel und sah den Mann interessiert an.

„Dein Vater, der König, ist nicht mehr an der Regierung“, sagte er freundlich. „Er befindet sich auf meinem Schiff und ist sehr krank. Aber selbst wenn er gesund wäre und noch auf seinem Thron säße, hätte doch niemand Häuptlinge in einer Stadt oder in einem Dorfe zu ernennen außer mir. Und in meinen Augen bist du kein Häuptling.“

Tambelis Züge verhärteten sich, denn er war ein sehr energischer und entschlossener Mann.

„Ich habe dem König für meine Ernennung Salz und Messingstäbe gezahlt.“

„Und Gin“, sagte Sanders sanft. „Nun sollst du mir sagen, wie dieses Getränk in mein Land kommt, obwohl ich es verboten habe.“

Tambeli sah ihm gerade ins Gesicht.

„Herr“, entgegnete er, indem er mit dem Handgriff seines Speeres spielte, „ich bin in vielen Ländern gewesen und kenne die Gebräuche vieler Völker. Die Eingeborenen an der Küste haben mir gesagt, daß es kein Gesetz weder von weißen noch von schwarzen Männern gibt, das einem Mann verbietet, die viereckigen Flaschen nach seinem Belieben zu kaufen oder zu verkaufen.“

„Ich bin das Gesetz“, erwiederte Sanders. Seine Stimme klang freundlicher als sonst. „Und wenn ich das sage, dann ist es so. Du sollst weder Gin kaufen noch verkaufen, noch Tauschhandel damit treiben, auch wenn die schwarzen Gesetzgeber an der Küste so klug und weise wie die Götter selbst sind.“

„Aber wegen meiner Häuptlingswürde -“

„Du bist für mich kein Häuptling“, unterbrach ihn Sanders, „weder jetzt noch in Zukunft. Du bist ein böser Mensch, ein Räuber und ein Frauenjäger, der den Männern das Liebste stiehlt. Ich habe gesprochen - das Palaver ist aus.“ - Tambeli zögerte noch.

Hinter Sanders standen ein Sergeant und zwei Haussasoldaten, und als Tambeli unentschlossen stehenblieb, trat der Sergeant vor und packte ihn bei der Schulter.

„Aleki!“ sagte er. Das heißt: Mache, daß du fortkommst.

Da der Griff des Sergeanten fester wurde, nahm der starke Tambeli den Mann plötzlich am Kragen seiner Uniform und schleuderte ihn in einem Wirbel von sich. Aber dann erstarrte er plötzlich, denn er fühlte die Mündung von Sanders' Pistole auf seinem Körper. Er hatte sich vorher gerühmt, viele Länder und ihre Gebräuche zu kennen, und er wußte genau, daß Sanders wenig daran lag, ihn auf der Stelle niederzuschießen.

Die Soldaten fesselten Tambeli und schlossen ihn mit Ketten an einen Holzblock auf dem Deck der ›Zaire‹, denn er hatte die Autorität der Krone von England verletzt, indem er einen

Haussa-Sergeanten die Uferböschung hinuntergeworfen hatte. Und es ist nicht gut, wenn die Eingeborenen solche Dinge zu sehen bekommen.

Die ›Zaire‹ dampfte den Strom nach Süden hinunter zur Residenz, und Sanders dachte darüber nach, was er mit Tambeli anfangen könnte.

Es gab in der Tat, wie Tambeli ihm so kühn ins Gesicht gesagt hatte, kein Gesetz, das den Verkauf alkoholischer Getränke in seinem Verwaltungsgebiet verbot. Aber in diesem Punkt fragte Sanders nicht nach den Vorschriften. Er hatte diesem Land den Fluch des Feuerwassers fernzuhalten, und er hatte nicht die Absicht, zu all seinen anderen schweren Sorgen auch noch diese Verantwortung auf sich zu nehmen.

Es war Schnaps in das Land geschmuggelt worden, und er hatte die Folgen sehen müssen. Polambi von den Isisi, Sakalana von den Akasava und Nindino von den N'gombi, kleine Häuptlinge, hatten sich schwere Verfehlungen zuschulden kommen lassen. Sanders hatte durch seine Späher Kenntnis davon erhalten, und auf die Nachrichten hin war er auf dem schnellsten Wege dorthin geeilt. Er hatte rasch und durchgreifend gehandelt und durch harte Strafen die Autorität der Regierung und die Ordnung wiederhergestellt, das Schnapsproblem war halb gelöst durch die Verhaftung Tambelis. Es blieb nun noch zu überlegen, was man mit ihm beginnen sollte. Aber dieser Sorge wurde Sanders vorläufig enthoben, denn Tambeli löste die Frage selbst.

Die ›Zaire‹ war am Ufer festgemacht, und Sanders hatte sich in seine Kabine zurückgezogen, um zu schlafen, als ihn plötzlich ein Geräusch an Deck aufweckte. Er eilte nach oben und sah, daß Tambeli samt seiner Kette und dem Holzblock verschwunden war. Ein Haussasoldat lag mit eingeschlagenem Schädel in einer Blutlache.

Sanders pfiff auf der Heimfahrt leise vor sich hin. Er saß

während zweier Tage fast immer auf einem Deckstuhl unter einem gestreiften Sonnensegel. Seine Leute kannten ihn sehr gut, wußten, in welcher Stimmung er war, und gingen ihm sorgsam aus dem Wege.

Als er wieder in der Residenz ankam, war er noch immer in tiefen Gedanken.

Er war der einzige weiße Mann auf der Station, und er freute sich darüber. Den eingeschüchterten König der Isisi hatte er unter Bewachung gefangengesetzt, aber das gab ihm noch keine Beruhigung, denn Tambeli hatte dem Gesetz getrotzt und war in den Busch geflohen.

Von Nushadombi gelangten in unregelmäßigen Zwischenräumen Nachrichten an ihn. Aus guten Gründen kamen keine Boten aus diesem Land, denn die Bewohner durften nicht frei umherwandern. Sanders haßte das Volk von Nushadombi mit all der Leidenschaft, mit der ein Gesetzgeber ein Land haßt, das sich seinen Vorschriften nicht unterordnen will. Dieser Haß wurde noch genährt durch die unangenehme Überzeugung, daß er seiner Regierung gegenüber für diese gesetzlosen Zustände verantwortlich war.

Er hatte diesen unangenehmen Gedanken stets in den Hintergrund geschoben, und es war ihm bei vielen Gelegenheiten gelungen, darüber hinwegzukommen, aber in ruhigen Augenblicken sagte ihm eine innere Stimme: „Nushadombi gehört zur britischen Herrschaft, wenn du nur den Mut hast, es zu regieren.“

Er beschwichtigte sein Gewissen damit, daß er die ›Leute, die nicht alle gleich waren, durch seine Späher beobachten ließ. Seine Geheimboten kamen und gingen, er verlor einige dabei, aber dieses Risiko mußte er auf sich nehmen. Auf diese Weise erfuhr er von heimlichen Morden, von Familienfeinden und dergleichen, aber nichts von wichtigen Ereignissen.

An einem drückendheißen Nachmittag im März saß Sanders

auf einem Felsblock, von wo aus er die Mündung des Flusses übersehen konnte, und angelte Kapsalm. Merkwürdigerweise beschäftigten sich seine Gedanken wieder mit dem Nushadombivolk.

Plötzlich eilte der Haussasergeant Abiboo auf ihn zu. Vorsichtig wählte er seinen Weg zwischen den einzelnen spitzen Steinen, und sein langes Seitengewehr schlug bei jedem Sprung an seine Hüfte.

Sanders schaute ihn fragend an.

„O Herr“, erklärte Abiboo, der in strammer Haltung salutierend vor ihm stand, „es ist ein Späher von Nushadombi gekommen, der viel zu berichten hat.“

„Bringe ihn hierher.“

„O Herr, er kann nicht mehr gehen“, erwiderte Abiboo schlicht. „Die Männer, die nicht alle gleich sind, haben ihn gefangen, und er wird noch heute abend sterben, soviel ich sehen kann.“

Sanders nahm seine Angelgeräte zusammen und folgte ihm zur Residenz.

Er fand den Mann auf einer rauhen Bahre im Schatten der Veranda.

Der Späher sah sich mit einem schmerzlichen Lächeln um, als Sanders die Stufen emporstieg.

„Ho, Bogora!“ sagte der Amtmann ruhig, „welche schlechte Nachricht habe ich über dich gehört?“

„Es ist nicht mehr der Rede wert, darüber zu sprechen, denn heute abend werde ich sterben“, entgegnete der Mann mit gequälter Stimme. „Ich will noch meinen Bericht machen und dann für immer schlafen. O Herr, wenn ich dich nicht so sehr liebte, wäre ich schon vor drei Nächten gestorben.“

Sanders untersuchte kurz die Wunden des Mannes. Er wurde nicht schwach, als er die entsetzlichen Verstümmelungen sah,

denn das war nicht seine Art. Still bedeckte er den gefolterten Körper wieder mit dem Tuch.

„Ein gewisser Tambeli, ein Isisimann, lebt jetzt unter dem Volk der Nushadombi“, fuhr Bogora fort. „Er hat sich großes Ansehen dort verschafft, und alle fürchten ihn als einen Häuptling. Auch sagen sie, daß er ein Mitglied eines großen Geheimordens ist und einen großen Ju-Ju und mächtige Freunde unter den Häuptlingen hat. Er erkannte mich, obwohl andere Leute an mir vorbeigingen. Auf seinen Befehl hin wurde ich gefoltert. Und, o Herr, sie haben den Entschluß gefaßt, die anderen Stämme anzugreifen, zuerst die Isisi, dann die Ochori und die N'gombi.“ „Wann soll das geschehen?“ „Beim zweiten Vollmond nach der Regenzeit.“ „Das werden wir ja sehen. Was Tambeli anbetrifft, so werde ich mit ihm abrechnen, Bogora, mein Bruder. Denn ich will dein Blut in meine Hände nehmen und unter meinen Händen soll er sterben. Alle Götter sind Zeugen meines Eides.“

Der todwunde Mann auf der Tragbahre lächelte. „Sandi“, sagte er langsam, „ich habe alles gern ertragen, da du mich Bruder nennst.“

Er schloß die Augen wie zum Schlafe und starb, während Sanders an seinem Lager saß und ihn ansah. Eines Morgens trat Bosambo noch vor Morgengrauen aus seiner Hütte. Die Stadt der Ochori lag schweigend da. Am Abend und in der Nacht hatte ein Tanz stattgefunden; in der Mitte des Ortes sah man noch die Asche des großen Feuers glühen, das sie angezündet hatten.

Bosambo zog den Mantel von Affenfell dichter um sich, weil die Morgenluft kalt war, ging bis ans Ende der Dorfstraße durch die Gärten und betrat einen kleinen Dschungelpfad, der zu seinem eigenen Lande führte. Hier hielt er an und lauschte.

Aber es war nur das ferne Rauschen des Wassers zu hören, das über die Felsblöcke strömte.

Er setzte sich in den Schatten eines großen Gummibaumes und wartete geduldig. In einer Stunde mußte die Sonne aufgehen, aber vorher würde sich noch verschiedenes ereignen.

Er hatte kaum fünf Minuten dort gesessen, als aus der entgegengesetzten Richtung ein Mann auf ihn zukam. Er bewegte sich vorsichtig vorwärts und blieb ab und zu stehen, als ob er sich nicht sicher fühlte.

Bosambo erhob sich geräuschlos.

„Freund“, sagte er, „du kommst schweigend.“

„Das ist der königliche Weg“, entgegnete der andere.

„Das Leben ist erfüllt von Schweigen.“

„Niemand ist so schweigsam wie die Toten.“

Sie sagten diese Sätze so gewandt, als ob sie ihnen geläufige Formeln wären, und es waren tatsächlich auch rituelle Worte.

„Setze dich zu mir, mein Bruder“, sagte Bosambo.

Der Fremde kam zu ihm und hockte sich auf den Boden.

„Dieses sage ich dir, Bosambo“, begann er, „Eide sind Eide, und Männer, die Blutsbrüderschaft geschworen haben, leben und sterben füreinander.“

„Das ist wahr, und deshalb bin ich gekommen, denn als gestern ein fremder Waldbewohner zu mir kam und in einer Muschel ein wenig Wasser brachte, in dem eine Beere lag, wußte ich, daß die Schweigenden meiner bedurften.“ - Der Fremde nickte.

„Es ist schon viele Jahre her, daß ich den Eid schwur“, meinte Bosambo. „Ich war damals noch sehr jung, und die Schweigenden wanderten nicht im Lande der Ochori umher, sondern in Nigeria, das einen Monat Wege entfernt liegt.“

Der Mann an seiner Seite räusperte sich.

„Ich bin jetzt hier“, sagte er gewichtig. „Ich, Tambeli, ein Wanderer und König der Nushadombi. Im Orden der

Schweigenden bin ich ein großer Mann. Wir rächen uns rücksichtslos an denen, die uns nicht achten, und wir sind die Beherrscher mächtiger Ju-Jus.“

„Herr, das habe ich aus der Art deiner Botschaft ersehen“, entgegnete Bosambo demütig. „Nun sage mir, wie ich meinem Bruder dienen kann, der allein hier in diesem Land ist?“

Die Frage klang anscheinend sorglos, aber die Hand, die Tambeli abgewandt war, tastete nach der dünnen, langen Dolchklinge.

„Ich bin nicht allein hier, mein Bruder“, erwiderte Tambeli mit Nachdruck. „Viele Brüder unseres Ordens beobachten mein Kommen und Gehen in diesem Lande.“

„Das ist gut“, gab Bosambo aufrichtig zu und steckte heimlich das Messer wieder in die Holzscheide.

„Du kannst mir auf folgende Weise dienen. Ich bin der König eines rachedürstenden Volkes, das Sandi haßt. Aber siehe, er eilt mit seinen Soldaten herbei, um uns zu bestrafen. Er muß auf seinem Marsche durch diesen Ort kommen und wird einen Tag lang bei dir bleiben.“

„Das ist alles wahr“, sagte Bosambo höflich und wartete, was geschehen würde.

Tambeli zog einen kurzen Bambusstock aus seinem Leopardenfell hervor.

„Bosambo, in diesem Bambus befindet sich ein mächtiges Mittel, das Sandi nicht gut tun wird. Wenn du den Gummi abschneidest, der das eine Ende verschließt, so wirst du ein Pulver finden, wie es die Zauberdoktoren meines Volkes bereiten. Das kannst du Sandi ins Essen schütten. Er wird nichts davon merken, und doch wird er daran sterben.“

Der Ochorihäuptling nahm den Bambusstock ohne ein Wort und steckte ihn in die kleine Tasche, die an seinem Gürtel hing.

„Diesen Befehl wirst du ausführen aus Furcht vor den

Schweigenden, die sich sonst erbarmungslos an dir rächen.“

„Ja, ich will es tun“, antwortete Bosambo ernst.

Die beiden Männer trennten sich wieder.

Bei Bosambos Rückkehr graute der Tag im Osten. Es war, als ob sich plötzlich ein Fenster im Himmel öffnete. Der Häuptling war sehr schweigsam, und nicht einmal seine Lieblingsfrau Fatima konnte ihn zum Sprechen bringen.

Am Nachmittag fing er einen Hund, der sich im Walde herumtrieb, nahm ihn mit sich an eine Stelle, wo man ihn nicht sehen konnte, und gab ihm zu fressen. Er starb schnell, denn Bosambo hatte das Fleischstück mit Tambelis Pulver bestreut.

Bosambo beobachtete den Vorgang ohne große Erregung, und nachdem er das Tier verscharrt hatte, kehrte er wieder ins Dorf zurück.

In der Nacht kam Sanders. Bosambo hatte schon durch die Lokoli-Trommeln von seinem Kommen Nachricht erhalten. Da der Amtmann zu so später Stunde fuhr, mußte sein Besuch dringend und wichtig sein, und der Häuptling hatte ein großes Feuer am Ufer entzünden lassen, um der ›Zaire‹, den Weg zum Land zu zeigen.

Der kleine Dampfer tauchte langsam im Schein der Flammen auf, nackte Leute sprangen über Bord und wateten mit Tauen auf den Schultern zum Ufer. Kurz darauf war das Regierungsboot festgemacht. - Dann stieg Sanders ans Land.

„Ich will ein paar Stunden bei dir bleiben“, sagte er. „Ich bin auf dem Wege, Gericht zu halten.“

„O Herr, mein Haus liegt in deinen Händen und ebenso mein Leben“, antwortete Bosambo überschwenglich. „Ich habe eine neue Hütte im Schatten meines Hauses für dich bauen lassen.“

„Ich schlafe an Bord“, entgegnete Sanders kurz. „Morgen will ich mit der Dämmerung zu dem Nushadombivolk aufbrechen.“

Sie gingen zusammen durch das Dorf. Sanders wollte sich

nach dem langen Aufenthalt an Bord des kleinen Dampfers etwas Bewegung verschaffen. Bosambo begleitete ihn als sein Gastgeber aus Höflichkeit. Er wußte, daß er von Spähern beobachtet wurde, da er inzwischen geheime Botschaft erhalten hatte, daß die Schweigenden seinen Bericht an einer nahen Stelle im Walde erwarteten.

Die beiden waren am Ende des Dorfes angekommen und kehrten nun wieder um.

„O Herr“, sagte Bosambo sehr ernst, „wenn ich dir jetzt etwas sehr Wichtiges sage, so bitte ich dich, nicht stehenzubleiben und deinen Ärger zu unterdrücken.“

„Sprich.“

„Wenn heute nacht, während du schläfst, von deinem Schiff die Nachricht käme, daß du große Schmerzen hast und im Sterben liegst, würde ich dir eine lange Reise und viel Mühe ersparen können.“

Sanders konnte Bosambos Gesicht nicht sehen, denn die Nacht war sehr dunkel, und es leuchteten nur wenig Sterne vom Himmel.

„Ich weiß, daß du ein kluger Mann bist“, erwiderte Sanders ruhig, „und ich glaube dir, ohne zu zweifeln. Sage mir nun, warum das sein soll. Ich werde dann das tun, was ich für das Beste halte.“

„O Herr, ich bin dein Mann, und bei allem Heiligen, bei dem Menschen schwören, sage ich dir, daß ich bereit bin, für dich zu sterben. Es ist leicht möglich, daß ich auf die eine oder andere Art deswegen mein Leben lassen muß. Obwohl ich dir schon großen Ärger und Verdruß bereitet habe und weiß, daß du mich schon oft verflucht hast, sollen doch ich und alle meine Angehörigen eher sterben, als daß dir etwas zuleide geschieht.“

„Das glaube ich“, sagte Sanders kurz.

„Deshalb, o Herr, traeue meinen Worten ohne ein langes

Palaver.“

„Ich will es tun.“

Um fünf Uhr morgens nach unserer Zeit eilte Bosambo in den Wald und nahm einen Spaten mit einem langen Stiel mit sich. Er schwankte ein wenig beim Gehen, und je weiter er kam, desto unsicherer wurden seine Schritte.

Nicht ganz eine halbe Stunde von seinem Ort entfernt lag eine Waldlichtung. In warmen Abendstunden trafen sich dort Liebende, in der Nacht aber trieben die Geister und Teufel dort ihr Wesen.

An diesen Platz hatten die Schweigenden Bosambo bestellt, damit er Bericht erstatten sollte. Taumelnd kam er zu der Waldlichtung, den Spaten auf der Schulter.

Die fünf Leute, die ihn dort aus dem Schatten heraus beobachteten, glaubten, er sei betrunken.

Bei einem Baum, in dem die Webervögel nisteten, hielt er an und ließ sich schwer auf den Boden nieder. Aus den Falten seines Mantels nahm er eine Flasche und führte sie zum Munde.

„Bosambo“, sagte Tambeli, der geräuschlos herangekommen war, „das ist ein guter Anblick für mich, denn mein Inneres sagt mir, daß du getan hast, was ich dir befahl.“

„Er war mein Vater“, wimmerte Bosambo, „und von meinem eigenen Blut! Er war ein großer, mächtiger Mann, und nun da er tot ist, werden die Weißen kommen mit dem Geschütz, das Hahaha sagt, und es wird um mich geschehen sein.“

Er schüttelte traurig den Kopf.

„Niemand wird etwas davon erfahren“, beruhigte ihn der starke Tambeli, „denn wir sind alle hier, die fünf Männer des großen Ordens der Schweigenden. Niemand außer uns weiß es, und wir sagen nichts.“ Er machte eine Pause und fügte bedachtlos hinzu: „Solange du das tust, was wir von dir fordern, und solange du uns Tribut an Frauen und Korn

schickst.“

Bosambo hörte die Ankündigung dieser Maßnahmen, die ihn zum Sklaven dieser Leute machen sollten, ohne sichtliche Erregung an.

„Warum hast du denn einen Spaten mitgebracht?“ fragte Tambeli plötzlich. „Du willst doch nicht etwa Sandi hier begraben?“

„Wer weiß?“ erwiderte Bosambo mit tonloser Stimme.

Er nahm die Flasche aus seiner Tasche - es war eine der viereckigen Flaschen mittlerer Größe, in denen Gin im heimlichen Tauschhandel in die Hinterländer gelangte.

„Das werde ich nehmen“, sagte Tambeli, streckte seine Hand aus und entwand dem widerstrebenden Bosambo das Gefäß. „Männer, die dieses Getränk zu sich nehmen, sprechen prahlerisch. Und du sollst nicht sprechen, Bosambo, bis viele Ströme zwischen mir und Sandis Soldaten liegen.“

Er nahm den kleinen Holzstöpsel heraus.

„Es ist auch schon lange her, daß ich Gin trinken konnte.“

Er zeigte mit der Hand auf seine vier Begleiter, die Bosambo nur undeutlich im Zwielicht erkennen konnte.

„Dies sind meine und deine Ordensbrüder. Deshalb wollen wir nach Art der weißen Leute an der Küste auf eine glückliche Zukunft trinken.“

Er hob die Flasche und trank, dann gab er sie dem nächsten, und sie machte die Runde bei den andern. Der letzte reichte sie Bosambo.

„Sage mir, starb Sanders unter großen Schmerzen?“ fragte Tambeli. - „Nein, er starb ruhig.“ Tambeli nickte.

„Das ist auch besser, denn wenn er unter großem Geschrei verendet wäre, würden die Soldaten kommen. Nun kann niemand anderes sagen, als daß er an der Krankheit Mongo starb (wörtlich: die wahre Krankheit, das heißt eine Krankheit, die

tödlich verläuft). Es gibt keine kräftigere Medizin als jene, die von meinem berühmten Zauberdoktor bereitet ist.“ Bosambo schwieg eine Weile.

„Wenn mich aber einer verrät?“ fragte er dann. „Wenn es zu den Ohren der großen Herren an der Küste kommt, daß ich Sandi ermordet habe -“

„Fürchte dich nicht“, sagte Tambeli und hustete leise. „Nur diese Leute wissen davon“ - er erhob unsicher seine Hand, „und - die sprechen - nicht.“

Und er sprach die Wahrheit; die Männer waren hintenüber gesunken und hatten sich hingelegt, als ob sie einschlafen wollten. „Auf- aufstehen - auf“, stammelte Tambeli. Er wollte den nächsten Schläfer mit dem Fuß anstoßen, aber seine Beine versagten den Dienst, und er fiel auf die Knie. Bosambo beobachtete ihn, aufs höchste interessiert. „Du Hund!“

Tambeli wandte sich wütend zu dem Häuptling der Ochori, als er dieses Wort ausstieß. Noch einmal raffte er alle Kraft zusammen, sprang auf die Füße und wollte ihn an der Kehle packen. Aber darauf war Bosambo vorbereitet.

Mit der linken Hand ergriff er Tambeli an der Schulter und wandte ihn halb um, bis er niedersank. Der Mann versuchte, sich noch einmal zu erheben, fiel aber wieder nieder und wehrte sich vergeblich gegen den Schlaf, der ihn überkam. Bosambo saß ruhig und geduldig neben ihm. Nach einer langen Pause sah er sich nach dem Spaten um, den er mitgebracht hatte.

„Tambeli“, sagte er, als er sich seiner Arbeit zuwandte, „du warst ein Narr, sonst hättest du gewußt, daß ein Mann meines Glaubens niemals seinen Freund und Schutzherrn heimlich ermordet. Und kein Mann von gutem Charakter tut so gemeine Dinge. O ihr Schweigenden, euer Mund ist jetzt für immer verstummt!“

Dann hatte er hart zu arbeiten, denn ein Grab für fünf Leute auszuschaufeln erfordert viel Kraft. Als er fertig war, wischte er

sich den strömenden Schweiß von der Stirn, blieb unentschlossen neben der frisch aufgeworfenen Erde stehen und kratzte sich nachdenklich am Kinn. Plötzlich kam ihm eine unbehagliche Erinnerung an die Missionsschule, die tausend Meilen entfernt lag, und an die Pater mit den traurigen Augen, die ihm gewisse Rituale beigebracht hatten. Er ließ den Spaten sinken und kniete verlegen nieder.

„Heiliger Marki, Luki und Johanni“, betete er und schloß dabei die Augen, „ich habe fünf Männer durch Gift ermordet. Aber sie haben es selbst genommen, ohne daß ich sie dazu aufforderte. Deshalb sind sie nun tot, und das ist gut für uns alle. Amen!“

VI. Das Dorf der Ketten

Sanders war an die kindlichen Schmeicheleien der Eingeborenen gewöhnt. Er hörte ihre Lobeserhebungen an, ohne sich viel dabei zu denken. Diese Redensarten waren nun einmal üblich. Er wußte es nicht anders, als daß sie ihn den ›Beschützer der Verfolgten, den ›Herrn hoher Weisheit‹ oder so ähnlich nannten, und er wäre argwöhnisch geworden, wenn sie diese Phrasen einmal unterlassen hätten.

Solange sich die schmeichelhaften Anreden in gewöhnlichen Grenzen hielten und Höflichkeiten in gewohnter Weise ausgetauscht wurden, war Sanders zufrieden. Wenn sie aber unterblieben oder die Leute ihn in allzu überschwenglichen Ausdrücken priesen, wurde er vorsichtig und mißtrauisch. Er schaute sich dann wohl mit zusammengekniffenen Augen um, denn ein untrügliches Gefühl sagte ihm, daß irgendwo Gefahr in der Luft lag.

Sanders war Herr über etwa eine Million schwarzer Menschen, die durch Sprache, Mundart, Vorurteile, Gebräuche, durch gegenseitige Eifersucht und Charakterveranlagung in dreiundzwanzig verschiedene Stämme geteilt waren. Die Bangeli, die in der Nähe seiner Residenz wohnten, waren ein selbstsüchtiges Volk, eine Mischung von Krunegern, Kongonegern, Bewohnern von Angola und Küstenleuten. Vor ihnen brauchte er nicht besonders auf der Hut zu sein, denn sie waren bis zu einem gewissen Grade zivilisiert und dachten und handelten schon mehr nach Art der Weißen. Auch fürchteten sie sich vor Strafe, und ebenso wie die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, so ist die Furcht vor dem Gesetz der Beginn der Zivilisation.

Aber außer diesem Volk gab es kriegerische Stämme, die noch nicht von Händlern besucht und kaum von der Arbeit der Missionare berührt worden waren, kampfbegierige Männer mit

dem Verstand unvernünftiger Kinder, leidenschaftlich, streitsüchtig, und doch in gewisser Weise gerecht denkend.

Sanders unterwarf sich gern und willig der Pflicht, alle in ihrer Eigenart kennenzulernen und ihren Charakter zu studieren, wie man die Eigenarten der eigenen Kinder erforscht. Er tat es vielleicht noch sorgfältiger, denn man kennt seine Kinder und ihre Eigenart bald, aber diese Eingeborenen waren von einer ganz anderen Denkungsart, und er mußte seine Maßnahmen ständig ihren wechselnden Bedürfnissen anpassen.

Er unterschied sich von den Männern, die das große Reich vom grünen Tisch aus regierten, denn er behandelte die Eingeborenen nicht wie seine hochfahrenden Vorgesetzten als eine gleichförmige Masse, sondern beurteilte jeden einzelnen nach seinem Charakter.

Einmal wandte sich eine Exzellenz durch den Sekretär eines Sekretärs an ihn und verlangte eine Aufklärung für die Häufigkeit der Verbrechen unter den Kleineren Isisi. Sanders antwortete naiv (wie es wenigstens den hohen Beamten in der Umgebung der Exzellenz erschien), daß das Überhandnehmen der Vergehen auf die Träume eines gewissen M'dali zurückzuführen sei.

Sanders glaubte nicht an Hellsehen und achtete nicht weiter darauf, als ihm einer seiner Späher die Botschaft überbrachte, daß M'dali von Tembolini im Lande der Isisi geträumt hatte, der Fluß wäre so hoch gestiegen, daß die Insel mitten im Strom, die dem Dorf gegenüberlag, überflutet wurde. Der Amtmann wußte, daß schwere Regen am Oberlauf des Stromes niedergegangen waren, daß alle kleineren Flüsse Hochwasser führten und infolgedessen in einiger Zeit auch der Große Strom steigen würde. Da das Dorf Tembolini aber hoch über dem Wasserspiegel lag, bestand keine Gefahr für die Bewohner.

Auch als er eine Woche später erfuhr, daß alles eingetroffen war, was M'dali geträumt hatte, machte das kaum Eindruck auf

ihn. Er dachte sich nur, daß M'dali eine gute Kombinationsgabe besitze, und ließ die Sache auf sich beruhen.

Später wurde ihm berichtet, daß M'dali in der und der Nacht geträumt habe, E'timgolo, seine zweite Frau, würde sterben - wie es auch tatsächlich geschah. Sanders war ein wenig verwundert, entsann sich aber schließlich darauf, daß er bei seinem letzten Aufenthalt im Dorf die Frau gesehen und erkannt hatte, daß sie sich in einem vorgeschrittenen Stadium der Schlafkrankheit befand. Und wieder vermutete er, daß M'dali genügend Anhaltspunkte für seine Voraussage gehabt hatte.

Aber so kamen immer neue Botschaften über Träume M'dalis den Strom herunter - manche direkt, dann handelte es sich meist um einfache Dinge. Geheimnisvollere Vorgänge wurden mündlich berichtet - und diese waren offensichtlich übertrieben.

Sanders hatte damals viel zu tun und weder Zeit noch Lust, sich darum zu kümmern.

Aber eines Morgens bei Tagesanbruch kam den Strom herab ein Boot, das von Ahmed gesteuert wurde, dem ersten von Sanders' geheimen Spähern.

„O Herr“, sagte er, als er in das Schlafzimmer des Amtmanns trat und sich vor dem Bett auf dem Boden niederließ, „im Land der Isisi lebt ein Träumer.“

„Davon habe ich auch schon gehört“, sagte Sanders müde auf arabisch. „Ich träume auch gerne und hätte noch eine Stunde länger geträumt, wenn du mich nicht gestört hättest.“

„Gott weiß, daß ich deinen erhabenen Schlaf nicht unnötig unterbreche. Ich bitte Gott jeden Morgen und jeden Abend, daß du friedlich schlafen mögest. Aber dieser M'dali verkauft seine Träume und hat einen großen Anhang, denn er sagt zu dem einen: ‚Gib mir einen Sack Salz oder ich träume, daß du sterben mußt.‘ Und da sich die Leute vor ihm fürchten, erfüllen sie alle seine Wünsche.“ „Ich verstehe“, erwiderte Sanders nachdenklich. Er entließ Ahmed und erhob sich. Kurz darauf

schickte er nach seinem Polizeisergeanten. „Gehe mit drei Mann in das Dorf Tembolini, Abiboo, das an der Krokodilsbucht liegt, und bringe M'dali zu mir.“

„Bei meinem Kopf und meinem Leben“, erwiderte Abiboo und fuhr zufrieden und guter Dinge in seinem Boot ab.

Zehn Tage lang war er unterwegs, dann kam er ohne M'dali zurück.

„Das Volk drohte mich zu töten“, erklärte er. „M'dali hatte geträumt, daß ich kommen würde, und sagte, wenn ich ihn festnähme, müßten alle Leute im Dorf blind werden. Und da ich deine Ansichten kenne, o Herr, wünschte ich kein Mordpalaver. Deshalb bin ich nun allein hier, aber du weißt, daß ich mich nicht vor dem Tode fürchte.“ - „Du hast recht gehandelt“, antwortete Sanders. In einer Stunde war der kleine Regierungsdampfer abfahrtbereit und lichtete die Anker. Der scharfe Kiel durchschnitt die schwarzen Fluten des Stromes, und das Schaufelrad bewegte sich mit unheimlicher Schnelligkeit.

In zwei Tagen und einer Nacht hatte die ›Zaire‹ das Dorf erreicht. Mitten im Strom kam ihnen Kambori, der Häuptling, entgegen, der ein kluger Mann war.

„O Herr“, sagte er, „ich muß dir sagen, daß sich das Volk erheben wird, wenn du den Träumer M'dali gefangennimmst. Und nicht nur meine Leute werden aufstehen, sondern alle, die hier in der Gegend wohnen, denn sie betrachten ihn als einen heiligen Mann.“ „Ich werde dem ›heiligen Mann‹ schon auf die Beine helfen“, erwiderte Sanders auf englisch und ging an Land.

Er kam mit zwei Haussasoldaten in das Dorf und ging direkt zu der Hütte, vor der M'dali in großem Aufputz saß.

Als dieser Mann noch nicht angefangen hatte zu träumen, war er ein gewöhnlicher Fischer gewesen, nicht wohlhabender oder irgendwie bedeutender als hundert andere Bewohner.

Nun aber saß er auf einem geschnitzten Stuhl, den ihm Lalinobi von Kusau für den Traum geschenkt hatte, daß seine

Frau einen Knaben gebären würde. Seine Schultern waren von einem Gewand aus Affenschwänzen bedeckt, das ihm Tonda, der Häuptling am Lulangofluß, gegeben hatte, weil M'dali träumte, daß er seinen Bruder überleben würde.

Es lagen noch viele andere Gaben und Geschenke umher, er hatte einen geschnitzten Stock in der Hand, trug eine Kette von Eisenperlen um den Hals und kupferne Ringe um die Arme. Ein kleiner französischer Spiegel lag in Reichweite neben ihm. Alle diese Dinge bezeugten, wie einträglich seine Hellseherei war. Er erhob sich nicht, als Sanders in die Nähe kam. Fünfhundert Augenpaare beobachteten den Amtmann gespannt. Alle Leute waren zugegen, denn M'dali hatte geträumt, daß Sanders kommen würde.

„Hi, weißer Mann“, sagte M'dali laut, „bist du erschienen, weil ich es geträumt habe?“

Aber plötzlich konnte er sehr schnell aufstehen, denn Sanders hatte ihn mit seinem schnellen Stock zweimal gut getroffen. Sanders hörte das Rasseln von Speeren hinter sich und wandte sich um. Eine große, schwarze Pistole glänzte in seiner Hand.

„Ich hatte einen Traum“, sagte Sanders barsch, indem er die nächste Gruppe mit dem Revolver in Schach hielt. „Ich träumte, daß ein Mann seinen Speer gegen mich erhob und starb. Nach dem Tode lebte seine Seele an einer fischreichen Stelle im Wasser, und jeden Morgen fraßen die Fische von ihr, und jede Nacht wuchs sie wieder nach.“ Die Leute ließen die Waffen sinken und preßten die Handknöchel an die Zähne. Das war das sicherste Zeichen, daß sie sich fürchteten. Sie betrachteten Sanders mit Schrecken und Entsetzen.

„Ich habe auch geträumt“, fuhr der Amtmann fort, „daß M'dali mit mir zum Dorf der Ketten ging. Und als er das Dorf verließ, wurden all sein Eigentum und die reichen Geschenke, die dumme Leute ihm gegeben hatten, unter die Dorfbewohner verteilt.“

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich, aber einige sahen ihn vorwurfsvoll an. Sanders vermutete mit Recht, daß es Landleute waren, die keinen Anteil an den Geschenken haben sollten.

Dann wandte er sich an M'dali, der verstört dasaß und mit zitternder Hand die Striemen auf seinen Schultern rieb.

„Ei, du Träumer“, sagte er milde, „erkläre jetzt diesem Volke, daß alles gut gehen wird, wenn du es verläßt.“

Der Mann zögerte und schaute den Amtmann mit düsteren Blicken an. Aber er wußte, welches Unheil ihm drohte.

„O ihr Leute“, sagte er mit furchtsamer Stimme, „es ist so, wie unser Herr sagt.“ - „Du hast es geträumt.“

„Ich habe es geträumt“, wiederholte M'dali schwach.

Man hörte ringsum Seufzer der Erleichterung.

„Bringt ihn zum Dampfer!“ befahl Sanders auf arabisch. „Abiboo, du haftest mir dafür, daß niemand mit ihm spricht.“

Er ging hinter den Haussas her, die den bestürzten Gefangenen zwischen sich führten, und fuhr wieder ab, ohne Zeit zu verlieren.

So endete die Geschichte des Träumers - allerdings nur vorläufig. Denn obwohl M'dali nun im Dorf der Ketten für das Britische Reich arbeitete, war doch sein Einfluß nicht gebrochen. Er setzte seine Tätigkeit fort, denn er war ein geschäftiger Mann. Sonderbare Todesfälle ereigneten sich. Männer und Frauen legten sich abends gesund nieder und waren am Morgen tot. Niemand hielt das für seltsam oder berichtete darüber, denn es mußte geschehen, weil M'dali es geträumt hatte.

Aber endlich erreichte das Gerücht auch Sanders, und er machte sich mit einem Arzt, den er von der Zentralverwaltung hatte kommen lassen, ins Land auf. Und viele Leute waren traurig, als sie ihn sahen.

Männer hatten Frauen verloren, die ihnen nicht angenehm

waren, andere hatten reiche Verwandte begraben, Frauen hatten ihre Freiheit wiedererlangt durch die Erfüllung von M'dalis Träumen. Alle kauerten am Boden, bissen auf ihre Fingerknöchel und erwarteten Sanders' Urteil.

Der Amtmann hielt erbarmungslos Gericht auf die Untersuchung des Arztes hin, die dieser an den ausgegrabenen Leichen vornahm, und M'dali, der im Dorf der Ketten Holz zerkleinerte, sah manche bekannte Gesichter wieder.

Das Dorf der Ketten war auf einer Landzunge errichtet, die zwischen zwei Strömen lag. Auf der linken Seite floß der Isisi, auf der rechten der Bokaru. Es war mit Ausnahme der Residenz der sauberste Ort in dem Sanderschen Bezirk. Aber außer Sanders selbst war niemand auf diese Sauberkeit stolz. Die Flüsse hatten hier eine so starke Strömung, daß nicht einmal gewandte Schwimmer wagen durften, sie zu durchqueren. Auf der dritten Seite wurde das Dorf von einem breiten, etwa fünf- bis sechshundert Meter langen Kanal begrenzt, der die beiden Ströme miteinander verband, so daß die kleine Landzunge weniger eine Halbinsel als eine richtige Insel war. Man konnte sie schwer verlassen, denn an den Ufern des Kanals war ein Stacheldrahtzaun errichtet. Obendrein lebten drei Krokodile darin, die Amtmann Sanders absichtlich dorthin gebracht hatte. Zu beiden Seiten war der Kanal durch eingerammte Pfähle geschlossen, so daß sie nicht fort konnten.

Das Dorf selbst war in drei Teile geteilt, in dem einen lebten die Männer, in dem anderen die Frauen, und in dem dritten - der zugleich die Landungsstelle beherrschte - eine halbe Kompanie Haussas. Obwohl der Ort das »Dorf der Ketten« hieß, trugen doch nur die Leute, die sich schlecht betrogen oder widerspenstig waren, eiserne Fesseln. Das Leben ging ruhig dahin an diesem düsteren kleinen Platz. Die Männer hausten auf der einen Seite des großen Stacheldrahtaunes, die Weiber auf der anderen.

Als M'dali dort eintraf, erhielt er eine Nummer und ein

Bettuch und wurde einer Hütte zugeteilt, die noch sechs anderen Gefangenen als Aufenthaltsort diente.

„Ich bin M'dali von den Isisi“, stellte er sich diesen vor, „Sanders hat mich hierhergeschickt, weil ich träumte.“

„Das ist merkwürdig“, sagte der Älteste der Hütte, „denn ich bin hergekommen, weil ich einen seiner Späher geschlagen habe, bis er starb. Das taten ich und mein Bruder.“

„Und ich bin hier“, berichtete ein anderer, „weil ich als Häuptling Krieg begann - ich bin Tembeli von den Kleineren Isisi.“

Jeder nannte seinen Namen und erzählte stolz von seinem Verbrechen.

„Aber ich bin ein Träumer von Träumen“, erklärte M'dali nachdrücklich. „Wenn ich etwas träume, so geschieht es, denn die Teufel haben mir die Gabe gegeben, im Schlaf merkwürdige Dinge zu sehen.“

„Ja, ich sehe, daß du verrückt bist!“ sagte Tembeli weise.

Es war nicht schwer zu erkennen, warum sich M'dali das Zutrauen seiner Mitgefangenen erwarb. Man erzählte sich, daß er den Tod eines der Wärter durch Ertrinken voraussagte, was auch tatsächlich eintraf. Und jeder neue Gefangene aus der Gegend von Tembolini war ein Zeuge für seine geheime Kraft.

M'dalis Träume nahmen kein Ende. Er träumte auch im Dorf der Ketten für die Leute. Einmal hatte er einen großen Traum: Sandi kam, um das Dorf der Ketten zu besichtigen, und als er zu einer gewissen Hütte trat, fielen sechs Mann über ihn her. Einer schnitt ihm die Kehle durch, und alle Soldaten liefen erschrocken fort. Die Gefangenen befreiten sich selbst, und alle Plagen hörten auf. Dies träumte er drei Nächte hintereinander. Als er seinen ersten Traum berichtete, sagte Tembeli nachdenklich:

„Das ist ein ganz guter Gedanke, aber wir haben doch keine

Waffen, also kann sich der Traum nicht erfüllen.“

„In der nächsten Nacht werde ich träumen, woher wir die Waffen bekommen“, antwortete M'dali.

Am nächsten Morgen erzählte er Tembeli, daß er einen Kongoneger im Traum gesehen hätte, der ein kleines, scharfes Messer in seinem Haar trug.

Und um die Wahrheit zu sagen, befand sich unter den Gefangenen im Dorf der Ketten tatsächlich ein solcher Mann, der ein Messer besaß.

„Wer hat den tödlichen Streich gegen ihn geführt?“ fragte Tembeli. „Die Sache muß doch sehr genau überlegt werden.“

Daraufhin träumte M'dali wieder und entdeckte, daß Koforo, ein schwachsinniger Akasavamann, Sanders tötete. Durch die Träume war nun alles so weit gefördert, daß es zur Ausführung kommen konnte.

Miss Ruth Glandynne lebte als Missionarin in Sanders' Gebiet. Sie war zum Großen Strom gekommen, um ihren Mitmenschen zu helfen.

Aus gewissen Gründen stand der Amtmann nicht sehr gut mit ihr. Vor allem war er dauernd in Sorge um ihre Sicherheit. Daß sie ziemlich harmlos war und lange nicht so viel von den Eingeborenen wußte, wie sie sich einbildete, war die schwerste Gefahr für sie.

Eines Tages erhielt er einen Brief von ihr, in dem sie ihn um die Erlaubnis bat, das Dorf der Ketten besuchen zu dürfen. Er seufzte, Er war nicht stolz auf das Dorf - es war ein sichtbarer Beweis für die Zügellosigkeit eines Teiles der Leute, die er regierte. Und in diesem Punkt war er sonderbar empfindlich. Außerdem gab er keinen guten Führer ab, wie er sehr wohl wußte.

Widerwillig antwortete er ihr, daß er bereit sei, ihr das Dorf zu jeder passenden Zeit zu zeigen. Nur an den und den Tagen sei

es nicht möglich. Und dann folgte eine lange Liste dieser Tage.

Bei der Zusammenstellung zeigte sich Sanders außerordentlich verschlagen und listenreich und gab sich die größte Mühe, immer neue Hinderungsgründe herauszufinden. Einmal konnte sie das Dorf nicht besichtigen, weil die Quartiere revidiert werden mußten, ein andermal nicht, weil ärztliche Untersuchung stattfand. Wieder an anderen Tagen mußten Inventar oder Werkzeuge geprüft werden. Auf diese Weise hatte er mit großer Findigkeit fünfunddreißig Perioden im Jahr festgelegt, schwankend von einem bis zu sieben Tagen, an denen die Strafanstalt nicht zu besichtigen war. Er hoffte, daß sie sich hierdurch abschrecken ließe und ganz auf den Besuch verzichtete.

Verzweifelt las er ihre Antwort. Sie kündigte ihre Ankunft für einen Tag an, der zwischen einem angeblichen ›Gerichtstag‹ und einer ›Ausbesserungswoche‹ lag. Es braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden, daß diese beiden Vorwände nur in Sanders' Phantasie existierten.

Miss Glandynne kam in ihrem Kanu, das von zwanzig Leuten gerudert wurde, den Strom herunter. Sanders fuhr ihr halbwegs entgegen und nahm sie auf seinen Dampfer. Er war sehr steif und formell.

„Hoffentlich kränke ich Sie nicht mit meinen Worten - aber ich hätte es viel lieber gesehen, wenn Sie diesen kleinen Ausflug nicht unternommen hätten.“

„Es ist kaum ein Ausflug zu nennen, Mr. Sanders“, erwiderte sie kühl. „Ich habe diesen Leuten gegenüber eine gewisse Pflicht zu erfüllen. - Sie geben doch zu, daß sie fast nie mit Missionaren in Berührung kommen. Und meiner Meinung nach würde ich meine Pflicht versäumen, wenn ich nicht die Gelegenheit wahrnehme, die Sie mir so freundlich bieten.“

Sanders fluchte innerlich über ihre Unverschämtheit und schaute sie unter dem Schirm seines großen Tropenhelmes an.

„Ich möchte nicht, daß Sie unter dem Eindruck weiterleben, daß mir dieser Besuch des Gefangenenglagers erwünscht ist“, sagte er schroff.

Ruth Glandynne richtete sich steif auf. Wenn sie auch Missionarin war, so war sie doch immerhin auch eine Frau.

An einem herrlichen Morgen um acht Uhr kamen sie zu dem Dorf der Ketten.

„Was, zum Teufel, hat das zu bedeuten?“ fragte Sanders, als er nur zwei Haussas an der Küste sah. Einer von ihnen stand Wache, und der andere diente zu seiner Ablösung.

„O Herr“, erwiderte der Soldat, als Sanders an Land stieg, „die Leute der Kompanie sind den Strom hinunter zu einem Palmenplatz gefahren.“

„Wer hat denn den Befehl dazu gegeben?“

„Sie sind von der Sufisekte - und es wurde ihnen offenbart, o Herr, daß der heilige Sohn des Propheten ihnen dort erscheinen und viele Wunder vor ihnen tun werde.“

Amtmann Sanders erkannte plötzlich die Zusammenhänge und mußte fast lächeln, obgleich er innerlich tobte.

„M'dali, der Träumer, ist anscheinend wieder an der Arbeit. Morgen wird es hier Prügelstrafen geben!“

Unter dem ersten Eindruck dieser veränderten Lage wollte er die junge Missionarin sofort zurückschicken. Er fürchtete zwar keinen Augenblick, daß die zeitweise Entfernung der Wache zu irgendwelchen Schwierigkeiten führen könnte, aber er war ein vorsichtiger Mann und wollte kein Risiko irgendwelcher Art auf sich nehmen.

Er war schon halbwegs zum Boot zurückgegangen, als er sich entschloß, Miss Glandynne das Dorf doch besuchen zu lassen, da sie nun einmal hier war und den langen Weg gemacht hatte.

„Sie beschränken sich wohl am besten auf die Frauenabteilung“, sagte er. „Ich werde Ihnen Abiboo mitgeben,

weil ich selbst ein kleines Palaver mit einem gewissen M'dali habe.“

Er schloß das eiserne Gittertor auf, blieb noch stehen und beobachtete die schlanke Gestalt, als sie auf der schmalen Straße entlangschritt. Der große, breitschultrige Haussasergeant schritt dicht neben ihr.

Dann überquerte Sanders die Gasse, die die Männer von den Frauen trennte, öffnete das Tor, trat ein und verschloß es wieder zweimal.

Es war sonderbar, daß keiner der Gefangenen zu ihm kam, um ihn anzusprechen. Gewöhnlich riefen sie ihn von allen Seiten an und baten um Gehör. In ihrer Einfalt nannten sie ihn dann zuweilen auch bei dem Namen, den sie ihm selbst gegeben hatten: »Der kleine Würgervogel, der zur Nachtzeit fliegt.«

Aber heute saßen sie vor ihren Hütten, stützten das Kinn auf die Knie und beobachteten ihn schweigend und ängstlich.

„Das gefällt mir nicht“, sagte Sanders zu sich selbst.

Unauffällig steckte er die Hand in die Tasche und entsicherte seine Browningpistole. Mit dem zweiten Finger tastete er vorsichtig nach dem Magazin, ob auch ein voller Patronenrahmen eingeschoben war. Er stand auf der gut gekehrten Straße und konnte den ganzen Weg entlangschauen.

Schnell warf er einen Blick nach rechts hinüber. Ruth unterhielt sich mit einigen Eingeborenenfrauen, die vor ihr hockten. Hinter ihr, etwas entfernt von der Gruppe, stand Abiboo; er hielt seinen Winchesterkarabiner, den Sanders ihm geschenkt hatte, im Arm.

Als der Amtmann hiniüberschaute, sah er, daß der Sergeant die Kammer seines Gewehres vorsichtig öffnete.

„Abiboo lädt“, dachte Sanders für sich.

Er schaute wieder in die Männerabteilung. Niemand rührte sich hier. Die Sträflinge saßen schweigend und erwartungsvoll

vor ihren Hütten. Er war sehr beunruhigt und blickte wieder zu Abiboo hinüber, der sich inzwischen unauffällig weiter von den Frauen zurückgezogen hatte und nun sein Gewehr mit beiden Händen hielt. Die Rechte hatte den Kolbenhals gefaßt, die Linke ruhte unter dem Lauf.

Dann drehte der Sergeant langsam den Kopf und nickte, und Sanders wußte, daß das Signal ihm galt.

Schnell wandte er sich um. Die Gefahr drohte von der Frauenabteilung. Eilig ging er den Weg zurück, den er gekommen war. Vier Männer, die ruhig dagesessen hatten, erhoben sich jetzt, um ihm entgegenzutreten, aber sie zeigten keine Hast.

„O Herr, wir haben eine Bitte“, begann der eine.

„Gehe zu deiner Hütte zurück, Tembeli“, sagte Sanders entschieden. „Ich werde zurückkommen, dann kannst du mir deine Bitte vortragen.“

In diesem Augenblick fiel ein Schuß.

Abiboo feuerte in eine der Hütten hinein, und Miss Glandynne floh die Straße entlang dem Tore zu.

Sanders sah es, als er sich umwandte, aber nun sprangen die vier Männer auf ihn.

Eine große Hand bedeckte sein Gesicht, und ein grausamer Daumen versuchte, ihm das Auge einzudrücken. Aber Tembeli fiel nieder, ein Geschoß hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Sanders machte sich frei, eilte zum Tor und nahm während des Laufes den Schlüssel aus der Tasche.

Er drehte sich um und schoß nach zwei Verfolgern, aber diese Leute hatten keine Lust, sich auf einen Kampf einzulassen.

In der nächsten Sekunde hatte er das Tor geöffnet, trat hinaus und verschloß es wieder. Er sah Abiboo in einem Menschenknäuel auf der Erde liegen. Die Missionarin schien verschwunden, aber gleich darauf entdeckte er sie. Zwei Frauen

waren über sie hergefallen, und der halb wahnsinnige Koforo schlug ihr über die Schultern. - Sanders kam gerade zu ihr, als eins der Weiber sie an den Haaren packte und ihr den Kopf zurückriß.

Koforo sah den Amtmann kommen und ließ seine Hand sinken.

„Ho, Vater“, sagte er in seiner närrischen Art, „ich werde dich töten, weil du ein Teufel bist!“

Ruth Glandynne taumelte zurück, und Sanders ergriff das fast bewußtlose Mädchen und zog es aus der Reichweite des Negers.

Koforo kam nun auf ihn zu und schnitt fürchterliche Grimassen. Er schwang das kleine spatenförmige Messer in seiner Hand.

Sanders schoß wohlüberlegt, denn er hatte nur noch fünf Patronen. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit Abiboo zu, der ohne Besinnung am Boden lag. Die Angreifer waren geflohen, denn die Schildwache und die Ablösung feuerten durch das Drahtgitter hindurch, und sie konnten einigermaßen gut zielen.

Sie trugen das Mädchen zusammen zum Boot. Auch Abiboo kam wieder zu sich. Sanders nähte seine Wunden und verband ihn.

Um vier Uhr nachmittags kamen auch die Wachtsoldaten zurück, die sich gegen den Befehl entfernt hatten. Sie waren sehr beschämkt und niedergeschlagen, als sie den Amtmann sahen. Sanders nahm sofort eine Inspektion der beiden Abteilungen vor.

„O Herr“, sagte einer der Männer, der nur ein passiver Mitverschworener gewesen war, „ursprünglich war geplant, daß du in die Frauenabteilung gehen solltest. Deshalb haben sich verschiedene Männer dort in den Hütten verborgen. Sie dachten, du würdest deine kleine Pistole dorthin nicht mitnehmen. Alles das hat M'dali geträumt, aber er ist geflohen.“

„Niemand kann aus dem Dorf der Ketten entkommen.
Welchen Weg ist M'dali gegangen?“

Der Mann zeigte auf den Stacheldrahtzaun vor dem Kanal.

Sanders ging zum Zaun und schaute in das von Schilf und Tang bedeckte Wasser.

„Ich sah, wie er den ersten Zaun überkletterte“, sagte der Gefangene, der mitgekommen war. „Aber den zweiten Zaun ist er nicht mehr in die Höhe gestiegen.“

Amtmann Sanders bückte sich, riß ein Grasbüschel aus und warf es nach dem langen, grünen Ding, das dort im Wasser schwamm.

Plötzlich öffnete das Krokodil ein Auge und blickte wütend und haßerfüllt zu ihm hin, denn es hatte gut gefressen und wollte nicht im Schlaf gestört werden.

VII. Der Denker und der Gummibaum

Es gibt drei Dinge jenseits aller Philosophie und Logik.

Diese drei, Liebe, religiöse Überzeugung und Heimatgefühl, können die sanftesten Menschen in Wut und Zorn bringen und zu heroischen Taten anstacheln.

Unter den Isisi lebte einst ein großer Denker. Er beschäftigte sich mit Problemen, über die sich gewöhnliche Menschen nicht den Kopf zerbrechen. Er dachte über die Sterne, über die Stürme und über die Zeit nach, die nirgends begann und nirgends endete.

Oftmals ging er an die Biegung des Stromes, setzte sich dort nieder, legte das Kinn auf die Knie und überlegte große Dinge, manchmal tagelang. Die Einwohner des Dorfes Akalavi bei der großen Bucht dachten, daß er wahnsinnig sei. Von ihrem Standpunkt aus hatten sie auch nicht ganz unrecht, denn dieser junge Mann hielt sich fern von den Freuden des Lebens, fand kein Vergnügen an Gesellschaft und jungen Mädchen und kam nicht zu den Tänzen und Festen, die sonst das Dasein am Strom doch so angenehm machen.

Er hieß K'maka und war der Sohn Yokos. Dieser stammte von N'kema ab, dessen Vater zu den Zeiten des Großen Königs ein tapferer Krieger war. Mütterlicherseits konnte er seine Familie bis auf Pikisamoko zurückführen, der sich auch durch Kraft und Mut auszeichnete und viel Blut vergoß. Von seinen Vorfahren konnte er also eigentlich keinen milden Charakter geerbt haben. „Deshalb“, sagte Yoko, sein Vater, „muß er verrückt sein, und wenn wir es machen können, ohne daß Sandi davon erfährt, werden wir ihm die Augen ausstechen und ihn in einen tiefen Wald führen. Dort wird er schnell Hungers sterben, oder die wilden Tiere werden ihn auffressen.“

Und alle Verwandten, die zum Familienrat zusammengerufen waren, gaben ihm recht, denn ein wahnsinniger Sohn ist eine

Schande. Er geht in das Dorf, und auf seinem Wege mag er Anfälle bekommen. Wenn er dabei Dinge zerbricht oder Schaden tut, ist die Familie dem Gesetz nach für seine Handlungen verantwortlich.

Sie besprachen diese Sache fast eine ganze Nacht hindurch, aber sie kamen zu keiner Entscheidung. Am nächsten Tage wurde das Palaver wieder aufgenommen. Das älteste Mitglied der Familie, ein betagter, weiser Häuptling aus einem anderen Dorfe, äußerte seine Ansicht. „Wenn er verrückt ist, muß er gemäß den Gesetzen und Gewohnheiten getötet werden. Nun bin ich ein sehr kluger Mann, wie ihr alle wißt, denn ich habe mehr Jahre gelebt, als irgendeiner von euch sich erinnern kann. Laßt mich deshalb K'maka prüfen. Es wäre ja möglich, daß er nicht wahnsinnig, sondern nur eigensinnig und komisch ist, wie die jungen Leute manchmal sind, wenn sie in das Heiratsalter kommen.“

Sie beschlossen also, K'maka vor den Familienrat zu rufen. Die ausgesandten Boten fanden ihn auf einer weichen Moosbank im Walde. Er lag mit dem Gesicht nach unten, hatte den Kopf in die Hände gestützt und beobachtete eine Blume.

„K'maka“, sagte der junge Mann, der ihn entdeckt hatte, „was tust du denn da?“

„Ich lerne. Denn diese Pflanze lehrt mich viele Dinge, die ich bisher noch nicht wußte.“

Der andere schaute auf die Blume und lachte.

„Das ist doch ein ganz gemeines Unkraut, das nicht einmal eine Frucht trägt. Also ist es nichts.“

„Aber es lebt“, entgegnete K'maka, der seine Augen nicht vom den zarten Blumenblättern wandte. „Und ich denke, es ist größer als ich, weil es dem Gesetz gehorcht.“

„Es ist ganz klar, daß du verrückt bist“, erwiderte sein Vetter entschieden. „Das ist ganz sicher.“

Er führte ihn zu der versammelten Familie.

„Ich fand ihn“, berichtete er gewichtig, „wie er irgendein Unkraut betrachtete und sagte, daß es größer sei als er selbst.“

Die Verwandten sahen düster auf K'maka, und der alte Häuptling eröffnete das Verhör.

„K'maka, man sagt, daß du wahnsinnig seist, deshalb habe ich, als das Oberhaupt der Familie, alle Verwandten zusammengerufen, damit wir entscheiden, ob diese Anklage gerechtfertigt ist. Die Leute sagen, du habest merkwürdige Gedanken - du sollst erzählt haben, daß die Sterne ferne Länder seien.“

„Das stimmt, mein Vater.“

„Man sagt auch, daß du der Meinung seiest, die Sonne scheine während der Nacht.“

„So denke ich. Ich meine damit nur, daß sie irgendwo scheint, denn es ist nicht weise, zu glauben, daß der Strom größer ist als die Sonne.“

„Ich sehe, daß du tatsächlich verrückt bist“, sagte der alte Mann ruhig, „denn wie können sich die Sonne und der Strom messen?“

„O Herr“, antwortete K'maka ernst, - „siehe, der Fluß fließt immer, ob es Tag oder Nacht ist, ob du gehst oder schläfst, ob du ihn siehst oder nicht. Aber die Törichten denken, daß ein Ding nicht existiert, wenn sie es nicht sehen können. Und ist nun der Strom größer als die Sonne? Denn wenn der Strom bei Nacht fließt und nur ein Teil des großen Weges ist, soll da die Sonne aufhören zu scheinen, die doch viel mächtiger und nützlicher für das Land ist?“ Der alte Häuptling schüttelte den Kopf.

„Nur ein ganz wahnsinniger Mensch kann so etwas behaupten. Wir wissen doch alle, daß die Sonne während der Nacht zum Mond wird, mit Ausnahme der Nacht, in der sie

schläft. Und wenn die Menschen und die Ziegen und sogar die Frauen schlafen, soll dann nicht auch die Sonne schlafen und in ein tiefes Loch in der Erde kriechen, wie ich es selbst gesehen habe?“

Sie entließen K'maka, denn es schien nutzlos, sich noch weiter mit ihm abzugeben.

Er bewohnte eine Hütte für sich. An diesem Abend kam er spät nach Hause, denn er hatte die fliegenden Hunde im Walde beobachtet. Aber als er eintrat, fand er dort sechs Vettern, die ihn erwarteten. Sie ergriffen ihn; er leistete keinen Widerstand. Sie banden ihn mit Händen und Füßen an eine lange Stange und legten ihn in ein Boot. Dann stiegen sie selbst hinein und ruderten den Strom hinunter. Ihr Ziel war der Teufelswald, der am Stillen Fluß liegt, einem ruhigen, kaum befahrenen Gewässer, zu dem nur Krokodile kommen, um ihre Eier zu legen, denn es gibt viele Sandbänke dort, die sich gut für diesen Zweck eignen.

Im Morgengrauen hielten sie an, entzündeten ein Feuer und kochten eine Mahlzeit. Auch ihrem Gefangenen gaben sie etwas Fisch und Maniok.

„Es wartet eine hungrige Zeit auf dich, mein Bruder“, sagte einer seiner Vettern zu ihm, „denn wir werden ein Ende mit dir machen, da du verrückt bist.“

„Ich bin nicht so wahnsinnig, daß ich nicht euren Wahnsinn sehen könnte“, erwiederte K'maka ruhig.

Sein Verwandter antwortete nicht. Er wußte, daß K'makas Zustand hoffnungslos war, da er andere Leute für geistig umnachtet hielt.

Die Sonne war schon einige Zeit aufgegangen, als sie ihre Reise fortsetzten. K'maka lag wieder auf dem Boden des Bootes und schaute interessiert zwei Ameisen zu, die sich hierher verlaufen hatten.

Plötzlich hörten die Leute auf zu rudern.

Stromaufwärts kam nämlich die »Zaire«, der kleine Regierungsdampfer. Sie strahlte und glitzerte im Sonnenlicht, denn sie war mit weißer Farbe neu angestrichen, und man konnte das weißrot gestreifte Sonnensegel an Deck sehen. Die blaue Regierungsfahne hing schlaff von dem einen kurzen Mast des Schiffes herunter.

„Wir wollen uns näher an das Ufer halten“, sagte der Älteste der Verwandten; „das ist Sandi, und wenn er sieht, was wir vorhaben, wird er sehr böse werden.“

Sie gaben sich alle Mühe, in weitem Bogen um den Dampfer herumzufahren.

Aber Amtmann Sanders, der nachdenklich an der Reling der Kommandobrücke lehnte, hatte sie schon gesehen. Er hatte seinen Tropenhelm nach hinten geschoben, um Genick und Nacken vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Es kam ihm verdächtig vor, daß die Leute plötzlich aufhörten zu rudern und dann mit größter Energie ihre Tätigkeit wieder aufnahmen. Auch aus dem merkwürdigen Kurs des Bootes schloß er, daß sie kein gutes Gewissen hatten.

Er gab dem Steuermann ein Zeichen, und die Spitze des Dampfers wandte sich nach links. Die »Zaire« machte einen großen Bogen, um dem Kanu den Weg zu verlegen.

„Dieser Mann hat Augen wie ein Okapi, das seine Feinde durch einen Baumstamm sehen kann“, sagte der bestürzte Führer.

Er befahl, das Rudern einzustellen, und sie erwarteten das Palaver.

„Was ist denn das, Sambeli?“ fragte Sanders, als der Dampfer nahe herangekommen war und ein Haussasoldat den Kahn mit einem Bootshaken herangezogen hatte.

Der Amtmann lehnte sich über die Reling. Er hatte den Mann erkannt.

„O Herr“, entgegnete Sambeli, „ich will dich nicht belügen. Dieser Mann ist mein Vetter, aber er ist wahnsinnig, und wir wollen ihn deshalb zu einem Zauberdoktor bringen, der in solchen Dingen sehr erfahren ist.“

Sanders nickte und klopfte die graue Asche seiner Zigarre ins Wasser.

„Ich kenne den Strom besser als ein anderer, aber von einem solchen Zauberdoktor habe ich noch nichts gehört“, sagte er dann. „Aber ich habe schon oft vernommen, daß viele verrückte Leute in den Teufelswald gebracht und dort von einem Arzt kuriert wurden, den sie aber nicht mehr sehen konnten. Sein Name ist Ewa, das heißt Tod.«

Zwei Haussasoldaten holten den gefesselten Mann an Bord.

„Bindet ihn los!“ befahl Sanders.

„O Herr“, rief K'iakas Vetter erregt, „er ist wirklich sehr verrückt und böse.“

„Ich kann auch sehr böse sein. Viele Leute glauben, daß ich auch verrückt bin, aber trotzdem bin ich nicht an eine Stange gebunden.“ Als K'maka von seinen Fesseln befreit war, richtete er sich zitternd auf und rieb seine steifen Glieder. „Man sagt, du seist verrückt“, wandte sich Sanders an ihn. K'maka lächelte. Das war ein böses Zeichen, denn Eingeborene, bei denen die Schlafkrankheit schon so weit vorgeschritten ist, daß sie an Wahnsinn grenzt, lächeln häufig derartig. Sanders beobachtete ihn scharf.

„O Herr“, erwiderte K'maka, „meine Vettern glauben, daß ich verrückt bin, weil ich denke.“

„Worüber denkst du denn nach?“ fragte Sanders freundlich. K'maka zögerte.

„O Herr, ich fürchte mich, es zu sagen, damit nicht auch du glaubst, ich sei verrückt.“

„Sprich nur ruhig und ohne Furcht, denn ich bin dein Vater

und dein König und bin von einem Mann, der eine hohe Stellung im Rate der Könige einnimmt, an diese Stelle gesetzt, um euch zu regieren.“

K'maka holte tief Atem.

„Ich denke über das Leben nach und über die Sterne. Auch mache ich mir Gedanken darüber, warum die Menschen gewisse Dinge tun. Ich denke über die Ströme nach. O Herr, warum erzeugt ein Stein, den man in ein stilles Wasser wirft, Ringe, die sich immer mehr vergrößern und vergrößern, bis man sie nicht mehr sehen kann?“

Sanders schaute ihn prüfend an. Er hatte schon von diesem Denker gehört. „Sprich weiter!“

„O Herr, ich denke auch“, fuhr K'maka ermutigt fort, „daß ich nichts bin und daß alles andere nichts ist.“ Er machte eine Handbewegung, als ob er auf die ganze Welt deuten wollte. „Auch du, unser Herr, bist nichts.“

„Es ist eine Schande, so zu reden“, unterbrach ihn sein Vetter ärgerlich. „Das beweist doch über allen Zweifel, daß er hoffnungslos wahnsinnig ist.“

„Warum bin ich denn nichts, K'maka?“ fragte Sanders ruhig. „O Herr“, sagte der Mann ernst, „was nicht immer besteht, ist nichts.“

„Höre ihn nur“, rief Sambeli verzweifelt. „O Herr, höre doch, wie der Wahnsinn aus ihm spricht! O ko ko! K'maka, nun hast du unserem Herrn deine Verrücktheit deutlich gezeigt, so daß er nicht daran zweifeln kann.“

Er erwartete, daß Sanders seine Polizisten rufen würde, um K'maka mit Fesseln an das Deck zu schmieden. Aber Sanders lehnte sich nur an die Reling und hielt den Kopf nachdenklich gesenkt. „K'maka“, sagte er schließlich, „du scheinst ein sonderbarer Mann zu sein. Aber wahnsinnig bist du nicht, nur klüger und weiser als irgendein anderer Schwarzer, den ich bisher gesehen habe. Du bist so verständig und klug, daß dich

deine Brüder sicher töten würden, wenn ich dich ihnen überließe. Denn die dummen Leute hassen die klugen, und ich glaube, daß du zuviel erkannt hast.“

Er gab Befehl, K'maka auf dem Dampfer unterzubringen.

Die Verwandten des Mannes schickte er wieder zu ihrem Boot.

„Geht in Frieden“, sagte er, „denn ihr habt euch von eurem verrückten Verwandten befreit, und es ist euch eine schwere Strafe erspart geblieben. Beinahe wäret ihr aufgehängt worden, denn ich dulde nicht, daß in diesem Lande irgend jemandem die Augen ausgestochen werden.“

Sanders konnte sich zu keinem Menschen über diesen merkwürdigen Fall aussprechen, denn seine beiden europäischen Untergebenen hatten schwere Fieberanfälle gehabt und waren auf Urlaub an die Küste gegangen. Er machte gern Experimente mit Eingeborenen. Auch mit Bosambo von Monrovia hatte er erfolgreiche Versuche angestellt. Augenblicklich hatte er allerdings viel Unannehmlichkeiten mit ihm und mußte seinetwegen diese Reise nach dem Norden machen.

Lombobo war ein kleines Gebiet, das an das Land der Ochori grenzte und einen Pufferstaat zwischen diesen und den Isisi bildete. Der an und für sich unbedeutende Bezirk nahm eine besondere Stellung ein, weil sowohl die Ochori als auch die Isisi die Herrschaft darüber beanspruchten. Zu verschiedenen Zeiten regierten sogar beide Stämme dort, aber jedesmal stellte Sanders rücksichtslos und mit eiserner Strenge die Neutralität des Gebietes wieder her. Ein kluger Häuptling hätte es verstanden, den Ochori und den Isisi freien Durchzug und freie Bewegung in seinem Lande zu gestatten, ihnen jedoch keinerlei Vorrechte oder Oberhoheit einzuräumen.

Sanders war seit langem auf der Suche nach diesem klugen Mann. Er hatte schon viele Häuptlinge ernannt.

Kombanava von den N'gombi, der seine Häuptlingswürde für

tausend Messingstäbe und zwanzig Säcke Salz an die Isisi verkaufte; Olambo von den Akasava, der seine Rechte gleich nach seiner Einsetzung an Bosambo von den Ochori verschacherte; M'nabo von der Küste; Tibini von den Kleineren Isisi und manchen anderen. Sie waren gekommen und mußten bald wieder gehen.

Sanders dachte an diese, als er unter dem großen Sonnensegel auf der Kommandobrücke saß, während die ›Zaire‹ durch das dunkelgelbe Wasser des Großen Stromes ihren Weg nach Norden nahm.

Er war sehr geduldig und besaß große Ausdauer. Obwohl die Bitterkeit seiner letzten schlechten Erfahrung ihn noch schmerzte, war er doch nicht mutlos geworden. Er hatte die Verwaltung von Lombobo einem gewissen Sakadamo übergeben, und auch dieser hatte versagt, obgleich er ihn seit langen Jahren als einen tüchtigen und zuverlässigen Mann kannte.

Aber Sanders war kaum außer Sicht gewesen, als der sonst so sanfte Sakadamo plötzlich stolz und übermüdig wurde. Er sammelte ~~seine~~ Krieger und führte sie unparteiisch gegen die Ochori und gegen die Isisi und verkaufte schließlich sein Land an beide Stämme. Für dieses Vergehen verbüßte Sakadamo nun eine zweijährige Strafe im Dorf der Ketten, und das Gebiet von Lombobo hatte wieder einmal keinen Häuptling.

Sanders rauchte zwei große Zigarren, während er sich die Sache überlegte, dann ließ er K'maka, den Denker, zu sich holen.

Man brachte den jungen, schlanken, fast mageren Mann zu ihm, und er betrachtete ihn eingehend von Kopf bis zu Fuß. K'maka hatte wolliges, lockiges Haar und eckige Gelenke. Ein Mantel aus Fellen bedeckte seine knochigen Schultern. Sanders schätzte sein Alter richtig auf neunzehn Jahre. „K'maka, selten begegnet man einem Mann wie dir. Ich habe deinesgleichen

noch nicht getroffen. Ich weiß, daß du ein Mann ohne Ehrgeiz und ohne Haß bist, und daß du viele Lebensweisheiten erkannt hast.“

„O Herr, ich bin ein Mensch, der denkt, und ich selbst weiß nicht, ob meine Gedanken unsinnig oder hoch erhaben über die gewöhnlichen Gedanken der Leute sind.“

„Dann will ich dir zu deiner Beruhigung sagen, daß du nicht verrückt bist“, erwiderte Sanders trocken. „Das ist meine Meinung, und ich will dir ein Zeichen geben, daß ich dir vertraue. Du sollst der Häuptling von Lombobo werden und dort für mich regieren, sollst Gerechtigkeit fordern und geben und sollst den feurigen Geist dieser Leute mit den kühlen Wassern deiner Weisheit beruhigen.“

„O Herr, ich will tun, was du wünschest“, sagte K'maka.

Es fand ein großes Palaver statt, zu dem die Ältesten und Häuptlinge des Volkes zusammengerufen wurden, und Sanders machte den Denker zum Oberhäuptling der Lombobo und hängte eine Stahlkette und eine Medaille als äußeres Zeichen seines Ranges und seiner Stellung um seinen Hals. Mit Bosambo und dem König der Isisi hielt der Amtmann noch ein besonderer Palaver ab und sagte ihnen unverhohlen seine Meinung.

Nachdem das Oberhaupt der Isisi gegangen war, nahm Sanders K'maka zur Grenze seines neuen Gebietes mit, und Bosambo begleitete die beiden.

Auf einer Waldlichtung an der Grenze und an der Seite des Weges, der die beiden Länder verband, wuchs ein großer Gummibaum, und hier machten sie halt.

„Bosambo und K'maka“, begann Sanders, „dieser Baum soll ein Grenzzeichen sein zwischen dem Land der Ochori und der Lombobo. Alles, was auf der einen Seite des Baumes liegt, gehört dem einen, und was auf der anderen liegt, dem anderen.“

Die beiden Häuptlinge betrachteten den Baum lange und

aufmerksam.

„O Herr“, sagte Bosambo schließlich, „der Sinn deiner Worte ist klar - aber in wessen Land steht dieser Baum?“

Das war eine Frage, die nur Bosambo stellen konnte.

„Die Hälfte nach dem Ochoriland gehört den Ochori, und die Hälfte nach dem Lomboboland gehört den Lombobo“, erklärte Sanders.

Dann gab er K'maka noch eine letzte, eindringliche Ermahnung.

„Du wirst sowohl den Ochori als auch den Isisi freien Zutritt und freien Handel in deinem Gebiet gewähren. Du sollst niemand hindern, niemandem auf Kosten des anderen helfen und sehr weise und großzügig handeln.“

„O Herr, das will ich tun“, entgegnete K'maka, „denn alle Dinge, die wachsen und vergehen, sind nichts, und nur der Geist der Männer bleibt.“

Nach diesem weisen Ausspruch verabschiedete sich Sanders. Er war zufrieden und glaubte, daß die Vorsehung ihm endlich den richtigen Mann gesandt habe, der das schwierige Problem dieses Pufferstaates lösen konnte.

Es steht in den Akten vermerkt, daß K'maka seine Regierung weise begann. Die Lomboboleute, die von jeher an merkwürdige Häuptlinge gewöhnt waren, taten ihr Bestes, ihn zur Verzweiflung zu bringen. Sie brachten Streitfälle zur Entscheidung vor ihn, zu deren Schlichtung die Klugheit eines obersten Gerichtshofes und europäischer Juristen gehört hätte. Eine lautete zum Beispiel:

Ein Mann kaufte eine Frau für zwei Säcke Salz. Es stellte sich aber heraus, daß sie ein böses Weib und außerdem aus vielen Gründen nicht begehrenswert war. Wie kommt nun der Mann wieder zu seinem Kaufpreis, wenn das Salz aus seinem Boot gestohlen wurde, während zwei seiner eigenen Leute und zwei

Männer seines Schwiegervaters es ruderten?“ Oder eine andere Frage:

Ein Mann hatte den Speer seines Nachbars geborgt, um auf die Jagd zu gehen. Als Leihgebühr hatte er einen Teil seiner Jagdbeute zu zahlen. Eines Tages ging er nun mit einem schadhaften Speer auf die Jagd, wurde von einem Leoparden verletzt und blieb gelähmt. Konnte er nun Schadenersatz fordern, weil der Speer schlecht war, der Verleiher aber beweisen konnte, daß der schadhafte Zustand der Waffe durch die Fahrlässigkeit eines Mannes verursacht wurde, der mit den beiden in gleicher Weise verwandt war?

Dies waren nur zwei der Probleme, die sie ihm vorlegten, während sie in einem feierlichen Halbkreis um ihn saßen. Der Denker gab sein Urteil in einer längeren Rede ab. Für den ersten Fall brauchte er vier Tage, um seinen Spruch zu überlegen. Seine Leute waren gebannt und gefesselt von seinen Worten, obwohl sie seine Philosophie nicht verstanden. Sie konnten auch seinen Gründen und Auseinandersetzungen nicht folgen und blieben vollständig im Dunkeln, nach welcher Seite hin er seine Entscheidung fällen würde. Und als er schließlich nach altem Brauch seine beiden Hände erhob und sagte: „Das Palaver ist aus“, entfernten sie sich etwas verwirrt und waren im Grunde froh, daß sie endlich gehen konnten.

„Wir haben einen Oberhäuptling“, sagte der Älteste des Fischerdorfes am Strom, „der klüger ist als alle anderen Männer. Er ist so weise, daß wir ihn nicht einmal verstehen können.“ K'maka gab sich nun mit weltlichen Angelegenheiten ab. Er nahm sogar ein Isisimädchen zum Weibe. Auch gewährte er den Isisi und den Ochori gleicherweise freien Durchzug und Zutritt. Beide Stämme machten ihm Geschenke, und er nahm sie an. Am dritten Tag nach seiner Regierung kam einer seiner Unterhäuptlinge und erzählte ihm, daß die Ochori in den Gewässern der Lombobo fischten und die Isisi in den Wäldern der Lombobo jagten.

„Es mag geschehen“, entgegnete K'maka, „denn die Wälder und die Flüsse sind für alle Menschen da, und es ist eigentlich unnötig, Grenzen zu ziehen. Denn dieses ist nicht mein Land und auch nicht mein Strom, ebensowenig gehören sie dir. Sie sind das Eigentum aller Menschen, die etwas Nützliches darin finden.“

Diese Worte waren nach Sanders' Sinn, und als der Amtmann Nachricht davon erhielt, war er befriedigt.

K'maka hörte durch bösen Klatsch Geschichten von seiner hübschen jungen Frau.

„Ich ziehe keine Zäune um die Wünsche anderer Menschen“, erklärte er, „auch sollen weder Mann noch Frau in meinem Lande durch alte Gesetze und Gewohnheiten geknechtet werden.“

So gingen zwei Monate friedlich ins Land, und K'makas Einfluß wuchs täglich. Eine besondere Ruhmestat war die Fällung eines Urteils, wobei er neun Tage brauchte, um alle Gründe richtig auseinanderzusetzen.

Dann kam eines Tages ein Ältester mit einer Klage gegen die Ochori. - „O Herr, diese Leute schlagen Holz auf dem Gebiete der Lombobo und tragen es in ihre Stadt!“

„Das Holz ist frei für alle“, sagte K'maka.

Er saß auf einem kleinen, geschnitzten Stuhl inmitten der halbkreisförmig angelegten Hütten, die seine Behausung bildeten. „Aber“, fuhr er fort, „da dies mein Land und dies Volk mein Volk ist, und ich eingesetzt worden bin, sie zu hüten, so ist es eine Schande, daß Räuber dieses Land verwüsten sollten.“

Vierzehn Tage später kamen Ochorijäger in das Lomboboland, um einen Elefanten zu verfolgen. K'maka sandte seine Krieger aus, um sie zu ergreifen und den Elefanten einzusperren.

„Das sind meine Worte“, erklärte er den Gefangenen, „und sie

sind so weise, daß sich selbst Sandi vor ihnen beugt: Das Land auf der einen Seite eines gewissen Baumes gehört mir, und das Land auf der anderen Seite des Baumes ist das Eigentum eures Herrn.“

„Es gab doch ein Palaver, nach dem die Jagd in deinem Lande frei sein sollte“, sagte der Anführer der Jäger.

„Und ihr solltet auch freies Recht zu fischen haben“, fügte K'maka höhnisch hinzu, „und freies Holzrecht, und euer Herr, dieser Dieb, würde mein ganzes, schönes Land verderben und vollkommen aussaugen und sich lustig über mich machen, über mich, einen Häuptling, der über tausend Krieger befiehlt! Gehe zurück zu Bosambo und sage ihm, er soll mich beim Gummibaum am Wege treffen.“

Die Jäger kamen mit leeren Händen ohne Beute zurück, und ihr Herr war sehr böse über sie.

Bosambo fluchte in Arabisch, in Bomongo, in Suaheli und in Englisch, er nannte K'maka einen ›verdammten schwarzen Nigger‹ und schmähte dessen Eltern.

Zu einer verabredeten Zeit kamen die Häuptlinge zusammen. K'maka traf etwas zu spät ein und blieb auf der Seite seines Gebietes stehen.

„O mein Herr Bosambo, ich fühle Scham in meinem Herzen, daß ich nicht zur rechten Stunde kam, aber mein Weib hatte einen Liebhaber und brachte mir Schande. Heute habe ich sie und ihn getötet, wie es das Gesetz vorschreibt.“

„Das kommt zuweilen vor“, erwiderte Bosambo mit philosophischer Ruhe. „Ich bin nun aber zu dir, K'maka, dem Denker, gekommen, weil ich von merkwürdigen Ereignissen hörte. Man hat mir gesagt, du hast den Ochori verboten, auf deinem Gebiet zu jagen oder Holz zu schlagen.“

„Das ist wahr, denn das Land auf dieser Seite des großen Gummibaumes gehört mir, und ich bin der Häuptling dieses Landes, soweit dein Blick reicht.“

„Das Land ist für alle da“, sagte Bosambo salbungsvoll.

„Die Welt ist für alle da“, verbesserte ihn K'maka. „Aber die Ratten nisten nicht auf hohen Bäumen, und die Adler graben sich nicht in die Erde ein. Jede Art von Tieren lebt auf dem zugewiesenen Platz. Und es ist festgesetzt worden, daß die Ochori drüben wohnen und die Lombobo hier.“

Bosambo war aufgebracht.

„Es scheint mir, daß du ein habgieriger Hund bist! Ich schlage Holz bis zu der Grenze meines Landes. Sieh zu, wie ich beginne!“ Er rief nach einer Axt, und seine Leute brachten ihm ein Beil, das eine dünne und scharfe Schneide hatte.

Er schlug zweimal nach dem Baum.

„Bosambo“, rief K'maka zitternd vor Wut, „was unterstehst du dich?“

„Du Rechtsprecher“, höhnte Bosambo, „der du dicke Worte im Munde hast, du schwatzhafter Fisch, der Weisheit ausbrütet, wie eine schmutzige Hütte Ungeziefer!“

„Das ist mein Baum“, brüllte K'maka und reichte hinter sich nach seinem Wurfspeer.

„Die eine Hälfte gehört dir“, sagte Bosambo und ließ sich nicht in seiner Beschäftigung stören, obwohl er seinen Gegner stets im Auge behielt. „Ich schlage auch nur meine Hälfte ab, und wenn du durch deine Weisheit den halben Baum, der dir gehört, aufrechterhalten kannst, dann bist du ein Fürst unter den Denkern.“

Und er schlug auf den Baum ein, während K'maka ihn, kochend vor Wut, beobachtete.

„Was soll denn verhindern, daß der Baum umfällt, wenn du in deinem üblen Tun fortfährst?“

„Nichts“, erwiderte Bosambo bedeutsam, „denn jetzt kommen die stürmischen Nächte, und der Wind bläst gewöhnlich zu den Ochoris hinüber, und siehe, wenn der Baum fällt, dann gehört er

-“

K'maka zog schnell seine Hand zurück und zückte seinen Speer.

„Sie sind dort in diesem dichten Gebüsch“, sagte Sanders. Er dampfte vor Schweiß, und eine dünne Blutspur lief quer über sein Gesicht.

„Ich werde ein paar Schrapnells hineinschießen“, erwiderte der Haussa-Captain, „diese Lomboboleute kämpfen ganz brav.“

Sanders antwortete nicht. Er zeigte nur seine weißen Zähne in einem grimmigen Lachen.

Der Haussa-Captain kniete auf dem Verdeck und hatte seinen Feldstecher auf das kleine Gehölz gerichtet, hinter dem sich der Feind verbarg.

„Ahmed“, sagte er, „wenn du deinen Glauben liebst und alle Ungläubigen haßt, dann schieße nicht zu kurz, sonst werde ich dir einmal die Fußsohlen gerben lassen.“

„O Herr, das Licht ist schlecht“, entgegnete der Mann, richtete das Geschützrohr ein wenig höher und feuerte wieder.

Diesmal schlug das Geschoß richtig ein. Über den Bäumen erschien eine weiße Rauchwolke, und sie hörten die Explosion des Schrapnells, als es zerplatzte.

Der Haussa-Captain erhob sich und trat zu Sanders.

„Was ist nun eigentlich los?“ fragte er.

Sanders sagte zuerst nichts.

„Bosambo hat wieder etwas damit zu tun“, erwiderte er dann nach einer Pause, „und diesmal hat der Gauner sogar recht. K'maka hat einen großen Unfug angestellt, er hat die Isisi bekämpft und ist in ihr Land eingefallen, er hat die Ochori bis zu ihrer Stadt zurückgetrieben, und sie mußten kämpfen wie die Teufel, um ihre Wohnungen und Hütten zu verteidigen. K'maka hat sich selbst zum König der Ochori, Isisi und Lombobo ausgerufen, er hat zu den Akasava und den N'gombi gesandt,

daß sie ihm Geschenke und Tribut schicken und ihn als Oberherrn anerkennen sollen.“

Seine Stimme klang erregt, aber schließlich siegte sein Humor, und er lachte über die sonderbare Lage.

Er landete mit einer Abteilung Haussas und führte die Truppe persönlich, die die letzte Verschanzung stürmte.

Mit dem Revolver in der Hand eilte er über die kleine Lichtung. Die Haussas waren mit aufgepflanztem Bajonett an seiner Seite.

K'maka, der von den Überlebenden seiner Führer umgeben war, leistete heftigen Widerstand, aber er wehrte sich vergeblich. Die Leute, die noch bei ihm ausgehalten hatten, warfen plötzlich ihre Speere fort und flohen.

„Ergreift den Mann!“

Ein paar Haussas warfen sich auf den verzweifelt kämpfenden K'maka und überwältigten ihn.

Aus vielen Wunden blutend, wurde er vor Sanders gebracht, aber sein Trotz war nicht gebrochen. Lange schauten sich die beiden Männer in die Augen. „K'maka“, sagte Sanders schließlich, „du hast etwas Furchtbares getan, denn du hast dieses Land durch deine Anmaßung und deinen Stolz in einen Krieg gestürzt.“

„Weißer Mann“, erwiderte K'maka hochmütig, „ich bin ein König und Herr dieser Länder - ich spreche nicht mit Dienern. Bringe mich deshalb vor das Angesicht deines Königs, o du kleiner Mann, damit wir miteinander sprechen als zwei Gleichberechtigte.“ „Haltet ihn!“ rief Sanders, als K'maka plötzlich schwach wurde. Seine Knie wankten, und er sank zur Erde. Er war so schwer verwundet, daß er sterben mußte. Sanders erkannte seinen Zustand, als er seine Wunden untersuchte. Sie trugen ihn unter den Schatten eines Baumes, und Sanders setzte sich neben ihn. K'maka schaute wieder zu dem Amtmann auf. „O Herr“, sagte er schwach, „ich werde weit

fortgehen, so daß du mich nicht mehr strafen kannst.“

„Das ist wahr, K'maka“, erwiderte Sanders milde. „Und ich wünschte, du wärest gegangen, ehe du all diesen Kummer über die Lombobo brachtest.“ K'maka schüttelte den Kopf.

„Das ist der Weg“, entgegnete er müde. „Denn alles Lebende raubt wieder Leben. Die Vögel töten die Insekten, die Leoparden die Vögel, die Männer die Leoparden. Und da es nichts Größeres gibt als den Menschen, so töten die Menschen ihresgleichen. Das steht von Anbeginn der Dinge fest -“ Sie gaben ihm Wasser zu trinken, und er öffnete die Augen noch einmal.

„O Herr“, sprach er mühsam weiter, „ich habe in meinen Gedanken die größte Wahrheit der Welt entdeckt.“

Ein sonderbares Leuchten lag in seinen Blicken, die Größe seiner Erkenntnis hob ihn über sich selbst hinaus.

„Alle eure Weisen wissen dies nicht“, flüsterte er. „Der Tod ist -“

Sanders wartete, aber K'maka, der Denker, nahm sein Geheimnis mit sich in das Land des ewigen Schlafes.

VIII. Die neun Schrecklichen

Die Eingeborenen erzählten sich, daß in dem Walde von O'tomb' neun schreckliche Männer lebten.

Sie wohnten auf einer Insel in einem schwer zugänglichen Sumpf, der inmitten eines ausgedehnten Waldes lag. Nur ein Affe oder ein Leopard konnte zu den Bewohnern dieses Eilandes finden, die selbst allerdings mit den heimlichen Pfaden vertraut waren.

Kein Krieger der Isisi, N'gombi, Akasava oder anderer Stämme am Strom hatte jemals den Versuch gemacht, die neun aufzuspüren, denn es war allgemein bekannt, daß mächtige Ju-Jus die Wege bewachten, die zu ihrem Versteck führten.

Es waren neun Männer, die außerhalb des Gesetzes standen und schwere Mordtaten und schlimme Verbrechen auf dem Gewissen hatten. Irgendwie waren sie zusammengekommen und raubten nun ihre Mitmenschen aus.

Sie plünderten ungestraft, und es war ihnen gleichgültig, ob sie bei den Isisi oder den N'gombi einbrachen.

Nachts stahlen sie sich heimlich hinaus. Sie gingen einzeln hintereinander, schweigsam wie der Tod. Kein Zweig knackte, kein Wort wurde gesprochen, und erbarmungslos wie die Kriegsameisen auf ihren Beutezügen fielen sie über das Dorf her, das sie für ihren Raubzug ausgesucht hatten, nahmen mit sich, was ihnen nützlich erschien, und kehrten wieder heim.

Manchmal stahlen sie Nahrungsmittel, manchmal Waffen - denn diese Herren der Wälder arbeiteten niemals selbst - manchmal eine oder mehrere Frauen, die nie wieder zurückkamen.

Ein Zusammenschluß von Verbrechern, die das Gesetz verachteten, war nichts Ungewöhnliches. Meistens wurde ihrer Tätigkeit auf sehr gewöhnliche Weise ein Ende gesetzt. Nur eine

dieser Geheimgesellschaften hielt sich dauernd, das waren die Nushadombi, »die Leute, die nicht alle gleich waren.

Die neun Schrecklichen vom O'tomb'wald konnten ihre Schandtaten ungestört ausführen, weil nur eine ganze Armee die Gegend hätte umstellen können. Sanders vermutete auch, daß sie nicht dauernd zusammenlebten, sondern sich von Zeit zu Zeit trennten und zu ihren Wohnstätten zurückkehrten.

Einmal hatte Sanders zwei Kompanien Haussas ausgesandt, um die neun aufzuspüren, aber sie hatten keinen Erfolg gehabt, weil die gesuchten Verbrecher nicht auf Schußweite herankamen. Dann versuchte Sanders selbst, die Insel im Sumpf zu erreichen, aber er zog sich dabei nur einen schweren Malariaanfall zu.

Er sandte Botschaft an die Häuptlinge aller Stämme in einem Umkreis von hundert Meilen und forderte sie auf, die neun Männer sofort zu töten, wenn sie ihrer ansichtig würden. Er setzte auch Kopfprämien aus. Nachdem aber drei unschuldige Ochorileute getötet worden waren und man hierfür die Belohnung einforderte, widerrief Sanders den Befehl.

Zwei Jahre lang trieben diese Verbrecher ihr Unwesen und taten, was sie wollten.

Dann fand Fembeni, ein Isisimann, die göttliche Gnade und wurde Christ.

Das soll keine ironische Bemerkung sein, sondern nur die Feststellung einer Tatsache mit einem gewissen Vorbehalt. Verschiedene Eingeborene verlieren ihren guten Charakter und werden schlechter, wenn sie sich taufen lassen, aber Fembeni wurde ein Christ und ein besserer Mann - nur hier muß noch ein Vorbehalt gemacht werden. In der Missionsstation bei Mosunkusu arbeitete Miss Glandynne, eine Missionarin, an der Bekehrung der Eingeborenen. Sie war eigentlich mehr Ärztin, aber in jeder Weise hilfsbereit.

Weisse Menschen würden sie hübsch genannt haben, weil sie

regelmäßige Züge und eine schöne, zarte Haut hatte. Auch war sie schlank und hochgewachsen.

Nach dem Geschmack der Eingeborenen war sie allerdings zu mager, sie war ihnen nicht entwickelt genug.

Die N'gombi fanden ihr schönes langes blondes Haar lächerlich und ihre Gesichtszüge vogelähnlich.

Amtmann Sanders hielt sie für außerordentlich schön, wenn er sich überhaupt erlaubte, an sie zu denken, was nicht allzu häufig geschah.

Das hatte zwei Gründe. Einmal bedeutete sie eine schwere Verantwortung für ihn, und die Haare an seinen Schläfen waren schon Weiß geworden - wenn er sie so lang wachsen ließ, daß man es sehen konnte. Er nannte sie grimmig die ›Missionshaare‹. Die Sicherheit einsam in der Wildnis liegender Missionsstationen war eine dauernde große Sorge.

Man muß aber verstehen, daß Missionare im Grunde herzensgute Menschen sind. Die Leute, die wenig über sie wissen und schlecht über sie sprechen, begehen etwa dieselbe Dummheit, als ob sie Nelson oder andere Nationalhelden herabziehen würden.

Missionare nehmen große Gefahren auf sich. Sie sondern sich vollständig ab von dem Leben, das eigentlich lebenswert ist, und ertragen Mühsal und Beschwerden, von denen sich ein Laie keine Vorstellung machen kann. Viele setzen sich schrecklichen Krankheiten aus, sind am Morgen noch wohlauft und gesund, und am Abend hat sie der Tod hingerafft.

„Und dies alles tun sie“, sagte Bosambo von Monrovia gelassen, „weil sich gewisse geheimnisvolle Vorgänge ereigneten, als die Welt noch jung war und ein berühmter Mann Jesu hieß. (Die zweite Person der christlichen Trinität wird in einigen Eingeborenensprachen so genannt.) Ich glaube, dies ist das größte Geheimnis von allen.“

Sanders schätzte die Uneigennützigkeit dieser Menschen, und

der Mut, mit dem sie in diesen ungesunden Gegenden ihre Missionsarbeit auf sich nahmen, machte großen Eindruck auf ihn. Aber er hätte dringend gewünscht, daß sie nicht in sein Gebiet gekommen wären.

Er hatte ein Gefühl wie ein berufsmäßiger Löwenbändiger, der einen leichtsinnigen Amateur in den Käfig seines wildesten Tigers gehen sieht, oder wie ein alter, erprobter Matador bei dem Anblick eines schüchternen Neulings, der sich in der Arena einem andalusischen Stier nähert. Es war ihm zumute wie einem Stierkämpfer, der einen roten Mantel hält, mit einem Fuß auf der Barriere steht und bereit ist, in den Ring zu springen, wenn der andere in Gefahr gerät.

Seine grauen ›Missionshaare‹ wurden weißer, und die Stellen an den Schläfen wurden größer, als Ruth Glandynne nach Mosunkusu ging und ihre Tätigkeit dort aufnahm. Denn dieses Dorf lag nahe bei den wilden N'gombi und den unruhigen Isisi.

Sanders hätte in seiner Besorgnis leicht einen Fehler machen können, indem er Boten zu den Häuptlingen der beiden Stämme geschickt oder gar in eigener Person zu ihnen gegangen wäre und die Leute mit dem Tode oder noch schlimmeren Strafen bedroht hätte, wenn sie der Missionarin etwas zuleide taten.

Aber das hätte die Sache in den Augen der Eingeborenen zu wichtig gemacht, die ja doch nur große Kinder waren. Und wenn sie sich wieder einmal gegen ihn empören wollten, dann würde sicher einer der Häuptlinge sagen:

„Seht, diese Frau wird von Sandi gehütet wie sein Augapfel. Wenn wir ihr ein Leid antun, können wir uns an ihm rächen.“

Und da Kinder immer alles Gute versprechen und später nicht halten, hätte eine solche Handlungsweise schlimme Folgen für Miss Glandynne haben können.

Sanders legte statt dessen Bosambo, dem Häuptling der Ochori, die Verpflichtung auf, für die Missionarin zu sorgen, denn auf ihn konnte er sich in solchen schwierigen Fällen

verlassen. Wenn es sich allerdings um bewegliche Güter oder um Wertgegenstände handelte, reichte sein Vertrauen diesem schlauen Mann gegenüber nicht weit. Als Fembeni von den Isis Christ wurde, suchte Sanders gerade die kleinen Buchten, deren es eine große Anzahl am Strom gibt, nach einem gewissen Oko ab, der nach einer langen, geheimnisvollen Abwesenheit plötzlich in sein Dorf zurückkam, sein Weib tötete und dann wieder in den Busch floh.

Wenn sich dieser Vorfall nicht in der Nähe der Missionsstation Miss Gladynnnes abgespielt hätte, wäre Sanders wahrscheinlich damit zufrieden gewesen, seiner Polizeitruppe die Nachforschungen zu überlassen. Aber als ihn die Nachricht erreichte, daß Oko sich im N'gombiland, nicht weit von Mosunkusu entfernt, aufhielt, eilte er mit seinem Dampfer den Fluß hinauf; er war davon überzeugt, daß Oko zu den neun Schrecklichen gehörte.

Der Haussasergeant Ahmed war stolz auf sein Englisch und schrieb an seine Frau in der Residenz folgenden Brief:

„Bei Tage, als wir die Nachforschungen nach dem Mörder aufnahmen, kam unser Herr Sandi sehr böse und ärgerlich. Auf Befehl durchsuchte ich das linke Ufer des Kululaflusses mit drei Mann. Ich sollte den bewußten Oko niederschießen, wenn er Widerstand leistete. Abiboo (Sergeant) untersuchte rechtes Ufer, und unser Herr durchstöberte das Gehölz. Oko muß wirklich ein sehr wichtiger Mann sein, daß Sandi in eigener Person kommt, um ihn zu fassen, und seinen ergebenen Dienern bittere Vorwürfe macht.“

Ahmeds Schilderung von der Aufgeregtheit seines Vorgesetzten mag ein wenig übertrieben gewesen sein, aber ich zweifle nicht, daß etwas Wahres daran war.

Am zweiten Tag der Jagd auf Oko wurde Sanders' Dampfer in der Nähe der Missionsstation am Ufer vertäut. In der Abendkühle ging der Amtsmann mit Miss Glandynne spazieren

und erfuhr unterwegs von der Bekehrung des Isisimannes Fembeni, der den Weg zum Licht gefunden hatte und eifrig auf sein Seelenheil bedacht war.

„Hm!“ Sanders zeigte sich nicht gerade sehr begeistert.

Aber sie war zu stolz über ihren ersten Bekehrten, um sich um seinen kühlen, ablehnenden Ton zu kümmern.

„Es ist zu schön“, sagte sie. Ihr grauen Augen glänzten, und ihre schönen Gesichtszüge sahen verklärt aus. „Denken Sie doch daran, Mr. Sanders, daß ich nur eine mangelhafte Kenntnis der Eingeborenensprache besitze.“

„Sind Sie denn auch sicher“, fragte Sanders ungläubig, „daß Fembeni überhaupt versteht, worum es sich handelt?“

„O ja.“ Sie lächelte über diese naive Frage. „Er ist mir gleichsam auf halbem Wege entgegengekommen, er suchte nach der Wahrheit - er...“

„Fembeni?“ meinte Sanders nachdenklich. „Ich glaube, ich kenne den Mann. Wenn ich mich recht an ihn erinnere, ist er ein Mensch, der nur eine andere Religion annimmt, wenn er einen großen persönlichen Vorteil darin sieht.“

Sie runzelte die Stirn und sah ihn vorwurfsvoll an. „Ich glaube, das ist Ihrer nicht würdig“, sagte sie kühl. Er schaute sie gedankenvoll an.

Sie war wirklich sehr schön. Oder hatte er schon so lange die Gesellschaft weißer Frauen entbehrt, daß sie ihm schon deshalb schön erschien, weil er sonst nur häßliche schwarze Weiber zu sehen bekam?

Er betrachtete ihre schlanke aufrechte Gestalt, ihre ernsten tiefen Augen, ihre schöne, von der afrikanischen Sonne gebräunte Haut, ihre regelmäßigen klaren Gesichtszüge, ihr volles kastanienbraunes Haar.

Und er schüttelte den Kopf.

„Ich wünsche beim Himmel, Sie wären nicht in dieses

schwierige Land gekommen!“

„Das gehört aber nicht zur Sache“, erwiderete sie mit einem leichten Lächeln. „Wir sprachen eben von Fembeni. Ich finde Ihre Ansicht über ihn ganz schrecklich.“

Sie erreichten die große viereckige Hütte, die Sanders für sie hatte errichten lassen, und stiegen die Holztreppe zur Veranda empor.

Sanders antwortete nicht, aber als sie in das Innere der Hütte gegangen war, um ihm etwas Tee zu bereiten, winkte er Abiboo zu sich, der in respektvoller Entfernung gefolgt war. „Gehe und hole Fembeni von den Isisi hierher.“ Er rührte seinen Tee um, und Miss Glandynne erzählte begeistert von ihren Bekehrungswerken. Bald darauf kam Fembeni, ein großer Mann mittleren Alters, der als äußeres sichtbares Zeichen der ihm zuteil gewordenen inneren geistigen Gnade Hose und Weste trug.

„Komm näher, Fembeni“, sagte Sanders freundlich. Der Mann trat vertrauensvoll auf die Veranda, nahm sich ohne Aufforderung einen Stuhl und setzte sich. Sanders sah ihn lange an, bevor er sprach.

„Wer hat dir denn gesagt, daß du dich in meiner Gegenwart auf einen Stuhl setzen sollst?“ fragte er dann ruhig.

„O Herr“, erwiderete Fembeni großartig, „seitdem ich den richtigen Glauben gefunden habe, die heilige Wahrheit -“

Aber ein gewisser Blick von Sanders veranlaßte ihn doch, sehr schnell aufzustehen.

„Du magst sitzen - aber auf dem Boden nach der Art deines Volkes. Und ich werde hier auf dem Stuhle sitzen, wie es unter meinem Volke üblich ist. Denn siehe, Fembeni, selbst die heilige Wahrheit wird Schwarz nicht zu Weiß machen oder Weiß zu Schwarz. Auch macht sie dich nicht Sandi gleich, der dein Herr ist.“

„O Herr, das ist so“, entgegnete Fembeni düster. „Und doch sind wir in den Augen des einen großen Gottes alle gleich.“

„Es leben eine Million Menschen bei den Isisi, N'gombi, Akasava und Ochori, die alle deinesgleichen sind, und es ist keine Schande für dich, so zu handeln wie sie.“

Dagegen konnte Fembeni nichts einwenden.

Miss Glandynne hatte der Unterhaltung zwischen dem Bekehrten und dem Amtmann mit steigender Erbitterung zugehört, denn sie war mit der Denkungsart der Eingeborenen nicht so vertraut wie Sanders.

„Das ist sehr kleinlich von Ihnen“, rief sie erregt. „Es ist doch viel wichtiger, daß ein Heide zum wahren Glauben gebracht wird, als daß man die Würde Ihrer Person wahrt.“

Sanders runzelte die Stirn bedenklich. Er war kein Gesellschaftsmensch und war auch nicht an Dispute gewöhnt.

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht, Miss Glandynne“, sagte er ein wenig barsch. „Die Isisi können die innere Begeisterung dieses Mannes nicht sehen, die ihn dazu treibt, sich unehrerbietig mir gegenüber zu benehmen. Sie sehen nur seinen groben, ungeschlachten Körper, der vor mir sitzt.“

Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der entscheidend über Leben und Tod des Eingeborenen war.

„Fembeni, du bist nach allem, was ich gehört habe, ein reicher Mann.“

„**O** Herr, das ist so.“

„Wieviel Weiber hast du?“

„Vier, o Herr.“

Sanders nickte und wandte sich an die Missionarin.

„Er hat vier Weiber.“

„Nun - und?“

Es lag etwas Trotziges in ihrer Frage.

„Er hat vier Weiber“, wiederholte Sanders. „Wie denken Sie denn darüber?“

„Er wird eine von ihnen auf christliche Weise heiraten“, erwiderte sie und wurde rot. „Sie wissen doch ganz gut, Mr. Sanders, daß es unmöglich für einen Christen ist, mehr als eine Frau zu haben!“

Sanders wandte sich wieder an den Mann.

„Fembeni“, fragte er freundlich, „was willst du denn mit deinen Weibern machen?“

Fembeni rieb seine nackten Schultern unruhig.

„O Herr, ich werde sie alle fortschicken bis auf eine“, entgegnete er traurig. „Denn das ist der vorgeschriebene Weg des wahren Glaubens.“

„Hm!“ sagte Sanders zum zweitenmal an diesem Tage. „Das ist ein schwieriges Problem.“

„Ich kann keine Schwierigkeiten darin finden“, sagte Miss Glandynne steif.

Sie wurde immer ärgerlicher. Sanders bemerkte es jedoch nicht, da er nicht mehr an den Umgang mit weißen Frauen gewöhnt war.

„Es ist wirklich böse von Ihnen, Mr. Sanders, diesen Mann zu entmutigen und ihm Hindernisse in den Weg zu legen -“

„Ich lege ihm keine Hindernisse in den Weg“, unterbrach er sie. Er war kurz angebunden und so stark mit dieser Sache beschäftigt, daß er wenig Rücksicht auf die Empfindlichkeit einer eifrigen Missionarin nahm. „Ich kann nicht zugeben, daß in meinem Amtsbereich dergleichen vorkommt. Dieser Mann hat vier Frauen, jede von ihnen hat ihm Kinder geboren. Welche Gerechtigkeit oder welches Christentum will denn die Verantwortung dafür tragen, daß er drei seiner Frauen einfach auf die Straße setzt, die ihm treu gedient haben?“

Das war ein Problem für sie, und in ihrer Verzweiflung griff

sie nach einem unwiderleglichen Beweisgrund.

„Das Gesetz erlaubt es“, sagte sie. „Solche Verhältnisse treten überall auf, wo Missionsarbeit getrieben wird. Vielleicht könnte ich es den Frauen begreiflich machen - vielleicht könnte ich es ihnen erklären -“

„Aber mit all Ihren Erklärungen können Sie doch die Kinder nicht aus der Welt schaffen“, erwiederte Sanders brutal.

Damit endete ihre Unterhaltung, denn sie ging zornig und beleidigt in die Hütte und ließ ihn in einiger Aufregung zurück.

Er sah Fembeni, der ihm soviel Unannehmlichkeiten bereitete, mit einem kalten Blick an.

„Es scheint mir, daß ein Mann, der Christ wird, für weniger Leute zu sorgen hat. Nun muß ich dieser Sache einmal auf den Grund gehen.“

Der Mann schaute ihn erschrocken an. Denn wer weiß, was eine Frau sagt, wenn sie gefragt wird? Dabei war es gleichgültig, ob man eine oder vierzig Frauen hatte.

Es gab keine Möglichkeit, an diesem Abend noch weiter nach dem flüchtigen Oko zu fahnden, und Sanders ließ sich auf die andere Seite des Flusses rudern, um die Weiber des Neubekehrten zu befragen.

Eine der Frauen sah der kommenden Änderung gelassen entgegen, aber die drei anderen waren sehr ärgerlich und erregt.

„O Herr“, sagte eine von ihnen in dem unverschämten Ton, den nur eingeborene Frauen haben können, „diese weiße Hexe hat uns unseren Mann weggenommen -“

„Ich höre nicht gut“, erwiederte Sanders schnell, „aber ich dachte, ich hätte eben ein Wort gehört, das ich nicht leiden kann.“

Er ließ seinen Stock durch die Luft sausen, daß es einen schwirrenden Ton gab.

„O Herr“, fuhr die Frau bedeutend leiser und ruhiger fort,

„diese Gottesfrau hat uns unseren Mann weggenommen.“

„Gottesfrauen nehmen keine Männer weg, aber sie beeinflussen ihren Geist und Verstand, damit sie bessere Menschen werden.“

„Fembeni wird nicht besser und nicht schlechter werden“, entgegnete sie bitter, „denn er geht nachts in den Wald; oft ist er von meiner Seite aufgestanden, und wenn er gegangen ist, dann sind die neun schrecklichen Männer gekommen und haben genommen, was sie brauchten.“

Sie hielt plötzlich inne, und in ihren Augen zeigten sich Entsetzen und Schrecken, denn sie hatte in ihrem Zorn zuviel gesagt.

„Das ist törichtes Geschwätz“, sagte Sanders leichthin.

Er wußte, daß er von ihr nicht mehr erfahren würde, verstellte sich und suchte ihre Furcht zu zerstreuen.

Dann ging er langsam durch das Dorf, sprach noch einen Weile mit dem Häuptling und kehrte wieder zu seinem Boot zurück.

Als er aber an Bord der ›Zaire‹ war, ließ er Abiboo zu sich kommen.

„Nimm drei Mann und bringe diesen Fembeni zu mir. Sei auf der Hut und immer schußbereit, denn ich habe sonderbare Dinge über ihn gehört.“

Sanders wartete zehn Minuten, dann kam Abiboo zurück allein. - „Fembeni ist in den Wald gegangen“, sagte er, „ebenso die Gottesfrau.“

Sanders sah ihn entsetzt an.

„Wie?“

„O Herr, Fembeni ist ein Christ und wollte sich mit der Gottesfrau über den neuen Zauber unterhalten. Sie sind miteinander fortgegangen, und die Gottesfrau las aus einem Buch vor. Er hatte auch ein Geschenk für sie, das er von einem

französischen Händler kaufte.“

„Ich verstehe“, erwiderte Sanders.

Er schenkte sich ein Glas Whisky ein, und als er es zum Munde führte, zitterte seine Hand ein wenig.

Dann nahm er sein Jagdgewehr, das an der Wand seiner Kabine hing, öffnete zwei Pakete Patronen und steckte sie in seine Rocktasche.

„Die Leute sollen sich schnell fertigmachen und nachkommen“, sagte er, „du übernimmst den Befehl.“

„O Herr, es gibt andere Sergeanten, ich will mit dir gehen. Ich will zu deiner Rechten sein, obwohl mich der Tod erwartet.“

„Wie du willst“, entgegnete Sanders heiser.

Er ging durch das Grundstück der Missionsstation und hielt nur einmal an, um von einem Jungen die Richtung zu erfahren, in welcher sich die beiden entfernt hatten. Dann eilte er in den Wald, und Abiboo folgte ihm wie sein Schatten.

Er hielt sich auf dem ausgetretenen Wege, aber nach etwa hundert Metern machte er halt und witterte wie ein Hund.

Er ging etwas weiter, kehrte wieder zu der Stelle zurück, bückte sich, nahm einige Glasscherben auf, wandte sich dann von dem Pfad ab und folgte nur seinem Geruchssinn.

Ruth Glandynne hatte einen unerschütterlichen Glauben an die Kraft des Wortes, das Menschen zu Märtyrern macht.

„Fembeni, du darfst nicht zweifeln“, sagte sie in ihrer mangelhaften Isisprache, „denn mit der Erleuchtung, die das Wort Gottes bringt, werden dir alle Dinge klarwerden.“

Sie befanden sich jetzt außerhalb der Grenzen der kleinen Missionsstation und wanderten langsam dem Walde zu.

Sie las ihm kleine Bruchstücke aus ihrem Buch vor und war eifrig bei der Sache; sie bemerkte nicht, daß sie an den ersten Bäumen des großen Waldes vorbeigegangen waren.

Als sie es entdeckte, wandte sie sich um.

„Ich will dir morgen noch mehr erzählen, Fembeni.“

„O Herrin, sprich jetzt zu mir“, bat er, „denn Sandi hat Zweifel in mir erweckt.“

Sie runzelte die Stirn. Welches Unheil konnte doch ein materiell denkender Mensch anrichten! Früher hatte ihr Sanders gut gefallen, aber jetzt haßte sie ihn beinahe.

„Es gibt auch weiße Menschen, die zweifeln und Hindernisse in den Weg legen -“

„Ich habe auch dieses für dich gekauft“, sagte Fembeni, „ich habe einen Sack Salz dafür gezahlt.“

Er holte eine lange, flache Flasche aus der Ledertasche an seiner Seite hervor.

Sie mußte lächeln, als sie das bunte Etikett des übelduftenden Parfüums sah, das die Eingeborenen so sehr liebten.

„Dies habe ich für dich gekauft, o meine Lehrerin.“ Er zog den Stöpsel aus der Flasche, so daß die milde Abendluft plötzlich von einem aufdringlichen Moschusgeruch erfüllt wurde. „Ich geb dir dies zum Geschenk, damit du mich gegen Sandi beschützt, der kein Gottesmann, sondern ein Teufel ist.“

Sie nahm ihm die Flasche aus der Hand und korkte sie schnell wieder zu.

„Sandi ist kein Teufel“, erwiderte sie freundlich, „und er wird dir nichts zuleide tun.“

„Er ist über den Fluß gefahren“, entgegnete Fembeni düster, und es lag ein böser Glanz in seinen Augen. „Er wird mit meinen Frauen sprechen, und sie werden ihm böse Dinge über mich erzählen.“

Sie sah ihn ernst an.

„Welche bösen Dinge können sie dir denn nachsagen?“

„Sie können lügen“, antwortete er kurz. „Und Sandi wird

seinen Strick bringen, und ich werde sterben.“

Sie lächelte.

„Ich glaube nicht, daß du dich fürchten mußt.“

Sie wandte sich zum Gehen, aber er stand mitten vor ihr. Plötzlich erkannte sie die Gefahr, in der sie schwebte, und alles Blut wich aus ihrem Gesicht.

„Wenn Sandi kommt, um mich zu töten, dann werde ich zu ihm sagen: ‚Sieh, ich habe eine Frau von deinem Volke in meinen Händen, und wenn du mir nicht verzeihst, so wirst du traurig sein.‘“

Ruth Glandynne faßte einen schnellen Entschluß, sprang an ihm vorbei und floh auf die Missionsstation zu.

Aber er war sofort hinter ihr her, sie hörte die schnellen Tritte seiner nackten Füße und fühlte plötzlich, wie er seinen Arm um sie legte.

Sie schrie, aber es war niemand in der Nähe, der sie hören konnte. Seine große Hand schloß ihren Mund.

Er schüttelte sie heftig.

„Du lebst oder du stirbst, aber wenn du laut schreist, so will ich dich schlagen, bis du tot bist.“

Er trug sie halb und zog sie halb in den Wald hinein.

Tödliches Entsetzen packte sie. Dunkel kam ihr zum Bewußtsein, daß er nicht den ausgetretenen Pfad benützte, sondern im rechten Winkel abbog und einen Weg einschlug, der nur ihm bekannt sein mußte.

Als er sich einmal umwandte, machte sie noch einen Versuch, sich zu befreien. Sie hielt die Parfümflasche noch in der Hand und schlug damit mit aller Kraft nach ihm. Aber er packte ihren Arm und zerbrach ihn beinahe.

Der Verschluß fiel aus der Flasche, und ihr Kleid wurde von dem Parfüm überschüttet. Er entwand ihr die Flasche und warf sie fort.

Dann ergriff er sie fester am Arm und führte sie vorwärts.

Als er anhielt, war sie fast ganz erschöpft; sie sank ermattet zu Boden.

Sie durfte nicht schwach werden, obgleich sie dicht vor dem Zusammenbrechen war. Wie lange sie gegangen waren, wußte sie nicht. Die Sonne ging unter - das vermutete sie mehr, als daß sie es sehen konnte, denn durch das Dunkel des Waldes drang kein Lichtstrahl.

Fembeni beobachtete sie. Er saß mit dem Rücken gegen einen Baum und betrachtete sie nachdenklich.

Nach einiger Zeit erhob er sich.

„Komm!“ sagte er kurz.

Sie gingen schweigend weiter. Sie machte keinen Versuch mehr, ihn um Freiheit zu bitten, denn sie wußte, daß es nutzlos sein würde. Sie war immer noch verstört und verwirrt. „Warum warum - warum?“ fragte sie sich zusammenhanglos. „Warum hat dieser Mann sich zum Christentum bekannt?“

„Fembeni“, brachte sie schließlich hervor, „ich bin doch immer freundlich zu dir gewesen.“

„Weib“, erwiderte er grimmig, „du wirst noch viel freundlicher zu mir werden.“

Sie sagte nichts mehr.

Ihre entsetzliche Lage wurde ihr immer klarer. Sie blieb zögernd stehen, aber er faßte sie rauh am Arm „Bei meinem Kopf, du sollst leben, wenn Sandi sein Wort gibt, daß keiner von uns gehängt wird - denn wir sind die Schrecklichen -, und Sandi ist nun auf meine Spur gekommen.“

Eine schwache Hoffnung tauchte in ihr auf. Vielleicht sollte sie ihm nur als Geisel dienen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als sie an ein Wasser kamen.

Hier machte Fembeni halt. Er durchsuchte das Unterholz und brachte ein Stück von einem hohlen Baumstamm zum

Vorschein, in dem zwei Stöcke aus Eisenholz lagen.

Er hockte sich vor der Lokoli-Trommel nieder und gab rasselnde Signale.

Zehn Minuten lang ertönten seine rhythmischen Schläge, und als er innehielt, kam eine schwache Antwort über den See herüber.

Sie warteten etwa eine halbe Stunde. Ruth Glandynne strengte sich an, um das Geräusch von Ruderern zu hören. Sie wußte nicht, daß das Wasser nur etwa hundert Meter weit reichte, und daß sich ringsumher der große Sumpf ausdehnte, in dem sich auf einer Insel der Schlupfwinkel dieser Verbrecher befand. Endlich vernahm sie ein leises Rascheln und sah in der Dunkelheit Gestalten auf sich zukommen.

Fembeni ergriff sie wieder am Arm und führte sie vorwärts. Er wechselte mit den Ankömmlingen einige Worte in einem Dialekt, den sie nicht verstand. Es war ein kurzes Fragen und Antworten, dann brachen sie zusammen auf.

Der Boden unter ihren Füßen wurde weich und morastig, und manchmal sank sie bis zu den Knöcheln ein. Der Führer der Männer ging unbeirrt seinen Weg, machte bald einen Halbkreis auf seinem Marsche, bald wandte er sich im rechten Winkel von der früheren Richtung ab. Schließlich folgte er einem gewundenen Pfad, so daß sie alle Orientierung verlor.

Ihre Beine waren so schwer wie Blei, sie taumelte und fühlte, daß sie zusammenbrechen würde. Aber plötzlich hatten sie festen Boden erreicht.

Einige Minuten später kamen sie zu den niedrigen, unansehnlichen Hütten, die sich diese Verbrecher selbst gebaut hatten. Ein Feuer brannte, das man aber von fernher nicht sehen konnte, da die Hütten in einer halbmondförmigen Kurve angelegt waren.

Sie zeigten ihr eine Hütte und stießen sie hinein.

Bald darauf brachte ihr eine Frau eine Schale mit gekochtem Fisch und einen Krug Wasser.

In ihrem gebrochenen Isisi bat Ruth Glandynne die Frau, bei ihr zu bleiben, aber sie war anscheinend vom N'gombivolk und verstand sie nicht.

Einige Minuten später war sie wieder allein.

Draußen vor der Hütte saßen acht Mitglieder der neun Schrecklichen am Feuer. Einer von ihnen war Oko von den Isisi, ein Mann, der eine Art Führerrolle unter ihnen spielte.

„Diese Frau mag ich nicht“, sagte er, „und ich halte Fembeni für einen Narren und den Sohn eines Narren, daß er sie hierherbringt, wenn sie uns nicht wie die anderen Frauen bedienen soll.“

„O Herr Oko“, erwiderte Fembeni, „ich bin erfahrener in der Art der weißen Leute als du, und ich sage dir, daß es gut für uns ist, diese Frau hier zu halten. Denn wenn Sandi dich oder mich oder einen anderen von uns greifen will, dann können wir zu ihm sagen: ‚Es ist eine Frau bei uns, die du schätzt, und wenn du mich hängst, siehe, dann wird sie auch sterben‘.“ Aber Oko war nicht zufrieden.

„Ich kenne auch weiße Leute und ihre Art. Sandi hätte uns in Ruhe gelassen, aber jetzt wird er nicht rasten, bis er uns besiegt und getötet hat. Denn Sandi hat ein Gedächtnis wie der Strom, der niemals aufhört zu fließen.“

Ein Mann der Akasava machte einen niederträchtigen Vorschlag.

„Das können wir uns noch überlegen“, meinte Oko.

Aber er hatte sich schon dazu entschlossen. Er besaß nicht den Scharfsinn Fembenis, er sah das Ende kommen, und er wollte die kurze Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt war, mit vollen Zügen genießen.

Sie saßen bis zum frühen Morgen beim Palaver, und der

Feuerschein spielte auf der Bronzehaut ihrer Körper.

Dann verließ Oko den Kreis und kroch in die Hütte des Mädchens. - Sie sahen, wie er sich bückte und hineinging, und hörten einen schwachen Schrei.

„Oko hat sie getötet“, sagte Fembeni.

„Das ist auch das beste“, entgegnete ein anderer.

Fembeni erhob sich und ging zur Hütte.

„Oko“, rief er leise. Dann bückte er sich und kroch hinein. Gerade ihm gegenüber war ein großes Loch in die Wand der Hütte geschnitten, und düsteres Licht drang herein.

„Oko“, rief er jetzt laut; aber zwei stahlharte Hände legten sich um seine Kehle, und zwei andere zogen die Beine unter ihm fort. Er fiel auf den Boden - er war zu erschrocken, um Widerstand leisten zu können.

„Fembeni“, hörte er eine leise Stimme dicht an seinem Ohr, „ich habe auf dich gewartet.“

Er wurde auf sein Gesicht gelegt, seine Hände wurden auf den Rücken gezogen, und er fühlte, daß kalte Stahlringe um seine Handgelenke einschnappten.

Gleich darauf wurde er geknebelt.

„Oko ist tot“, sagte Sanders, „und wenn du ihn hättest schreien hören, so wärst auch du jetzt tot.“

Damit endete die einseitige Unterhaltung. Der Amtmann und sein Sergeant saßen geduldig in der kleinen Hütte und warteten auf die anderen Männer.

Am Morgen erschien eine Abteilung Haussas unter dem Befehl des Sergeanten Ahmed. Sie waren Sanders' Spur gefolgt.

Vier Tote mußten begraben werden, darunter war auch der Mann, der an der Ecke des Sumpfes Wache gehalten hatte.

Miss Glandynne, die bleich wie der Tod war, wurde wieder durch den Sumpf zu ihrer Hütte zurückgeführt, und die Frau, die

bei den neun Schrecklichen geweilt hatte, begleitete sie.

Fembeni und seine vier Gefährten aber erwarteten ihr Urteil.
„Ich möchte dich noch etwas fragen, Fembeni. Bist du wirklich ein Christ? Hältst du dich an diesem Zauber oder bist du für die Ju-Jus und die Götter deiner Väter?“

„O Herr“, sagte Fembeni eifrig, „ich bin ein Christ in allen Dingen. Erinnere dich hieran, ich bin von deinem Glauben.“ Sanders sah ihn durchbohrend an.

„Dann ist es recht, daß ich dir Zeit gebe, dein letztes Gebet zu sprechen. Abiboo, wir hängen diesen Mann zuletzt.“

„Ich sehe, daß du ein Teufel bist“, rief Fembeni haßerfüllt, „sonst wärst du uns nicht in der Nacht gefolgt, da dir niemand den Weg gezeigt hat. Nun sage ich dir, Sandi, daß ich kein Christ bin, und daß alle Gottesleute außer dir verrückt und wahnsinnig sind. Und ich weiß, daß du kein Gottesmann bist. Deshalb will ich mit den anderen zusammen sterben, wenn ich doch gehängt werden soll.“ Sanders nickte.

IX. Die Königin der N'gombi

Die Eingeborenen haben gewisse Eigentümlichkeiten, die man nicht in Büchern beschreiben kann.

Auf die N'gombi übten verbotene Dinge eine besondere Anziehungskraft aus, sie raubten und plünderten und brannten ganze Dörfer nieder, aber es lag ihnen hauptsächlich nur daran, hübsche, junge Mädchen zu bekommen.

Sanders gab sich große Mühe, ihnen beizubringen, daß er diese Art Jagd in innerster Seele haßte. Er ließ sie prügeln, er verbannte die Übeltäter, und nach einem besonders schlimmen Vorfall ließ er sogar einmal in Shusha, der Hauptstadt der N'gombi, einen großen Galgen errichten und hängte den Schuldigen.

Er hatte zu diesem Zweck einen jüngeren Richter von der Zentralverwaltung kommen lassen, und da bei einer früheren Hinrichtung Unruhen entstanden waren, hatte er auch ein halbes Bataillon Haussas aufmarschieren lassen, die den Platz in der Mitte der Stadt freihielten. Dort wurde Lombasi, der König der N'gombi, in Gegenwart seines ganzen Volkes hingerichtet, und die wankelmütigen Leute, auf die das Schauspiel großen Eindruck machte, riefen laut Beifall. Alle Unterhäuptlinge, alle Ältesten und der neueingesetzte König der N'gombi waren zugegen.

Aber drei Wochen später beging der neue König dasselbe Verbrechen wie Lombasi.

„Treffen Sie selbst geeignete Maßnahmen“, telegraфиerte die Zentralverwaltung Sanders zurück, als er verzweifelt die Schandtat berichtete. „Hängen Sie Bogali, wenn Sie es für richtig halten, und verbrennen Sie im Notfall die Ernte und das Dorf.“

Sanders tat aber keins von beiden. Er setzte den König ab, wie

er schon vorher ein halbes Dutzend Könige abgesetzt hatte, verprügelte ihn in aller Öffentlichkeit und verteilte sein Hab und Gut. Aber er wußte nicht, wen er zu seinem Nachfolger bestimmen sollte.

Er hatte sich schon deshalb entschlossen, zu Bosambo zu senden, der die benachbarten Ochori beherrschte, aber das wäre ein viel zu gefährliches Experiment gewesen. Der abgesetzte Bogali hatte zwei Söhne und eine Tochter. Einer der Söhne litt an vorgeschrittener Schlafkrankheit, und der andere war ein leichtsinniger, törichter, junger Mann, der ein Spielball in den Händen seiner Ratgeber gewesen wäre.

„Ich werde die Tochter zur Regentin machen“, entschied Sanders, und machte gegen alle Tradition E'logina zur Königin der N'gombi.

Sie war eine große, selbstbewußte Frau von sechzehn Jahren und war an einen willensschwachen Mann verheiratet. Außerdem hatte sie mehrere Liebhaber, wenn man dem allgemeinen Gerede Glauben schenken durfte.

Mit großer Feierlichkeit wurde sie von Sanders in ihre neue Würde eingesetzt. Sie sah sehr ernst und feierlich aus und trat ihre neue Stellung an, als ob sie von Anbeginn dazu bestimmt gewesen wäre.

„E'logina“, sagte Sanders, „du sollst dieses Land regieren, und ich will nicht wieder von Weiberpalavern hören. Ich werde dich in jeder Weise unterstützen und dafür sorgen, daß deine Befehle ausgeführt werden. Und wenn ein Mann zu dir sagen wird, ich will dir nicht gehorchen, weil du eine Frau bist, siehe, so soll er gehorchen, weil ich ein Mann bin. Und wer dein Ansehen irgendwie herabsetzen und sich dir nicht unterordnen will, der soll schwer dafür büßen. „O Herr“, erwiderte die junge E'logina, „ich werde klug und weise regieren.“

„Was aber nun deine Liebhaber angeht, von denen ich gehört habe, so sollst du sie nicht vor den anderen Ratgebern

bevorzugen. Das könnte dir gefährlich werden und dein Untergang sein.“

„O Herr, es ist ein Sprichwort bei den N'gombi: ‚Ein Liebhaber hat starke Arme, aber keinen Verstand‘.“

„Diese Wahrheit gilt auch in anderen Ländern“, entgegnete Sanders kurz.

Von dieser Zeit an gab es keine Weiberpalaver mehr bei den N'gombi. Ein Unterhäuptling, der einen Raubzug in einem entfernten Dorf machte und Mädchen stahl, wurde vor sie gerufen, und es traten Ereignisse ein, die seinen Lebenswandel durchaus änderten, denn diese Königin der N'gombi ergriff einfache, aber wirkungsvolle Maßnahmen.

Sanders hörte von dem Vorfall, tat aber klugerweise so, als ob er nichts davon erfahren hätte. Die Kunst des Regierens besteht häufig darin, im rechten Augenblick von gewissen Dingen nichts zu wissen. Sie beherrschte das Land klug und gerecht, wie sie versprochen hatte. Es kam auch der unvermeidliche Augenblick, in dem ihr erster Liebhaber sich in die Regierung mischen wollte.

Sie sandte ihm ein langes grünes Blatt als Zeichen, daß sie um ihn trauere. Er entnahm daraus, daß es ihm nicht gut gehen würde, und verließ schleunigst das Land.

Die Häuptlinge und Könige anderer Länder machten ihre Staatsbesuche bei E'logina und brachten ihr reiche Geschenke. Auch Bosambo von den Ochori kam zu ihr.

Er wetteiferte dabei an Glanz und Pracht mit dem Morgen- und Abendstern, aber die Königin, die auf ihrem erhöhten Thron saß, war nicht besonders davon beeindruckt.

„O Königin“, sagte Bosambo, „ich habe einen langen Weg gemacht, weil ich von deiner Größe und deiner Schönheit erfahren habe. Und siehe, es ist etwas Wundervolles, dich zu sehen. Deine Weisheit blendet mich wie die Sonne, die sich in stillen Wassern spiegelt.“

„Ich habe von dir gehört“, erwiderte E'logina. „Du bist der kleine Häuptling eines kleinen Volkes.“

„Der Mond erscheint auch klein, wenn man ihn von einem Misthaufen aus betrachtet“, entgegnete Bosambo ruhig, „ich kehre wieder zu meinem Mond zurück.“ Er war gekränkt, obwohl er sich nichts davon merken ließ. „Morgen werde ich Nachricht an Sandi schicken“, sagte er, als er sich zum Aufbruch rüstete, „der mein Neffe ist, wie jedermann weiß - er ist nämlich der Sohn des Bruders des Mannes meiner Schwester, und deshalb ist er von meinem Blute. Und ich werde ihm sagen, daß bei den N'gombi eine Königin lebt, die unsere Familie mit Schande bedeckt hat.“

„O mein Herr Bosambo“, erwiderte sie hastig, „wir wissen, daß du nahe mit Sandi verwandt bist, und es wäre entsetzlich, wenn meine törichte Zunge dich beleidigt hätte.“

„Sandi und ich sind stolze Männer“, entgegnete Bosambo, „und er wird schrecklich in seinem Zorn, wenn er erfährt, was du hier zu mir gesprochen hast.“

Die Königin erhob sich und trat auf ihn zu. „Mein Herr Bosambo, wenn du mich jetzt verläßt, wird es dunkel werden, und es wird keine Sonne mehr scheinen. Ich habe oft von dir gesprochen, bis meine Ratgeber müde waren, von deinem Namen und deinen Taten zu hören. Ich bitte dich deshalb, bleibe noch einige Zeit bei mir, damit ich von deiner Weisheit lernen kann.“ Aber Bosambo war in seiner Ehre verletzt und aufsässig. „Und dann, mein Herr Bosambo, habe ich viele Geschenke, die mein Volk für dich bestimmt hat. Denn es wäre eine Schande, wenn ich dich mit leeren Händen zu deinem großen Volk zurückschicken würde.“

„Ich will bleiben“, sagte Bosambo, „obwohl ich Geschenke nicht sehr schätze, außer Essen und ein wenig Wasser. Denn meine Hütte ist gefüllt von Sandis Gaben.“ Er sah, daß sich E'loginas Gesicht aufhellte, und fuhr mit entschiedener Stimme

fort: „Ich habe deshalb nur noch Raum für ganz wertvolle Dinge, die du mir doch sicherlich auch schenken wirst.“

Er blieb diesen Tag, und die Königin fand, daß er ein angenehmer Gesellschafter war; er blieb auch noch den nächsten Tag, und E'logina war begeistert von seinen Reden. Und am dritten Tag war er ihr unentbehrlich geworden.

Aber dann spielte Bosambo seinen höchsten Trumpf aus.

Er sprach leidenschaftlich gern von seiner Verwandtschaft mit Sanders, und sie hörte ihm aufmerksam zu. Sie hatte ihm an diesem Tage auch viele Elfenbeinzähne geschenkt.

„Mein Bruder Sandi“, sagte Bosambo, „wird sehr zufrieden sein. Er liebt dich, er hat schon zu mir davon gesprochen. Und ich zweifle nicht, daß seine Liebe für dich größer sein wird als für mich, denn du bist eine Frau - und Sanders hat schon manchen Tag um dich geseufzt.“

Sie lauschte ihm mit leuchtenden Augen. Ein neuer, großartiger Gedanke war ihr gekommen. Am Abend verabschiedete sich Bosambo. Er hatte in diesen drei Tagen mehr Unheil angerichtet, als ein durchschnittlicher Eingeborener während seines ganzen Lebens.

Es dauerte aber noch sechs Monate, bevor die Früchte von Bosambos Missetaten ans Licht kamen. Sanders ging auf eine Inspektionsreise nach Norden und machte, wie vorgesehen, auch in Shusha halt.

Am großen Strom war alles in bester Ordnung, und er war in einer zufriedenen Stimmung. Der Versuch mit E'logina war besser ausgefallen, als er jemals hatte hoffen können.

„O Königin, du hast gut regiert“, sagte er, als er mit ihr im schilfgedeckten Palaverhaus saß.

Sie lächelte nervös.

„O Herr, das habe ich aus Liebe zu dir getan.“

Sanders war an Schmeicheleien gewöhnt und nahm ihre

Huldigung entgegen, ohne sich etwas dabei zu denken oder zu erröten.

„Ich habe alle meine Liebhaber fortgeschickt und meinen Mann, der ein dummer Tölpel ist, in ein anderes Dorf verbannt. O mein Herr, ich bin deine Sklavin!“

Sie ließ sich von ihrem Sessel, der an seiner Seite stand, herabgleiten und kniete in Gegenwart des ganzen Volkes vor ihm nieder.

Ehe Sanders wußte, was vorging, hatte sie mit ihren starken Händen seinen Fuß ergriffen und ihn auf ihren Kopf gesetzt. Sanders brach der Schweiß aus, denn nach allen Regeln und Sitten des Landes war dies nicht ein Ausdruck von Lehenstreue, sondern eine richtige Heiratszeremonie.

„Erhebe dich, Königin“, sagte er, als er seine Sprache wiedergefunden hatte, „damit dein Volk nicht auf dumme Gedanken kommt.“

„O Herr“, erwiederte sie leise, „ich liebe dich, und Bosambo, dein Neffe, freut sich über unsere Heirat.“

Sanders beugte sich nieder, ergriff sie am Arm und zog sie empor, so daß sie wieder auf den Füßen stand.

„Hört ihr Leute“, rief er laut zu der erstaunten Menge, die am Fuß des Hügels vor dem Palaverhaus stand. „Eure Königin ist jetzt mit meiner Regierung verheiratet und hat geschworen, mir in allen Dingen treu zu dienen. Seid auch ihr mir alle so ergeben und anhänglich, wie sie es ist. Das Palaver ist aus.“

Durch diesen genialen Einfall hatte sich Sanders einer großen Gefahr entzogen. Aber die Königin sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an, und ihre nackte Brust hob und senkte sich erregt.

„O Herr“, stieß sie atemlos hervor, „so meinte ich es nicht.“

„Aber ich meinte es so“, erwiederte Sanders liebenswürdig.

Sie sah ihn einen Augenblick an, dann drehte sie sich schnell

um und ging in ihre Hütte. Sanders bekam sie an diesem Tage nicht mehr zu sehen.

„Wir werden noch bis morgen hierbleiben“, sagte er zu seinem Sergeanten Abiboo, als er am Abend an Bord der ›Zaire‹ ging. „Dann machen wir uns zu den Ochori auf, denn ich muß ein Palaver mit Bosambo abhalten.“

„O Herr, Bosambo wird sich freuen.“

„Das glaube ich kaum.“

Er zog sich zurück, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Er war fest davon überzeugt, daß er die zwei Pfund Sterling, die ihm eine gnädige Regierung täglich bezahlte, redlich verdient hatte.

Obwohl er sich todmüde fühlte, setzte er doch noch die feinen, mit Drahtgaze bespannten Rahmen an ihren Platz und prüfte, ob die Fenster gut verschlossen waren.

Das muß man stets im Dunkeln tun, denn wenn zufällig eine Tür oder ein Fenster offensteht und Licht gemacht wird, so ist der Raum bald mit kleinen Insekten und Waldbewohnern gefüllt. Hunderte verschiedener Fliegen, Käfer und vor allem Moskitos stellen sich ein, durch deren Stiche die schreckliche Malaria übertragen wird. Mit einer Gewandtheit, die er durch lange Praxis erworben hatte, tastete Sanders die drei Fenster ab und war zufrieden, da alles in guter Ordnung war. Dann drehte er das elektrische Licht an. Diese luxuriöse Neuerung bestand seit der letzten Ausbesserung der ›Zaire‹. Er nahm seinen Pyjama unter dem Kissen hervor und verschwand in dem kleinen Baderaum, der neben seiner Kabine lag. Nach einigen Minuten trat er im Schlafanzug wieder heraus.

Er schaltete eine Lampe über dem Bett ein und die andere aus. Als er die Decke zurückschlug, sah er in regelmäßigen Zwischenräumen drei scharfkantige Dornen in der Mitte des Bettes liegen.

Er öffnete sein Pult, holte eine Pinzette heraus, entfernte

damit die unangenehmen Spalten und legte sie unter ein Glas auf den Tisch.

Hierauf untersuchte er den ganzen Raum, besonders den Fußboden, eingehend. Aber wer die Dornen auch hierhergebracht haben mochte, er hatte offenbar vergessen, daß ein Mann auch einmal barfuß über den Fußboden gehen kann. Auch im Badezimmer war nichts zu finden.

Sanders nahm das Bett ganz auseinander, schüttelte jeden Teil sorgfältig, dann legte er sein Kissen wieder hin, drehte das Licht aus, ging zu Bett und schlief sofort ein.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch wachte er auf, denn er hatte sich fest vorgenommen, um diese Zeit munter zu sein. Er setzte sich in seinem Bett auf und seufzte und stöhnte fürchterlich. Das wiederholte er in Abständen fünf Minuten lang, dann war er wieder still. Er horchte und glaubte, daß sich jemand leise am Ufer bewegt hätte, an dem der Dampfer vertäut lag.

Er beugte sich vorwärts und wartete.

Ja, er hatte sich nicht getäuscht - jetzt knackte wieder ein Zweig.

Im nächsten Augenblick war Sanders aus der Tür, lief über den Landungssteg, der den Dampfer mit dem Ufer verband, und eilte zum Waldweg, der nach dem Dorf E'tomolini führte. Vor sich hörte er die Tritte nackter Füße.

„Halte an, du nächtiger Wanderer“, rief Sanders in Bomongo, „oder du stirbst!“

Die Gestalt hielt an, und Sanders holte sie ein.

„Geh den Weg zurück, den du gekommen bist“, sagte er und folgte ihr zum Dampfer.

Er beobachtete seinen Gefangenen, der kaum etwas größer als ein Junge war und keineswegs einen männlichen Gang hatte. Er kam zu dem Schluß, daß er ein Mädchen vor sich hatte. „Geh in meine Kabine, wenn du weißt, wo sie liegt.“

„O Herr, ich weiß es.“

Sanders hörte an der Stimme, daß es tatsächlich ein Mädchen war.

Er schätzte sie auf etwa fünfzehn Jahre, als sie nun im hellen elektrischen Licht vor ihm stand. Sie war schön gewachsen und sah nicht häßlich aus aber sie zitterte vor Furcht.

„Ich bin wirklich durch die Frauen gestraft“, rief Sanders zornig. „Du wirst mir jetzt sagen, warum du mich in der Nacht beobachtet hast und warum du so früh aufgestanden bist.“

Das Mädchen zögerte und sah sich verstört in der Kabine um.

„O Herr, ich tat das, was mir am besten schien.“

„Wer hat dich hierhergesandt?“

Wieder zauderte sie.

„Ich hatte keinen bestimmten Grund, o Herr, ich wollte nur dieses merkwürdige Teufelslicht sehen.“

Das war eine glaubwürdige Entschuldigung, denn das neue elektrische Licht hatte die unzivilisierten Leute am oberen Strom unwiderstehlich angelockt.

Sanders deckte die drei stachligen Spitzen auf, und sie sah neugierig darauf.

„Wie heißt du denn?“ fragte Sanders.

„Medini, die Frau mit neun Liebhabern“, erwiderte sie, ohne sich zu zieren.

„Nun, Medini“ - Sanders lächelte grimmig - „nimm diese Dornen auf und halte sie in deiner Hand. Sie werden dich ein wenig schneiden, weil sie sehr scharf sind.“

Das Mädchen schien unbesorgt.

„Ein kleiner Dorn kann nicht verletzen“, sagte sie und streckte furchtlos ihre Hand aus.

Aber bevor sie die Stacheln erreichen konnte, packte Sanders ihr Handgelenk.

Sie erschrak, machte sich aus seinem Griff frei und wich vor ihm zurück.

„Setze dich nieder und sage mir, bevor du gehst, wer dich ans Ufer gesandt hat, um meinen Dampfer zu beobachten.“

„Niemand, o Herr“, stammelte sie.

Sanders schüttelte den Kopf.

„Ich habe einen mächtigen Ju-Ju“, begann er langsam, „und dieser Ju-Ju hat mir erzählt, daß jemand gesagt hat: Gehe hin zum Ufer, Medini, in die Nähe von Sandis Schiff, und horche. Und wenn du hörst, daß er seufzt und stöhnt, als ob er große Schmerzen hätte, so komme zu mir und erzähle es mir.“

Bestürzung zeigte sich in den Gesichtszügen des Mädchens.

„O Herr“, rief sie atemlos, „das ist wahr - aber wenn ich spreche, muß ich sterben!“

„Auch wenn du nicht sprichst, werde ich dich fortbringen zu einem Ort, der fern von deinem Volke liegt.“

Medinis Blicke senkten sich.

„Ich kam hierher, um das Teufelslicht zu sehen“, entgegnete sie traurig.

Sanders nickte.

Er trat aus der Kabine heraus und rief den Wachtposten, einen flinken Haussasoldaten, der den Amtmann schon beobachtet hatte, als er in seinem Pyjama über die Landungsbrücke geeilt und dann mit einer Gefangenen wiedergekommen war.

„Bewache diese Frau“, sagte er, „und sorge dafür, daß sie nicht mit anderen Leuten spricht.“

Als es hell wurde, schnitt er ein kleines Stückchen von einem Dorn ab und legte es unter das Mikroskop. Was er sah, interessierte ihn sehr. Wieder benützte er das Mikroskop, schnitt noch einen anderen

Span ab und legte dann die dünnen Stücke zwischen zwei

Glasplatten.

Die Eingeborenen haben sehr viel Sinn für Humor, aber dergleichen hätten sie doch nicht getan.

Außerdem hatte Sanders Blutspuren an den kleinen Spänen entdeckt und etwas Organisches, das nur in altem Blut entsteht. Auf diese Weise vergiften die Buschleute ihre Pfeile, sie lassen sie in den Körpern ihrer toten Feinde stecken.

Sanders sandte einen Wachsoldaten zur Königin und ließ sie an Bord des Dampfers holen.

„Ich werde dich von hier fortbringen“, sagte er, „weil du versuchtest, mich zu töten und mir vergiftete Dornen in mein Bett legen liebst.“

„Medini, meine Dienerin, tat das, weil sie mich liebt“, entgegnete die Königin. „Und wenn sie sagt, daß ich ihr den Auftrag gab, so lügt sie.“

„Du hast genug gesagt, um dich zu verraten. Abiboo, lasse den Kessel anheizen, denn ich werde die Königin nach dem Lande der Ochori mitnehmen.“

Bosambo war nicht auf die Ankunft des Amtmanns vorbereitet. Er war kein Mann, der sich großen Illusionen hingab, und als er die Nachricht erhielt, daß Sanders in der Begleitung der Königin der N'gombi komme, wußte er sehr wohl, daß es ihm schlecht ergehen werde.

Und damit hatte er auch recht.

Sanders unterbrach seine großartige, blumenreiche Empfangsrede. Er schnitt sie ebenso kalt und plötzlich ab, wie der Frost junge Knospen zerstört.

„Du hast verrückte Gedanken in den Kopf dieser Frau gesetzt“, sagte er. „Und ich habe sie nun hierhergebracht, damit du jetzt tust, was in diesem Fall ehrenhaft ist.“

„O Herr, ich bin dein Mann“, erwiderte Bosambo demütig.

„Und auch mein Onkel, wenn alles, was du vorgefaselt

hast, wahr wäre.“

Die Königin lauschte.

„Du hast ihr gesagt, daß sie in mein Haus heiraten sollte, und da sie eine Frau ist, hat sie sich das in den Kopf gesetzt.“

Bosambo sah voraus, was kommen würde, und versuchte hastig, das Unheil abzuwehren.

„O Herr“, rief er erregt und sprach plötzlich englisch, das er früher einmal an der Küste gelernt hatte. „Die wollen sein Nummer-Eins-Frau, aber Weib Fatima nicht mögen andere Frauen.“

„Ich spreche diese Affensprache nicht“, erwiderte Sanders ruhig, „Du heiratest diese Frau heute, und sie kehrt zurück, um die N'gombi zu regieren - und zwar noch diesen Abend.“

„O Herr“, bat Bosambo, „ich habe den Glauben - an den einen Propheten und den einen Gott.“

„Aber nicht an die eine Frau, wie ich denke. Du heiratest sie oder ich lasse dich auspeitschen.“

„O Herr, dann will ich die Schläge ertragen“, sagte Bosambo fromm.

„Auch werde ich einen anderen Häuptling über die Ochori setzen.“

„Das ist eine zu große Schande für mich“, entgegnete Bosambo entsetzt. „Du weißt, daß mein Vater und dessen Vater Häuptlinge dieses Stammes waren und daß das Blut von Königen in meinen Adern fließt.“

„In deinen Adern fließt das Blut der Diebe von Monrovia, und von deinen Vätern weißt du überhaupt nichts“, sagte Sanders geduldig. „Du wirst sie heute noch heiraten.“

„Es geschehe nach deinem Willen, mein Onkel“, erwiderte Bosambo.

Sanders sagte nichts mehr, aber er packte seinen Stock fester. Und Bosambo erhielt seine wohlverdienten Prügel.

X. Der Mann am Platze

Einst machte sich ein gewisser Mr. Tinkerton zum Calalifluß auf, um Gummi von den Eingeborenen zu kaufen. Er besaß einen Erlaubnisschein, den der neue Gouverneur selbst unterzeichnet hatte, ebenso eine Handelslizenz. Er war durch das Hinterland in Sanders' Bezirk gekommen und hatte sich nicht die Mühe gemacht, seine Papiere von dem Amtmann visieren zu lassen. Die Dokumente trugen die Unterschrift Seiner Exzellenz des Gouverneurs, und die Leute hatten gelernt, ehrfurchtsvoll den Kopf zu neigen, wenn dieser Name erwähnt wurde.

Sanders gehörte nicht zu ihnen, er nannte ihn nur ›Euer Exzellenz‹, weil das so üblich war.

Mr. Tinkerton war also am Calalifluß angekommen und kaufte Gummi. Er kaufte ihn, und manchmal bezahlte er ihn auch. Weil er aber nicht den genauen Wert gab, konnte er keine Geschäfte mehr machen, nachdem er drei Wochen dort gefeilscht und gehandelt hatte. Die Eingeborenen brachten keinen Gummi mehr zu seinem großen Boot, und er nahm deshalb seine Zuflucht zu anderen Methoden. Er ließ sich in einem kleinen Dorf nieder und gab dem Häuptling den Auftrag, gegen eine viel zu hohe Belohnung eine gewisse Menge Gummi in soundso viel Tagen abzuliefern. Der Häuptling weigerte sich jedoch, diesem Verlangen nachzukommen. Tinkerton ließ ihn daraufhin an einen Baum binden und auspeitschen.

„Nun wirst du deine Ansicht wohl geändert haben und mir den Gummi besorgen - aber schnell“, sagte er.

Der Häuptling sandte zwanzig junge Männer in den Wald, um Gummi zu holen, und schickte seine vier schnellsten Ruderer zu Amtmann Sanders, der gerade dabei war, unter einigen Schwierigkeiten die Hüttensteuer bei den Akasavas einzusammeln.

Die Leute mit dem Gummi und Sanders trafen zu gleicher Zeit am Calalifluß ein.

Tinkerton erklärte seine Lage, und der Häuptling zeigte die Narben auf seinem Rücken.

„Meine Papiere sind in Ordnung, denke ich“, sagte Tinkerton.

„Bis zu einem gewissen Grad stimmt das“, gab Sanders vorsichtig zu. „Aber wie Sie wissen, verfällt eine Handelslizenz, wenn der Besitzer einer Gesetzesübertretung überführt wird.“

Tinkerton lächelte verlegen.

„Diese Bestimmung trifft auf mich nicht zu, wie ich denke.“

Diese nichtssagende Bemerkung fügte er fast immer seinen Worten zu, so daß man schließlich den Eindruck hatte, daß er ein gedankenloser Mensch war.

„Sie trifft ganz besonders auf Sie zu, denn ich verurteile Sie zu sechs Monaten Zwangsarbeit wegen Körperverletzung dieses Eingeborenen. Ich werde Sie zur Küste schicken, damit Sie Ihre Strafe absitzen.“

Tinkerton wurde dunkelrot vor Wut.

„Wissen Sie, was ich von Ihnen halte?“ fragte er laut.

„Nein, aber ich kann es vermuten, und wenn Sie Ihren Mund aufmachen und unverschämt werden, so packe ich Sie am Kragen und werfe Sie ins Wasser.“

Tinkerton wurde unter Bedeckung zur Küste gebracht, aber er vergaß es Amtmann Sanders niemals.

Der größte Teil der Strafe wurde vom Gouverneur erlassen, weil dieser hohe Beamte zufällig ein Vetter von Tinkertons Vater war.

Um Tinkertons Wut zu steigern, machte ihm der Gouverneur, der für seinen Posten wenig geeignet war, höfliche, aber kühle Vorhaltungen.

Es mag nun ganz interessant sein, sich an die Fehler eines

hohen Beamten zu erinnern, nachdem er aus dem Amt geschieden ist. Aber es ist lange nicht so unterhaltsam, den Stoff für die folgende Anekdote zu sammeln, und man muß einen ganz besonderen Sinn für Humor haben, um diese Arbeit richtig zu würdigen.

Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob der Gouverneur absichtlich Mr. Sanders ärgern wollte.

Vom rein dienstlichen Standpunkt aus sind kleinliche persönliche Reibereien vollständig ausgeschlossen. Aber jemand, der die menschliche Natur etwas näher kennt, mag es doch wahrscheinlich finden, daß der Gouverneur nicht auf dem besten Fuße mit dem Amtmann stand.

An einem Frühlingsmorgen erhielt Mr. Sanders einen großen, blauen Brief. Unter dem Aufdruck ›Dienstsache‹ stand noch ›Kabinett Sr. Exzellenz des Gouverneurs‹ und darunter ›Streng vertraulich‹.

Wenn nun aber ein hoher Staatsbeamter ›streng vertraulich‹ an einen Untergebenen schreibt, so sagt er ihm keineswegs etwas von seinen Sorgen oder beichtet ihm gar einen Fehler, auch will er kein Geld von ihm leihen. - Gewöhnlich gibt er ihm einen Fußtritt.

Sanders betrachtete den Brief, nahm ihn sorgfältig auf, hielt ihn gegen das Licht und wog ihn in der Hand. Das Gewicht und der Umfang sprachen für die Menge der Vorwürfe, die Sanders zugeschlagen waren, denn Gouverneure verschwenden nicht viel Zeit darauf, die Arbeit untergeordneter Beamter zu loben.

Sir Harry Coleby, K.C.M.G. - Ritter des St.Michaek und Georg-Ordens -, hatte sich im kolonialen Dienst einen gewissen Ruf erworben durch seine Tätigkeit auf den Bermudainseln, auf Jamaika und in den Straits Settlements. Aber man sagte ihm weder Liebenswürdigkeit noch Freundlichkeit nach. Sein Spitzname, den er als Legationssekretär in Madrid erhalten hatte, war ›Caliente‹, was soviel wie ›heiß‹ bedeutet. Er hatte

auch ein hitziges Temperament, und die Leute, die mit ihm arbeiten mußten, lebten immer unter einem gewissen Druck.

Er führte eine scharfe Sprache, war übereilt in seinen Handlungen und schrieb äußerst verletzende Briefe, ohne daß er der Form nach beleidigende Bemerkungen machte.

Sanders öffnete das blaue Kuvert zögernd, faltete den maschinengeschriebenen Bogen auseinander und las:

„Mein Herr, ich beeche mich, Ihnen mitzuteilen, daß der Gouverneur Ihren Halbjahresbericht über die Stämme und Völker, die unter Ihrer Verwaltung stehen, erhalten hat.

Der Gouverneur drückt sein Bedauern aus, daß Ihre Angaben über die Ausbreitung der Schlafkrankheit im Calalidistrikt nicht zufriedenstellend sind. Die Maßnahmen, die zur Unterdrückung der Krankheit getroffen wurden, scheinen nicht mit der nötigen Energie und Sorgfalt durchgeführt worden zu sein, so daß sie verhältnismäßig unwirksam geblieben sind. Der Gouverneur wünscht einen weiteren Bericht darüber am Ende dieses Vierteljahrs.“

Soweit las Sanders, ohne sich ernstlich beunruhigt zu fühlen. Er kannte derartige Briefe und hielt sie schließlich für gerechtfertigt, denn die Zentralverwaltung mußte sich selbst gegen Vorwürfe decken, die von Downing Street kommen konnten. „Die gesetzlosen Zustände, die bei den Akasava und Ochori herrschen, sind nach Ansicht des Gouverneurs sehr bedauerlich, und er erwartet, daß Sie sofort energische Maßregeln ergreifen, um diese Verhältnisse zu bessern. Der Gouverneur regt an, daß der Häuptling Bosambo abgesetzt wird und die Akasava und Ochori unter einem Oberhaupt vereinigt werden.“

Sanders wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch und fluchte leise. Er wußte nur zu gut, daß die Ochori und die Akasava Erbfeinde waren.

„Der Gouverneur möchte weiterhin feststellen, daß in

Anbetracht der natürlichen Hilfsquellen Ihres Gebietes die Höhe der eingebrachten Steuern zu gering erscheint. Er übersendet Ihnen beigeschlossen eine neue Aufstellung der Steuern, die vom 1. Juli des laufenden Jahres ab zur Anwendung kommen sollen.“

Das war alles.

Die Erwähnung der gesetzlosen Zustände bei den Akasava und Ochori ließ Sanders kalt, denn die Anzahl der Verbrechen bei beiden Stämmen war in den letzten Jahren zurückgegangen. Auch über den Vorschlag, Bosambo abzusetzen, konnte er ruhig hinweggehen, obwohl er wußte, daß diese Bemerkung nur gemacht war, um ihn als den Beschützer Bosambos zu ärgern. Aber die Erhöhung der Steuern war eine andere Sache. Das war eine sehr ernste Angelegenheit, und er setzte sich sofort hin, um an seine vorgesetzte Behörde zu schreiben. Er wies auf die Folgen hin, die eine Erhöhung der Steuern bei diesen unzivilisierten Volksstämmen hervorrufen würde, und gab Mittel und Wege an, wie man die Einnahmen aus dem Gebiet vermehren könnte, ohne die einzelnen Leute zu sehr zu belasten. Zum Schluß seines Briefes brachte er zum Ausdruck, daß er sich keineswegs mit den Maßnahmen der Zentralverwaltung einverstanden erklären könne und sie für gefährlich und verfehlt halte.

„Während ich die übrigen Anregungen Euer Exzellenz gerne annehme, lehne ich jede Verantwortung für die neue Steuerbelastung ab.“

Als Antwort erhielt er ein sehr unfreundliches und unhöfliches Schreiben, das ihm in der amtlichen Dienstsprache mitteilte, er solle tun, was ihm aufgetragen sei.

„Da Ihrer Meinung nach infolge der Erhöhung der Steuern Unruhen entstehen könnten, so können Sie selbst alle nötigen Anordnungen dieserhalb treffen, ohne die Zentralverwaltung weiter davon zu benachrichtigen. Der Gouverneur ist aber der

Meinung, daß derartige Besorgnisse grundlos sind.“

Sanders war in einer schwierigen Lage. Durch strenge Dienstvorschriften waren ihm die Hände gebunden. Er wußte, daß der neue Gouverneur auf eigene Verantwortung hin handelte, und daß die Regierung zu Hause sehr kurzen Prozeß mit ihm machen würde, wenn sie von der Erhöhung der Steuern erfuhr.

Aber Sanders konnte sich unmöglich direkt mit Downing Street in Verbindung setzen. Es wäre unverzeihlich gewesen, hinter dem Rücken seines Vorgesetzten zu handeln. In jedem anderen Lande, in dem weiße Menschen wohnten, hätte ein Zeitungsberichterstatter die Sorgen und Bedenken, die Sanders hatte, zur öffentlichen Kenntnis bringen können, ohne daß der Amtmann persönlich dafür verantwortlich gewesen wäre. Das geschieht häufig. Aber die einzigen Weißen in Sanders' Gebiet waren drei Missionare, die Hunderte von Meilen entfernt saßen, ein Haussa-Captain und er selbst.

Sanders überlegte sich die Sache eine ganze Woche lang Tag und Nacht. Er hatte schon den Entschluß gefaßt, alle Regeln und Vorschriften zu durchbrechen, die Regierung von dieser falschen Maßnahme zu verständigen und seine Entlassung einzureichen.

Das entscheidende Telegramm war schon aufgesetzt, als ihm plötzlich ein guter Gedanke kam...

„So können Sie selbst alle nötigen Anordnungen dieserhalb treffen.“

Dieser Satz am Ende des Briefes des Gouverneurs fiel ihm ein. Langsam und nachdenklich zerriß er die Depesche in kleine Stücke und rief seine Ordonnanz, die schlafbrig draußen auf der Veranda hockte.

„Sage Yoka, daß er bei Sonnenuntergang die Kessel der ›Zaire‹ heizen soll. Nehmt Proviant und Vorrat für drei Wochen mit. Ich will ein Palaver mit den Gottesmännern abhalten.“

Als die Sonne lange Schatten warf, fuhr er ab.

Er mußte etwa fünfundzwanzig Meilen durch das Isisiland marschieren, bis er nach Konshinda kam.

Hier befand sich die Missionsstation der Jesuiten, und er fand dort Pater Wells, einen großen, hageren Mann von mittleren Jahren, der eben die Errichtung einer neuen Hütte beaufsichtigte.

Der Missionar war ganz in Weiß gekleidet, hatte graues Haar und ein glattrasiertes Gesicht. Er grüßte Sanders lächelnd, und sie gingen zusammen zu der kühlen Veranda des Missionshauses.

„Nehmen Sie Platz, Herr Amtmann“, sagte Pater Wells, nahm seinen weißen Tropenhut ab und zog eine kleine Pfeife hervor. Er schob Sanders einen Tabakkasten hin, aber dieser lehnte ihn höflich ab und steckte sich eine Zigarre an.

„Nun?“ begann der Pater. „Welche Beschwerden haben Sie? Haben Mitglieder meiner Gemeinde etwas Unerlaubtes getan? Oder ist dies eine Staatsvisite? In diesem Fall täte es mir leid, daß Pater Vettechi nicht hier ist, denn er liebt dergleichen.“

Er lachte vergnügt wie ein Mensch, der keine Sorgen hat.

„Ich habe die Absicht, Sie des Landes zu verweisen“, erwiederte Sanders ruhig.

Der Missionar sah schnell auf, und sein Lächeln wurde etwas gezwungen.

„Was hat das zu bedeuten? Doch nicht etwa eine neue Vertreibung der Jesuiten?“

„Ja, so etwas Ähnliches. Es ist allerdings schon lange her, daß ich jemand verfolgt habe.“

„Aber ich bitte Sie -“

Sanders erzählte die Geschichte von den neu aufgebürdeten Steuern. Er sprach sehr ernst und malte die Folgen in allen Einzelheiten lebhaft aus.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht“, entgegnete der Pater, „aber ich muß energisch dagegen protestieren, daß Sie mich den Fluß hinunterschicken wollen, obgleich ich weiß, daß Sie nur das Beste im Auge haben.“

„Ihr Protest wird einfach nicht angenommen“, sagte Sanders seelenruhig.

Mr. Wells war nun ängstlich besorgt.

„Dann muß ich nach England telegraphieren.“

„Ich werde Ihnen jede Erleichterung geben.“

Als Sanders die Station verließ, nahm er das Telegramm des Jesuiten mit sich, und als er wieder zum Fluß zurückkam, sandte er einen besonderen Boten an die Zentralverwaltung mit dem strikten Befehl, es sofort abzusenden.

Einen Tag später befand sich die ›Zaire‹ auf dem kleinen Fluß, der zu der baptistischen Missionsstation führt.

Mit äußerster Vorsicht fuhr der Amtmann etwa vierzig Meilen stromauf, denn es war nicht leicht, hier zu steuern. Unter der glatten Oberfläche des Wassers lagen viele Sandbänke. Diese waren noch verhältnismäßig harmlos, aber der Oberlauf des Tembolini führte durch weite Strecken dichten Urwaldes. Baumstämme fielen in das Wasser, wurden von der Strömung heruntergetrieben und setzten sich dann in den Sandbänken fest. Wehe dem Dampfer, der auf ein solches Hindernis auflief, denn diese zähen, schweren Mahagonistämme mit ihren starken scharfen Ästen mußten jedem Fahrzeug, das nicht die Größe eines atlantischen Dampfers hatte, gefährlich werden. Wenn ein kleines Dampfboot in voller Fahrt dagegenrannte, so schlitzten sie die Schiffswände und den Boden auf, selbst wenn sie noch so gut und fest gebaut waren.

In großen Zwischenräumen erschienen kleine Fischerdörfer am Ufer, denn dieser Teil des Isisgebietes liegt aus vielen Gründen abseits von dem Hauptlande. Die Ursache dieser Abtrennung ist wohl die Furcht der Leute vor M'shimba

M'shamba, dem grünen Teufel, der zur Nachtzeit die Wälder zerstört und den Niederlassungen der Menschen so gefährlich wird.

Sanders nützte seine Reisen immer so gut als möglich aus. Bei jedem Dorf hielt er eine Stunde an, sah nach dem Rechten und brachte alle Dinge in Ordnung, die seines persönlichen Eingriffs bedurften. Es war ein sehr böses Mordpalaver zu erledigen, zu dem er später zurückkehren mußte. Am Morgen des zweiten Tages kam er bei der Missionsstation der Baptisten an.

Hier hatte er mit ganz anderen Verhältnissen als bei den Katholiken zu rechnen. Der Missionar war ein kleiner Mann, der sich sehr wichtig vorkam, wie es manchmal die Eigentümlichkeit kleiner Menschen ist. Er war ein etwas angriffslustiger Gottesmann und besaß einen unzählbaren Geist.

Man trifft solche Leute überall an, aber merkwürdigerweise am häufigsten bei einer gewissen Art ausländischer Missionare. Ich will jedoch keineswegs verächtlich von diesen Männern und Frauen sprechen, die Leben und Gesundheit in Ausübung ihrer Pflicht opfern. Mr. Haggins von der Neuen Baptistischen Mission hatte aber diesen unzählbaren Geist.

In London war er ein ehrgeiziger Straßenprediger und radikaler Gegner der Regierung gewesen. Es war ihm gleichgültig, welche Partei im Augenblick am Ruder war. Sanders vertrat hier die Regierung, und er galt im allgemeinen als ein Gegner des Wortes Gottes und seiner Verbreiter. Er peitschte die Leute zur Strafe für ihre Vergehen und hängte sie nach kurzer Untersuchung auf, wenn sie schwere Verbrechen begangen hatten. Der Vorgänger von Mr. Haggins hatte den Amtmann wegen grausamer Taten öffentlich in den Zeitungen angegriffen. Die Besitzer der baptistischen Missionszeitung, die diese wilden und verdrehten Anklagen druckten, mußten dafür tausend Pfund Schadenersatz an Mr. Sanders zahlen. Und wenn Mr. Haggins jemals haarsträubende Dinge von Sanders nach

Hause berichtete, so erschienen sie doch auf keinen Fall im Druck.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Mr. Sanders“, sagte der Missionar mit zweifelhafter Höflichkeit, als der Amtmann an Land ging. „Ich habe verschiedene Angelegenheiten mit Ihnen zu besprechen. Besonders, was Ihre grausame Behandlung Baiibis angeht, der einer meiner eingeborenen Evangelisten ist.“

„Der soll nur seinen Mund halten“, erwiderte Sanders kurz. „Ihr Evangelist beschäftigt sich in seiner Mußezeit mit einigen Frauen der Akasava -“

„Das ist nicht wahr“, entgegnete Mr. Haggins grob.

Sanders sah ihn eigen tümlich an.

„Wenn Sie mich einen Lügner nennen, dann werde ich -.“ Er unterbrach sich selbst.

„Das ist nicht wahr!“ wiederholte Mr. Haggins noch heftiger als vorher. „Ich glaube unserem Bruder -“

„Diese Sache hat nichts mit meinem Herkommen zu tun. Ich wollte Ihnen mitteilen, daß Sie Ihre Missionsstation schließen und Ihr Hab und Gut zu meiner Residenz herunterschaffen müssen.“

Mr. Haggins war wie vom Donner gerührt.

„Meine - Missionsstation - schließen?!“

„Ja, das meine ich“, sagte Sanders barsch. „Es werden Unruhen unter der Bevölkerung entstehen wegen der neuen Steuern.“

„Aber ich will nicht gehen“, rief der Missionar wütend. „Das ist ein Übergriff, ein Verbrechen - Sie wollen meine ganze Tätigkeit ruinieren - ich werde die Sache nach England berichten, Mr. Sanders! Sie dürfen mir glauben, unsere Sache hat Freunde im Parlament -“

Er machte noch viele hitzige Bemerkungen in seiner Erregung.

„Wenn Sie ein Telegramm schicken wollen“, sagte Sanders ruhig und nahm seine ganze Geduld und Selbstbeherrschung zusammen, „so werde ich es gerne für Sie absenden.“

Der Amtmann machte noch andere Besuche und sprach auch bei Miss Glandynne vor, und auf jeder Station wurde er äußerst unfreundlich empfangen.

Mr. Harry Coleby, K. C. M. G., bewohnte ein herrliches weiß leuchtendes, palastähnliches Gebäude in einer ziemlich bekannten Stadt an der Küste. Es lag am Abhang eines großen Berges, und man schaute von dort auf die breiten, hauptsächlich von kohlschwarzen Negern bewohnten Straßen hinunter. Diese Leute sprachen englisch und titulierten sich ›Mr.‹.

Der Gouverneur war ein unersetzer Mann mit weißem Haar, einem stattlichen Schnurrbart und einem roten Gesicht. Er nannte sieh selbst ›den Mann am Platze‹.

Er arbeitete etwa wie ein Motor durch eine Reihe von Explosionen. Er explodierte bei seinem überlasteten Sekretär, er explodierte bei seinen Beamten, er explodierte bei jeder nur möglichen Gelegenheit, wenn ihn etwas hinderte oder ihm jemand in die Quere kam. - Er fluchte und schimpfte, und obwohl er erst sechs Monate an der afrikanischen Küste weilte, war er unbeliebt und verhaßt.

Amtmann Sanders und zahlreiche andere Kolonialbeamte, Inspektoren und Offiziere, die an diesem heißen Küstenstrich lebten, dachten täglich an ihn, und es erregte allgemeine freudige Überraschung, als in einer angriffslustigen, unverschämten Zeitung in Lagos zu lesen war, daß der Gouverneur das Klima in dieser Gegend nicht bekömmlich finde.

Eines Tages kam Sir Harry in sein Büro - es war der Morgen nach dem offiziellen Essen im Regierungsgebäude - und war wieder sehr aktiv. Auf seinem Tisch fand er Sanders' letzten Brief, der von der Einführung der neuen Steuern handelte.

„Wenn dieser Kerl noch einmal so frech wird, werde ich ihn zusammenpucken und nach England schicken!“ brüllte er und fluchte kräftig auf Sanders. „Schreiben Sie ihm -“, schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Eure Exzellenz unterbreche“, sagte der Sekretär. „Aber wäre es nicht besser, das Kolonialamt von dieser Änderung der Steuern zu benachrichtigen?“

Der Mann war ein Beamter, der sein ganzes Leben an der Westküste Afrikas zugebracht hatte; er kannte die Verhältnisse besser als die meisten anderen Sekretäre.

„Es wird nichts benachrichtigt“, erwiderte der Gouverneur wütend. „Ich regiere das Land hier, wie ich es für gut halte. Ich bin hier der Mann am Platze. Ich erhöhe die Einkünfte des Staates!“

„Es wird aber schwere Verwicklungen geben, Exzellenz“, entgegnete der Sekretär ruhig.

Sir Harry holte tief Atem. Dann wünschte er seinen Untergebenen, Sanders und alle Stämme seiner Kolonie zum Teufel.

Ein schwarzer Sekretär brachte ein Telegramm herein und überreichte es dem Gouverneur.

„Wieder so ein verfluchter Wisch! Entziffern Sie das verdammte Ding und kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen.“

Der Sekretär nahm das eng beschriebene Formular.

Es begann:

„Luftdicht, Transport, göttlich, Sonnenlicht, Meridian.“

„Luftdicht“ bedeutete ›dringend‹, ›Transport‹ hieß ›handeln Sie sofort‹. Das wußte er schon auswendig. Er setzte sich nieder und übertrug das Telegramm in offene Sprache.

Je weiter er mit Hilfe seiner beiden Codebücher kam, desto

besser wurde seine Stimmung. Als er seine Arbeit beendet hatte, legte er dem Gouverneur das Schriftstück vor. Es lautete:

„Dringend. Handeln Sie sofort. Missionsgesellschaften bei Regierung vorstellig geworden, daß ihre Stationen bei den Isisi, Akasava, Ochori, N'gombi auf Verfügung von Sanders geschlossen wurden. Soviel bekannt, fürchtet er Unruhen infolge neuer Steuern. Berichten Sie sofort Einzelheiten an Kolonialamt, bevor Sie neue Steuern erheben.“

Sir Harry Coleby soll vollständig starr und unbeugsam geworden sein, als er diese Mitteilung las. Er war nicht gewöhnt, von Downing Street Vorschriften zu erhalten, und behandelte das ganze Kolonialamt mit gutmütiger Verachtung. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß er tatsächlich einen Tobsuchtsanfall bekam oder ob das nur eine Übertreibung seines Sekretärs ist. Gewiß ist, daß er dem Staatssekretär des Kolonialamtes ein äußerst temperamentvolles Telegramm sandte. Es brachte der Leitung des Kolonialamtes in London wieder in Erinnerung, daß Sir Harry der Mann am Platze war, der keine Eingriffe in seine Amtsführung duldet. Sollte es aber jemand wagen, ihm etwas dreinzureden, dann - !

Sir Harry hatte früher schon einmal ein solches Telegramm geschickt, und der damalige Staatsekretär des Kolonialamtes hatte nachgegeben. Aber zum Schaden des Gouverneurs wurden die Geschäfte dieses Ministeriums jetzt von einem Mann mit unbeugsamem Willen geführt.

Am selben Abend um zehn Uhr erhielt der Gouverneur eine telegraphische Rückantwort.

Die Depesche war in offener Sprache verfaßt, aber es dauerte lange, bis er den Sinn der Worte erfaßt hatte.

„Ihr Nachfolger fährt am 9. des Monats ab. Übergeben Sie Ihre Geschäfte dem ranghöchsten Beamten, und kehren Sie mit dem nächsten erreichbaren Dampfer hierher zurück.

Chamberlain.“

XI. Die Gottesfrau

Dies ist eine Moralgeschichte. Man kann zu den Ländern gehen, die von den Schwarzen bewohnt werden, und kann dort einen zuverlässigen Sittenkodex kennenlernen. Denn die Kannibalen sind schwer zufriedenzustellen, obwohl sie unendlich bescheiden, auch einfach in ihrer Sprache, ihren Gedanken und ihren Gewohnheiten sind. Sie essen nur Menschenfleisch, weil sie diese Art Nahrung besonders lieben, und sind nicht besser oder schlechter als Vegetarier, die sich bei der Zusammenstellung ihrer Mahlzeiten gleichfalls wählerisch zeigen.

Die Eingeborenen haben ihre eigenen Gesetze und nehmen die Verpflichtungen ihrer Familie gegenüber ernst.

Es lebten einst zwei Knaben im Lande der Isisi in einem kleinen Dorf. Als ihr Vater starb, wanderten sie aus, um ihr Glück zu suchen. Der eine hieß M'Kamdina, der andere M'Kairi. M'Kamdina war abenteuerlustig, ging über die Grenze in das Land des Großen Königs und verkaufte sich dort in Leibeigenschaft.

Zu dieser Zeit war der Große König sehr berühmt, schon sehr alt und so mächtig, daß die englischen Gouverneure ihm höchstens milde Vorwürfe wegen seiner zügellosen Grausamkeiten machten.

M'Kamdina war ein kluger junger Mann, der Geduld besaß, auch wenn man ihn schlecht behandelte. Er hatte alle Eigenschaften, die einen guten Höfling auszeichnen, und es war deshalb nicht überraschend, daß er bald einen gehobenen Posten im Haushalt des Königs einnahm. Er saß zu seiner Rechten, wenn er speiste, und heiratete eine Frau des Königs, die dieser verabschiedet hatte.

M'Kamdina wurde reich und mächtig, und schließlich bekleidete er die Stelle des ersten Ministers und hatte Gewalt

über Leben und Tod in der Abwesenheit seines Herrn. Er reiste über Land und wählte Tanzmädchen für den König aus, da er in solchen Dingen einen guten Geschmack hatte. Er wurde durch große Geschenke belohnt.

So lebte er glücklich, kam vorwärts und war zufrieden.

Sein Bruder M'Kairi, der nicht so unternehmungslustig war, ließ sich in einem kleinen Dorf in der Nähe des Sumpfes der Geister nieder. Er arbeitete fleißig auf seinem Feld, aber er blieb ein armer Mann und konnte sich nur eine Frau leisten. Er säte und erntete und verdiente seinen Lebensunterhalt durch Handel mit Gemüse und Gartenerzeugnissen.

Die Nachricht von dem Glück seines Bruders erreichte auch ihn, und eines Tages kam trotz aller Verbote des Amtmanns das schöne, buntbemalte Kanu des Ministers des Großen Königs den Strom herunter und brachte Geschenke für den armen Bruder.

Sanders hörte davon und suchte auf einer Inspektionsreise M'Kairi auf.

„Ja, mein Herr, es war so“, sagte der Mann traurig. „Die reichen Gaben kamen von meinem Bruder, der ein Sklave ist. Er schickte mir Salz und Korn, Stoffe und Specklingen.“

Sanders schaute sich auf dem kümmerlichen Feld um, das M'Kairi bearbeitete.

„Und doch ist dies nicht der Garten eines wohlhabenden Mannes, auch sehe ich nichts von deinem feinen Tuch. Und wo sind die Frauen, die du dir mit dem Salz kaufen konntest?“

„O Herr, ich habe alles wieder zurückgeschickt, denn mein Herz ist traurig, daß mein Bruder ein Sklave ist, während ich ein freier Mann bin. Ich muß mich zwar auf den Feldern abquälen, aber ich bin doch frei. Und ich würde gerne mein Leben darum geben, wenn ich ihn loskaufen könnte.“

Er erzählte Sanders auch, daß er hatte anfragen lassen, um welchen Preis sein Bruder die Freiheit erlangen könnte. Zufällig

war Sanders gerade in der Nähe, als der Große König zum Scherz die Antwort zurück sandte, daß der Preis für M'Kamdina zehntausend matatakos betrüge, also zehntausend Messingstäbe.

Es ist nun eine rührende Tatsache, daß M'Kairi sieben lange Jahre im Schweiße seines Angesichtes arbeitete, seine Felder bestellte, verkaufte, kaufte und handelte, bis er tatsächlich zehntausend matatakos erworben hatte. Dann legte er sie in sein Boot und ruderte stromauf, bis er zum Wohnsitz seines Bruders kam.

Der Große König war belustigt, aber M'Kamdina schämte sich über die einfache Denkungsart seines Bruders.

„Kehre wieder heim mit deinen Stäben“, sagte er zu ihm. Er saß in seiner großen Hütte inmitten der Schar seiner lächelnden Weiber und Sklaven. „Gehe zurück, M'Kairi, mein Bruder, und wisse, daß es besser ist, Sklave im Haus eines großen Königs zu sein, als sich als freier Mann auf den Feldern zu plagen.“

M'Kairi fuhr traurigen Herzens zu seinem kargen Feld zurück. Drei Wochen später starb der Große König, und hier beginnt die Moral dieser Geschichte, denn nach alter Gewohnheit schlugen die Erben dem Hauptsklaven den Kopf ab, als der Große König auf der Torenbahre lag, und begruben M'Kamdina mit seinem Herrn, damit er seiner Seele in einem anderen Lande dienen könne.

Der Sohn des Großen Königs kam zur Regierung und starb später eines gewaltsamen Todes.

„Stoff für eine schöne Sonntagsschulgeschichte“, sagte der Haussa-Captain zu Sanders.

„Hm!“ brummte der Amtmann, der nicht den Wunsch hatte, Material für fromme Traktate zu liefern.

„Ein närrischer Kauz, dieser alte König“, meinte der Offizier nachdenklich, „und sein Nachfolger war noch verdrehter. Haben Sie ihn nicht aufgehängt?“

„Ich habe es vergessen“, erwiederte Sanders kurz. „Wenn Ihre niederträchtigen Soldaten etwas mehr wert wären, brauchte ich nicht soviel Leute aufzuhängen - was gibt es?“

Eine Ordonnanz stand in der offenen Türe, die zu dem Quartier des Haussaoffiziers führte.

„O Herr, hier ist ein Brief“, sagte der Mann. Sanders nahm den beschmutzten Umschlag aus der Hand des Soldaten. Die Adresse war arabisch geschrieben.

„An den Herrn Amtmann, der in der Stadt wohnt, wo der Fluß am breitesten ist, in der Nähe des Meeres. Zwei Fahnenmaste erheben sich dort, und man kann viele Soldaten sehen. Reise schnell, mein Brief, und möge Gott mit dir sein.“ „Wer hat das gebracht?“

„Ein Arabi, wie sie im oberen Lande Handel treiben.“ Sanders riß den Brief auf und sah zuerst nach der Unterschrift. Das Schreiben kam von Ahmed, einem zuverlässigen Leiter seines geheimen Nachrichtendienstes.

Sanders überging die phrasenreiche Einleitung, in der Ahmed die Vorsehung und all ihre Werkzeuge anflehte, dem Hause des Amtmanns Glück zu bringen.

„Ich muß dir aber dieses schreiben, obgleich ich mein Gesicht verhülle, wenn ich von einer Frau deines Hauses spreche.“

Sanders überging diese Anspielung, die den Namen einer unschuldigen Missionarin mit seinem verknüpfte.

„Von dieser Gottesfrau, die zur Zeit am Strom wohnt, kommen viele Nachrichten, und manche sagen, daß sie in der Nacht weint, weil kein Akasava den Gotteszauber lernen will.

Und von einer Isisfrau, die ihre Dienerin ist, habe ich gehört, daß sie in ihr eigenes Land zurückgehen möchte, aber sie schämt sich, weil nur so wenige etwas von dem neuen Gott wissen wollen. Sie hat auch Fieber. Ich sende diesen Brief durch einen Arabi, meinen Freund, den ich zu meinem Boten gemacht habe,

und der fünf Tage lang nach einem Akasava suchte, der Ziegen gestohlen hatte.“

Sanders lachte verzweifelt.

„Dieses junge Mädchen bringt mich noch ins Grab!“ sagte er.

Noch in derselben Stunde fuhr er zu ihrer Missionsstation den Fluß hinauf.

Miss Glandynne war noch wohlauf, obgleich sie sehr blaß und müde aussah. Anscheinend war sie sehr froh über Sanders' Ankunft.

„Es war sehr gut von Ihnen, zu mir zu kommen“, begann sie. „Ich wurde schon etwas mutlos und war eigentlich halb entschlossen, nach England zurückzukehren.“

„Dann wünschte ich, daß ich nicht gekommen wäre“, erwiderte Sanders aufrichtig.

Sie lächelte. „Das ist nicht hübsch von Ihnen, Mr. Sanders.“

„Hübsch! Sehen Sie einmal hierher.“

Er nahm seinen Tropenhelm ab und zeigte auf sein kurzgeschnittenes Haar.

„Können Sie das sehen?“

Sie schaute neugierig hin, aber sie sah nur ein braungebranntes Gesicht und zwei ruhige graue Augen, die einen so merkwürdigen Kontrast zu dieser Hautfarbe bildeten, daß sie fast hellblau erschienen.

Und sie sah den hageren Kopf, die gerade, dünne Nase, das feste Kinn und das kurze Haar.

„Was soll ich denn sehen?“ fragte sie unschuldig.

„Meine grauen Haare?“ entgegnete Sanders grimmig.

Sie runzelte die Stirne.

„Es ist aber sehr schwer, überhaupt Haare zu entdecken. Wollen Sie, bitte, den Kopf ein wenig zur Seite wenden? Ja, jetzt sehe ich etwas, das vielleicht grau sein könnte.“

„Sie sind wirklich grau“, sagte Sanders lächelnd. Er konnte verbauter mit ihr sprechen als jemals mit einer anderen weißen Frau.

„Und was bedeuten sie?“

„Sorgen - Sorgen um Sie! Großer Gott, haben Sie denn immer noch nicht genug von diesem schrecklichen Volk? Ich glaube, ich muß mein halbes Leben damit zubringen, den Fluß hinauf und hinunter zu fahren, um die Leute im Zaun zu halten, die Sie abschlachten wollen! Miss Glandynne, Sie können doch nicht auf Sand bauen, Sie können doch nicht im Wasser ein Fundament errichten!“

„Glauben Sie, daß religiöse Erziehung einen gewissen Grad von Zivilisation voraussetzt?“

„Ja, so etwas Ähnliches. Warten Sie einmal. Der Mann, der in Ihrem Garten arbeitet, ist doch einer von Ihren Bekehrten?“

Sie nickte.

„Er ist meine größte Hilfe, er geht in die entfernten Dörfer und hält dort Gottesdienste ab.“

„Wie heißt er denn?“

„Kombolo.“

Sanders rief den kräftigen, gutmütig aussehenden Eingeborenen herbei.

„Kombolo“, sagte er, „man hat mir erzählt, daß du ein guter Gottesmann bist.“

„O Herr, das ist so“, erwiderte der Mann strahlend, „denn ich habe den heiligen Geist in mir, so daß ich wundervolle Dinge reden kann.“

„Du gehst auch in viele Dörfer?“

„Ja, dort predige ich das Wort, o Herr.“

„Gehst du denn auch zu den Leuten, die in dem Walde der glücklichen Träume leben?“ fragte Sanders ruhig.

Der Mann schauderte.

„Nein, o Herr.“

„Warum nicht?“

Kombolo trat unruhig mit den Füßen hin und her und stand schließlich vor Erregung nur auf einem Bein.

„O Herr, in diesem Walde hausen Teufel und Geister, wie du doch weißt.“

„Besuchst du auch einmal die Leute im N'gombiwalde?“ fragte Sanders unschuldig.

Wieder zitterte der Mann.

„Nein, Sandi, denn dort wandert M'shimba M'shaba durch die Wälder.“

Die Missionarin folgte ihrer Unterhaltung mit wachsendem Argwohn.

„Wer ist denn M'shimba M'shaba?“ fragte sie.

„Der große, grüne Teufel, der zur Nachtzeit wandert“, erwiderte Sanders freundlich. „Er ist schrecklich.“ Kombolo nickte heftig mit dem Kopf.

„Das ist gewißlich wahr, Mamma“, sagte er ernst, „ich selbst habe ihn sogar schon gesehen.“ Sie schaute ihn entsetzt und überrascht an.

„Aber Kombolo“, entgegnete sie traurig, „du weißt doch, daß es solche Dinge wie Teufel überhaupt nicht gibt.“ Kombolo war etwas verwirrt.

„Herrin, es ist ganz gewiß, daß es Teufel gibt, denn lesen wir nicht von ihm - dem bösen Teufel, dem alten Widersacher - der unser Herz mit sündigen, bösen Gedanken erfüllt?“

„Das ist doch etwas ganz anderes“, begann sie hilflos.

„Ein Teufel ist ein Teufel“, sagte Kombolo nachdenklich, „und obwohl es nur einen Teufel in deinem Lande geben mag, so haben wir doch hier viele Teufel. Denn du hast mir doch

selbst gesagt, o Herrin, daß es in diesem Lande viele Fliegen und viele Tiere gibt, die du in deinem eigenen Lande niemals gesehen hast. So müssen also auch viele Teufel hier sein, obwohl es ja möglich ist, daß sie nicht so mächtig sind wie der große Teufel, den das weiße Volk hat.“

Sanders entließ ihn mit einem Kopfnicken und saß sinnend da, während Ruth Glandynne diesen neuen Tatsachen gegenüber machtlos war.

„Nun?“ fragte er schließlich.

„Sie machen mir das Leben nicht leicht.“

Sanders entdeckte zu seinem Schrecken, daß sie nahe am Weinen war.

„Es ist wirklich nicht recht, daß Sie Zweifel in Kombolos Seele säen - es ist schon so schwer genug, gegen den Aberglauben anzukämpfen -“

„Aber -“, widersprach Sanders aufgeregt.

„- gegen den Aberglauben und die Unkenntnis anzukämpfen, die durch amtliche Autorität noch bestärkt werden -“

Sie unterdrückte ein Schluchzen.

„Aber Miss Glandynne -“

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollen - ich soll nach Hause fahren, ich mache Ihnen zuviel Mühe und Sorgen, Sie bekommen meinetwegen graue Haare, und Sie müssen all Ihre Zeit für mich opfern! Aber ich werde hier bleiben!“

Sie erhob sich und stampfte heftig mit dem Fuß auf.

„Werden Sie doch nicht zornig -“

„Ich bin nicht zornig -“

„Seien Sie auch nicht ärgerlich -“

„Ich bin nicht ärgerlich! Ich weiß, daß ich ungeeignet für das Werk bin, und es war auch niemals meine Absicht, selbst Missionsarbeit zu treiben. Ich bin hierhergekommen, um den

Leuten als Krankenpflegerin zu helfen. Und wenn ich gewußt hätte, daß ich allein arbeiten sollte, wäre ich überhaupt nicht herausgegangen.“

„Dann gehen Sie doch wieder heim“, sagte Sanders eifrig. „Kehren Sie zu dem Leben zurück, das für Sie paßt. Ich werde Pater Wells bitten, hierherzukommen und Ihre Station zu übernehmen.“

„Wie? Einen Katholiken?“ rief sie verächtlich.

„Ach, ist er katholisch?“ Sanders kümmerte sich überhaupt nicht um Konfessionen. „Das hatte ich ganz vergessen.“

„Außerdem habe ich ja nichts zu übergeben. Ich bin nun fast ein Jahr hier, und der einzige Mann, den ich bekehrt habe, glaubt an grüne Teufel. O Mr. Sanders!“

Sie setzte sich auf einen Stuhl und trocknete ihre Tränen.

„Mein Gott!“ sagte Sanders und zog sich schleunigst zurück.

Am Abend sah er sie wieder. Sie war ruhiger und schien eher auf seine Vernunftgründe hören zu wollen.

„Machen Sie noch drei Monate lang einen weiteren Versuch“, schlug er vor. „Das ganze Land ist ein wenig in Aufruhr geraten, seitdem Sie hierhergekommen sind. Ich kann wohl verstehen, daß es Ihnen schwerfällt, Ihren Mißerfolg zuzugeben.“

Sie hielt den Atem an.

„Sie sind natürlich nicht selbst daran schuld“, fuhr Sanders schnell fort. „Es sei ferne von mir, das zu behaupten. Aber es wäre doch sicher ganz anders, wenn Sie auf einen gewissen Erfolg hinweisen könnten -“

„Das ist ganz richtig“, erwiderte sie kurz. Als sie einsah, daß sie doch ein wenig unhöflich gewesen war, lächelte sie, obgleich Tränen in ihren Augen standen.

„Ich fürchte, ich bin zu weltlich für Missionsarbeit. Ich gebe mich nicht mit dem Bewußtsein zufrieden, mein Bestes getan zu haben, ich will auch gleich Erfolge sehen.“

Sanders war erstaunt und klopfte ihr gutmütig auf die Hand.

Zu seiner größten Verwunderung aber erzählte er ihr die Geschichte von den beiden Brüdern, die einen großen Eindruck auf sie machte.

„Das ist die beste Moralgeschichte für Missionsarbeit, die ich jemals gehört habe“, sagte sie.

„Ich werde morgen abfahren“, entgegnete er, nachdem er sich heimlich selbst verflucht hatte. „Ich gehe nach Lukalela, um ein Palaver abzuhalten, weil dort eine Frau geschlagen wurde. Später muß ich nach Norden.“

Er erwähnte nicht, daß er aus bestimmten Gründen die Ochori besuchen wollte. Es war überhaupt bezeichnend für ihn, daß nie jemand das Ziel seiner Reise kannte. Er stand gewöhnlich neben dem Steuermann und gab durch einen Wink seiner Hand an, wohin er fahren und welchen Kurs der Dampfer nehmen sollte.

Wenn er es wollte, bog die ›Zaire‹ nach links oder nach rechts ab, oder sie fuhr in gerader Richtung bis zum Abend den Strom entlang, wenn er den nächsten Holzstapelplatz erreichen wollte.

Spät am Nachmittag, bevor der Abend hereinbrach, hielt er an einer solchen Stelle. Vor einem Jahr hatte er hier zehn große Bäume fällen lassen, die inzwischen ausgetrocknet waren. Zwei Stunden war die Mannschaft der ›Zaire‹ mit Sägen und Holzhauen beschäftigt, dann wurde der Vorrat auf dem Weldeck aufgeschichtet.

In der Nacht setzte Sanders seine Reise fort. Der große Scheinwerfer leuchtete auf, als er den elektrischen Strom einschaltete, und ein blendend weißer Lichtstreifen zeigte dem Schiff den Weg im Dunkeln.

Sorgfältig suchte dieses große, nimmermüde Auge das Wasser ab und erspähte alle Sandbänke und Untiefen.

Um Mitternacht ließ Sanders Anker werfen, um selbst ein wenig zu schlafen.

Am nächsten Nachmittag erreichte er die Stadt der Ochori und hatte eine kurze Unterredung mit Bosambo.

Schon am Abend fuhr er wieder nach Lukalela ab.

Bosambo hielt mit Ausnahme der Tage, an denen der Koran Arbeit und Vergnügen verbot, jeden Morgen Gericht ab. Er selbst kannte den Koran allerdings nur ungenügend, aber seine Frau war eine treue Anhängerin des Propheten und hatte ihn zu einem gehorsamen, wenn auch sorglosen Gläubigen gemacht.

Während des Ramadan arbeitete Bosambo nicht, sondern fastete in der Einsamkeit des Waldes. Er hatte aber am vorhergehenden Tage genügend Vorrat an Speise und Trank dorthingebracht, um über die kritischen vierundzwanzig Stunden hinwegzukommen. Es machte ihm Vergnügen, seiner Frau etwas zuliebe zu tun, aber es war keineswegs seine Absicht, dabei selbst zu leiden.

An dem Morgen nach Sanders' Besuch saß Bosambo auf einem Stuhl, den ihm der Amtmann geschenkt hatte. Dieser Stuhl schillerte in Rot, Grün, Gelb, und auch die Farben waren eine Gabe von Sanders, obwohl ihm diese Tatsache unbekannt war. Der Ochorihäuptling hielt wieder Gericht und sprach Recht in den kleinen Streitfällen seiner Leute.

„O Herr Bosambo“, sagte ein schmächtiger, junger Mann aus einem entfernteren Dorf, „ich bringe dir Salz zur Rechtsprechung.“ Das bedeutete: „Ich bin so sicher, daß ich die Mahlzeit bekomme, daß ich das Salz dazu mitbringe.“

„Sprich, mein Bruder, du sollst dein Recht haben.“

„O Herr, ich habe zwei Frauen. Die eine kaufte ich von ihrem Vater für drei Felle, die andere kam zu mir nach dem großen Akasavakrieg. Nun hat die Frau, die ich kaufte, Schande über mich gebracht, denn sie hat einen Liebhaber. In den Tagen vor deiner Zeit, o Herr, war es Brauch, sie zu töten; aber nun lacht sie, und auch andere Frauen lachen, wenn sie geschlagen werden, und fahren in ihrem sündigen Treiben fort.“

„Bringe mir die Frau.“

Der junge Mann zog eine hübsche Frau von sechzehn Jahren heran. In ihren Augen lag ein trotziger Ausdruck, und sie zeigte sich nicht im mindesten eingeschüchtert.

„Weib“, sagte Bosambo streng, „obwohl dir nach Sandis Befehlen und meinem Willen keine Todesstrafe droht, gibt es doch genug Wege, dich zu rechtem Tun zurückzubringen. Ich habe im Wald der Träume ein Gefängnis gebaut, wo zur Nachtzeit die Teufel hinkommen, und dieser Platz scheint mir der richtige Aufenthalt für dich zu sein.“

„O Herr“, rief sie mit keuchendem Atem, „ich fürchte mich!“

„Aber ich will dich noch nicht dorthin schicken, denn ich liebe mein Volk. Du wirst zu der Gottesfrau gehen, die in Mosunkusu wohnt, und du wirst alles tun, was sie dir sagt. Du sollst ihr erzählen, daß du gekommen bist, um den neuen Gotteszauber zu lernen. Und du wirst auch all die merkwürdigen Dinge tun, die sie von dir verlangt. Du wirst die Augen schließen und zu gewissen Zeiten Amen sagen.“

„O Herr, ich will alles tun!“

„Das wird auch gut für dich sein.“

Der nächste Fall war ziemlich kompliziert. Ein Mann forderte von seinem Nachbarn Ziegen für geleistete Arbeit.

„Denn er sagte mit seiner bösen lügenrischen Zunge: ,Wenn du mir ein Jahr lang beim Fischen hilfst, will ich dir die ersten Jungen meiner Ziegen nach der Regenzeit geben.‘“

Der Streit drehte sich vor allem um die Worte ›nach der Regenzeit‹, denn es zeigte sich, daß die Ziegen schon vorher geworfen hatten.

„Das ist ein schwieriges Palaver“, meinte Bosambo, „und ich brauche Zeit, um Sandis Rat einzuholen. Inzwischen gehst du, Kalo, zu der Gottesfrau nach Mosunkusu. Ebenso du“, wandte er sich an den andern. „Dort sollt ihr den neuen Gotteszauber

lernen und alles tun, was sie wünscht. Ihr sollt ihr auch sagen, daß ihr gekommen seid, um von ihrer Weisheit zu lernen. Im Laufe der Zeit wird mir dann klarwerden, wer von euch beiden recht hat.“

Und alle Streitigkeiten, die Männer und Frauen ihm vortrugen, schlichtete er durch die Lösung: Strafe oder ein Leben in Demut auf der Missionsstation bei der Gottesfrau. Aber einige murrten gegen diese Entscheidung.

„O Herr, ich will nicht gehen“, sagte ein Mann heftig, „denn diese Gottesfrau spricht schlecht von meinem Gott und meinem Ju-Ju, und ich will auch den neuen Gotteszauber nicht kennen.“.

„Bindet ihn an einen Baum“, erwiederte Bosambo ruhig, „und schlagt ihn, bis er Amen sagt.“

Der Unglückliche wurde tatsächlich an einen Stamm gefesselt, und die Rhinocerosspeitsche Bosambos schwirrte durch die Luft. Sie fiel einmal, zweimal, aber ehe sie das drittemal niedersauste, schrie der Mann ängstlich und laut „Amen!“ Er wurde wieder befreit und trat seine Pilgerfahrt nach Mosunkusu an.

Nachdem das Palaver beendet war, ging Bosambo mit seinem ersten Ratgeber Olomo, einem klugen Mann, durch die Straßen des Ortes.

„O Herr“, sagte Olomo kopfschüttelnd, „diese neue Art zu regieren gefällt mir nicht, denn es ist nicht gut, daß die jungen Leute der Ochori nach Mosunkusu gehen -“

Bosambo blieb stehen und sah ihn nachdenklich an.

„Du hast recht, Olomo“, entgegnete er freundlich, „es ist nicht gut, daß nur junge Leute dorthin kommen. Du magst sie begleiten, damit sie sich nicht beschämt fühlen.“

„Herr, das ist nicht mein Wunsch!“ rief der alte Mann aufgeregt.

„Aber es wäre mir lieb, wenn du mir Nachricht von meinen

Leuten brächtest. Du könntest sie auch lehren, da du so weise bist, wie sie ihre Augen schließen und nach gewissen Worten Amen sagen müssen. Auch könntest du dafür sorgen, daß sie nicht fortlaufen.“

„Bei Ewa, ich werde nicht gehen!“ sagte Olomo leidenschaftlich.

„Bei Ewa, du wirst gehen! Oder ich will dich bei deinem Bart packen, du alter Ziegenbock, und dich durch das ganze Dorf schleifen.“

„Ich bin dein Sklave“, murmelte Olomo demütig und ging zitternd zu seiner Hütte, um die Vorbereitungen für seine Reise nach Mosunkusu zu treffen.

Sanders mußte länger in Lukalea bleiben, als er erwartet hatte, und dann wurde ihm ein Ausbruch von Schlafkrankheit in einem inneren Dorfe gemeldet, so daß seine Anwesenheit dort notwendig wurde.

Endlich kam er wieder zur Missionsstation. Er war gespannt und hoffte, daß alles gut gegangen war, aber er war auch ein wenig besorgt.

Er stieg ans Ufer und ging den kleinen Pfad entlang und schritt durch den Garten, den Miss Glandynne für sich angelegt hatte. Sie kam ihm halbwegs entgegen, blühend und strahlend vor Glück.

Sanders gab es einen Stich durchs Herz.

„O Mr. Sanders!“ Sie streckte ihm beide Hände zur Begrüßung entgegen. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, Sie wiederzusehen. Ich habe Ihnen wundervolle Neuigkeiten zu berichten!“ Sanders wurde rot und fühlte sich äußerst unbehaglich.

„Ach wirklich?“ war alles, was er hervorbringen konnte.

Nun erzählte sie ihm, welche seltsamen Dinge sich zugetragen hatten, und wie ihre kleine Gemeinde so schnell gewachsen war,

daß es fast an Wunder grenzte, wie die Lehre des Christentums sich verbreitet hatte, und Pilger nicht nur einzeln, sondern zu vieren und fünfen zu ihr kamen, jeden Tag, ohne Ende, Männer und Frauen, alte und junge Leute.

„Das ist tatsächlich ungewöhnlich“, erwiderte Sanders. „Nun haben Sie hoffentlich auch nichts dagegen, daß Ihre Station einem anderen Missionar übergeben wird -“

„Ich soll meine Station einem anderen überlassen?“ rief sie entsetzt. „All diese armen Leute im Stich lassen? Nein, niemals werde ich mein Gewissen mit einer so bösen Tat belasten!“

Sanders fiel nicht in Ohnmacht, als er ihre Worte hörte.

„Aber - aber - wollen die Leute denn hierbleiben?“

„Zuerst machten sie große Schwierigkeiten, aber nachdem ich ihnen die Geschichte von den beiden Brüdern erzählt hatte, wurden sie ganz willig und sahen den Vorteil ihrer Lage vollkommen ein.

„Ach so!“ sagte Sanders. Er nahm sich zusammen und ging wieder zu seinem Boot zurück.

Bosambo ließ sich in seinem Kanu den Fluß hinunterrudern, um mit dem Amtmann zu sprechen und ihm seine Sorgen zu klagen.

„O Herr“, sagte er traurig, „ich wußte nicht, daß dieses neue Palaver meinem Volk so gut gefallen würde. Nun habe ich die Blüte meines Stammes zu der Gottesfrau geschickt, und die Leute wollen nicht wieder zurückkommen.“

„Es ist vom Schicksal bestimmt“, erwiderte Sanders.

Sie hatten sich mitten im Strom getroffen. Als sich die ›Zaire‹ gerade nach Süden wenden wollte, war Bosambos Boot herangekommen. Nun standen die beiden Männer an Deck und schwiegen. Ihr Plan war mißglückt.

Vom Ufer her kam Gesang - die Missionarin hielt den Abendgottesdienst für ihre Gemeinde ab.

Das Lied war jetzt zu Ende. Es trat eine Pause ein, und dann tönte es laut im Chor: „Amen!“

„Amen!“ wiederholte Bosambo bitter. „Und denke dir, o Herr, ich selbst habe ihnen dieses Wort beigebracht!“

XII. Ein Speerfabrikant

Nördlich vom Lande der Akasava, auf dem linken Ufer des Isisstromes liegt ein wahrer Wald von Elefantengras. Hier versammeln sich in der Kühle des Abends die Flußpferde, um miteinander zu spielen und sich nach Herzenslust herumzuwälzen. Auch die Böcke und die kleinen, aber gefährlichen wilden Büffel kommen hierher, um zu baden und zu trinken. Viele Meilen dehnt sich hier der Dschungel ohne Unterbrechung aus, und es erhebt sich kein Baum und kein Hügel hinter dem grünen Vorhang, um anzudeuten, wie das dahinterliegende Land beschaffen ist.

Es ist sumpfiges Gebiet, und in der Mitte liegt eine Insel, die man nur auf besonderen Pfaden erreichen kann. Nur wenige Akasava kennen diese Wege.

Keine Geheimgesellschaft hütet ihre Geheimnisse so eifersüchtig wie diese ›Hüter des Wasserweges‹.

Dieses Wissen wird nur in einer Familie vererbt und ist nur den männlichen Mitgliedern bekannt. Man sagt, daß einmal eine Frau durch Zufall den Wasserweg entdeckte - denn es gibt klares Wasser in diesem Irrgarten von hohem Gras - und ihn unwissentlich verriet. Ihre eigenen Brüder und nächsten Verwandten sollen sie dann ergriffen und ertränkt haben. Dies muß aber schon calacala - vor sehr langer Zeit - geschehen sein, bevor der scharfäugige und schnell handelnde Amtmann Sanders ins Land kam.

Dem Uneingeweihten mag es scheinen, daß der geheime Wasserweg von nicht allzu großer Bedeutung war. Aber die besten Fische kamen in diesen Winkel, und die Familie hatte besonderen Vorteil dadurch.

Aber Sanders entdeckte, daß das Marschland eine gewisse strategische Bedeutung hatte, denn es trennte das Land der Akasava von dem Isisgebiet. Es machte plötzliche Überfälle

unmöglich, wie sie zwischen benachbarten Stämmen mit aneinanderstoßenden Grenzen vorkommen. Es konnten sich auch keine Verbrecher dort verbergen, und aus diesem Grund allein hatte er alles Interesse daran, daß die Hüter des Wasserweges ihr Geheimnis bewahrten.

Sanders hielt sich im Lande der Akasava auf, und zwar in einem Dorf in der Nähe des Marschlandes, als ein unglückliches Ereignis eintrat.

Es lebte eine Frau an der Grenze, die an den alten Häuptling Likilivi verheiratet war. Dieser Mann war nicht nur der Häuptling des Dorfes, sondern auch das Oberhaupt der Familie, die das Geheimnis des Wasserweges hütete. Er war angesehen, aber alt.

Nun wissen alle Leute, daß die Waffenschmiede, die Speerklingen herstellen und auch andere Schmiedearbeiten machen, gewöhnlich N'gombileute sind.

Sie sind geborene Handwerker, tüchtig und geschickt in jeder Beziehung. Aber sie sind auch große Diebe, und einmal stahlen sie einen kleinen Amboß von der »Zaire«, den sie schnell in Speerklingen und Eisengefäße umwandelten, bevor der Verlust an Bord bemerkt wurde.

Und doch war Likilivi, ein Akasavaman, der berühmteste Speermacher am ganzen Strom. Er war so bekannt, daß Jäger und Krieger aus allen Teilen des Landes kamen, um von ihm zu kaufen. Sein Vater und sein Großvater hatten auch schon Speere gemacht, aber diese waren lange nicht so scharf und hart wie die Waffen, die Likilivi in seiner großen Werkstatt fertigte. Er arbeitete außerordentlich schnell mit seinen beiden Söhnen, so daß er reich und mächtig wurde.

Aber er war alt, zu alt für seine junge Frau, die ihn von Anfang ihrer Ehe an gehaßt, so sehr gehaßt hatte, daß ihr Herz beinahe gebrochen wäre.

Sie lief ihm fort, wurde jedoch zurückgebracht und

geschlagen. Sie setzte sich hin, um einen Ausweg zu finden, während von der naheliegenden Hütte das dauernde Hämmern und Klopfen ertönte. Likilivi und seine beiden erwachsenen Söhne schmiedeten Speerspitzen.

Wenn man ein Stück Glas, das nicht größer ist als eine Daumenspitze, in einem Mörser zerkleinert, bekommt man mit der Zeit ein feines, weißes Pulver, das man leicht in die Speisen mischen kann, obwohl es sich nicht in Flüssigkeiten auflöst.

Man muß sehr geduldig dabei sein und viel Zeit haben, um dieses Pulver in der richtigen Weise herzustellen, aber M'ciba hatte alle Zeit, die notwendig war, um dieses Mittel zu bereiten, das ihr die Freiheit bringen sollte.

Eines Nachmittags kam der alte Likilivi von seiner Arbeitshütte ein wenig verärgert zurück, weil ein unschuldiger Dorfbewohner, der einige arithmetische Kenntnisse besaß, ihn gefragt hatte, wie so wenige Leute so viele Speerspitzen herstellen könnten.

Er war an sich schon mürrisch und griesgrämig, und diese peinliche Frage machte ihn nicht liebenswürdiger.

„Die Sonne ist zu mir gekommen“, hätte sein junges Weib höflich sagen sollen, als er zu ihr in die Hütte trat, wo sie Korn zerkleinerte. Das weiße Pulver, den Mörser und den Stoßkolben aus Eisenholz hatte sie versteckt.

Aber sie sagte nichts.

„Wenn du nicht zu mir sprichst“, sagte Likilivi scharf, „werde ich dir das Genick brechen.“

Aber sie sprach nicht.

Sie ging ihrer Arbeit nach und bereitete ihm eine Mahlzeit von Maniok und Fisch und mischte eine genügende Menge des feinen weißen Pulvers dazu.

Der alte Häuptling aß, sprach mit sich selbst und schaute böse zu ihr hinüber.

Als er fertig war, schlug er sie, nur weil es ihm gefiel, sie zu schlagen, und legte sich dann zur Ruhe.

Während der Nacht wachte er auf und bemerkte, daß sie nicht an seiner Seite lag, wie es ihre Pflicht war. In dem düsteren, roten Schein des Feuers sah er, daß sie an der Seite der Hütte saß, den Rücken gegen die Wand gelehnt. Sie hatte ihre Hände um die Knie geschlungen und beobachtete ihn ernst.

„M'ciba“, keuchte er, und kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, „ich habe die Krankheit Mongo.“

Sie erwiderete nichts, und er sagte auch nichts mehr.

Eine Stunde später bedeckte sie ihren Körper mit Asche und Staub, setzte sich vor die Hütte und wehklagte. Die Dorfbewohner erwachten, eilten hinzu und fanden Likilivi dem Tode nahe. Sein Gesicht war schmerzverzerrt.

Seine ungewöhnlich kräftige Natur und die Anwendung eines drastischen, aber wirksamen Eingeborenenmittels retteten ihm jedoch das Leben. M'ciba hatte zu früh gejammert.

Es dauerte viele Wochen, bis sich Likilivi wieder vollständig erholte. Aber er hatte keinen Verdacht geschöpft. Sobald er sich wieder wohl fühlte, nahm er den geschmeidigen Schaft seines Jagdspeeres und verprügelte M'ciba.

„Du bist ein dummes, törichtes Weib“, sagte er, „sonst hättest du eher um Hilfe gerufen, und ich wäre schneller wieder gesund geworden.“

Sie ertrug es geduldig, da sie wußte, daß sie härtere Strafe verdient hatte. Aber ihr Haß wuchs.

Die Behandlung, die ihr der Mann zuteil werden ließ, war ein Skandal im ganzen Dorf. Denn die Eingeborenen sind von Natur aus gutmütig, und es ist weder gebräuchlich noch gehört es zum guten Ton, seine Frau zu schlagen.

Doch eines Tages beging M'ciba ihre größte Fahrlässigkeit. Likilivi, sein Vetter und seine Söhne schickten sich an, einen

ihrer regelmäßigen Besuche auf der Insel im Marschland zu machen. Das war jedesmal eine große und wichtige Sache, die unbedingt geheimgehalten werden mußte. Viele Fische wurden in Netzen gefangen, und verschiedene andere merkwürdige Dinge geschahen. Man könnte glauben, daß diese geheimnisvollen Vorbereitungen töricht und grundlos gewesen seien, zum Beispiel das Opfern von Hühnern und dergleichen. Aber Likilivi und seinen Verwandten war das alles äußerst wichtig. Man konnte auch noch eine Reihe anderer Maßnahmen beobachten. M'ciba erhielt zufällig Kenntnis von dem beabsichtigten Besuch und sprach mit einer Frau darüber. Das war unverzeihlich und gegen jede Tradition. Likilivi ordnete eine öffentliche Auspeitschung an, um die Ehre seines Hauses zu wahren.

Eines Abends bei Sonnenuntergang versammelte sich eine große Menschenmenge. Likilivi saß auf seinem Stuhl, während seine Söhne M'ciba festhielten. Der Häuptling hatte eine Peitsche in der Hand.

„Weib“, sagte er, „ich tue dies, damit alle Welt wissen soll, wie schamlos du die Ehre meines Hauses verletzt hast. Siehe...“

So weit war er gekommen, als sich eine Gasse unter den Zuschauern öffnete und ein lebhafter Mann näher trat. Er trug einen weißen Anzug, einen breiten Tropenhelm und wirbelte einen Ebenholzstock in der Hand.

Likilivi geriet in große Verwirrung.

„Mein Herr Sandi“, erklärte er bestürzt, „diese Frau ist mein Weib, und ich will sie wegen ihrer Verfehlungen öffentlich auspeitschen.“

Sanders sah ihn unfreundlich an.

„Laßt dieses Weib sofort los“, erwiderte er, und die beiden Söhne des Häuptlings gehorchten sogleich.

„Es scheint mir“, sagte er zu dem verlegenen Likilivi, „daß du alt und böse bist. Und wenn ich einen Mann über andere als

Häuptling setzte, dann wünsche ich, daß er so lebt, daß alle gewöhnlichen Leute sagen: „Siehe, so lebt unser Herr, und so sollen auch wir leben.“ Wenn der Häuptling aber einen schlechten Lebenswandel führt, dann beträgt sich auch sein ganzes Dorf schlecht. Du bist für mich kein Häuptling mehr.“

„O Herr“, entgegnete der alte Mann zitternd, „wenn du mir meine Würde nimmst, so werde ich vor Scham sterben.“

„Das werde ich gewißlich tun, ebenso werde ich dich auspeitschen lassen, wenn du dieser Frau noch einmal etwas zuleide tust.“

Sanders war es ernst mit dem, was er sagte, denn er richtete sich nur nach dem Gesetz, ohne Ansehen der Person.

Er nahm M'ciba beiseite.

„Sei freundlich zu diesem Mann, der dein Gatte ist, und denke daran, daß er alt ist und bald sterben wird.“

„O Herr, ich bete täglich um seinen Tod“, erwiderte sie leidenschaftlich.

Sanders sah sie scharf an.

„Bete meinetwegen“, sagte er barsch, „aber mische kein zerstoßenes Glas in sein Essen, sonst werde ich schnell kommen, und dann wirst du sehr traurig sein.“

Sie zitterte und schaute ihn entsetzt an.

„Du weißt alles, o Herr“, rief sie atemlos.

Sanders versuchte nicht, sie eines Besseren zu belehren. Der Glaube an seine Allgewalt war ein zu wertvoller Besitz.

„Du wirst in Zukunft nicht mehr geschlagen werden.“

Man hatte ihr die Kleider abgenommen, und er konnte die Spuren der Grausamkeit ihres Mannes sehen.

Sanders schickte die Leute zu ihren Hütten zurück - einige waren bei seiner Ankunft schon von selbst schleunigst verschwunden. Mit Likilivi sprach er ein paar ernste Worte.

„Häuptling, ich hätte Lust, dir eine tüchtige Tracht Prügel zu geben.“

„Ich bin ein alter Mann“, sagte Likilivi furchtsam, „Um so schlimmer ist es, daß du diese junge Frau geschlagen hast.“

„O Herr, sie sprach mit anderen Weibern über das Geheimnis des Wasserweges.“

„Wenn ich noch mehr von diesem Geheimnis höre, werde ich mit meinen Soldaten herkommen, und wir werden das Gras abschneiden, bis wir euer Geheimnis gelöst haben.“

In seinem ganzen Leben hatte Likilivi noch keine so schreckliche Drohung vernommen, denn das Geheimnis des Wasserweges war sein heiligstes Gut.

Sanders lachte vor sich hin, als er mit der ›Zaire‹ den Fluß hinunterfuhr. Diese kindischen Geheimnisse belustigten ihn, sie gehörten nun einmal zu dem Leben dieses Volkes. Wenn auch die Tatsache bestehen blieb, daß das Marschland ein undurchdringliches Gelände zwischen den Gebieten der Isisi und der Akasava war, so hatte es jetzt doch seine Bedeutung als Vorbedingung des Friedens eingebüßt und war nicht mehr so wichtig wie in den schlimmen Kriegsjahren früherer Zeiten.

Sanders' Reise war in gewissem Sinne eine Erholungsfahrt.

Er wollte zu den N'gombi, um dort eine Untersuchung vorzunehmen und den Leuten eine Lehre zu erteilen.

›N'gombi‹ heißt ›Wald‹. Als Stanley zum erstenmal das Innere des großen Landes betrat, hörte er ständig von einer N'gombistadt, die fabelhafte Reichtümer bergen sollte, aber erst nach mehreren vergeblichen Expeditionen entdeckte er die wahre Bedeutung des Wortes.

Trotz dieses Namens leben aber verschiedene Stämme der N'gombi am Großen Strom. Sie sind ganz brauchbare Fischer, dennoch behalten sie eine charakteristische Eigentümlichkeit bei, die sie von allen Flußleuten unterscheidet. Sie können

nämlich nicht schwimmen.

Sanders' Ziel war die eine N'gombistadt, die am Strom lag, und er wußte im voraus, daß sein Palaver wenig befriedigend ausfallen würde.

Lange bevor er den Ort erblicken konnte, sah er den Rauch der N'gombifeuer. Die Männer dieses Stammes sind tüchtige Schmiede.

Als er sich umwandte, um dem Steuermann Anweisungen zu geben, hörte er, daß Abiboo dem Mann am Steuerrad eine Bemerkung in Bomongo zurief, und daß beide lachten.

„Was war das?“ fragte Sanders.

„O Herr, ein Scherz“, erwiderte Abiboo. „Ich sprach von den N'gombieuten, denn es gibt hier am Strom ein Sprichwort, daß die N'gombikrokodile fett sind.“

Die Pointe dieses Witzes wird dem Leser nicht ohne weiteres klar sein, aber Sanders verstand sie sofort.

Die N'gombistadt hieß Oulu, aber die Eingeborenen ringsum haben ihr einen längeren Namen gegeben, der etwa soviel heißt wie >die Stadt der Sinkenden<.

Sanders nickte.

Außergewöhnliches Unglück verfolgte die Einwohner dieses Ortes. In den letzten vier oder fünf Jahren waren über zwanzig Leute im Fluß ertrunken.

Männer waren am Abend zum Fischen ausgefahren, und am Morgen hatte man ihre umgeschlagenen Boote gefunden. Die Leute selbst waren verschwunden, und man nahm an, daß ihre Leichen von der schnellen Strömung fortgetrieben worden waren. Es ging aber auch eine Legende unter den Eingeborenen, daß sie in einer geheimen Vorratskammer der Krokodile unten auf dem Flußbett lagen.

Sanders kam hierher, weil erst kürzlich wieder ein neues Unglück geschehen war, das den Tod dreier Männer verursacht

hatte.

Er ließ die ›Zaire‹ in seichtes Wasser fahren und erreichte das Land.

Der Häuptling des Ortes kam an das Ufer, berußt und von der Arbeit erhitzt, um den Amtmann zu begrüßen. Er trug den flachen Hammer noch in der Hand. Jammernd sprach er über das Schicksal seiner Leute und beklagte vor allem den Tod der drei guten Eisenschmiede, die vor kurzem ertrunken waren.

„Männer, die ins Wasser gehen, sind töricht“, sagte er, „denn ist es nicht natürlich, daß nur Fische und diese Akasavahunde dort etwas zu suchen haben?“

„Das ist kein gutes Palaver“, erwiderete Sanders streng. „Hunde sind Hunde, und Menschen sind Menschen. Deshalb sprich anständig von anderen Stämmen in meiner Gegenwart, oder es geht dir schlecht.“

„Mein Herr Sandi“, entgegnete der Mann bitter, „diese Akasava werden uns noch Hungers sterben lassen, besonders der Häuptling Likilivi.“

Es war ein alter Streit zwischen den beiden Dörfern. Die N'gombi hielten sich von der Vorsehung dazu berufen, alle Schmiedearbeit zu liefern, die von den Stämmen der Umgegend gebraucht wurde.

„Denn du weißt doch, o Herr“, fuhr der Mann fort, „daß in dieser Gegend schwer Eisen zu bekommen ist.“

Sanders erinnerte sich sofort an den von der ›Zaire‹ gestohlenen Amboß und nickte.

„Es dauert auch lange Jahre, bevor die jungen Männer die Kunst lernen, das Eisen zu biegen, und bevor sie wissen, wie es erhitzt und gekühlt, geschlagen, geformt und gehämmert werden muß.“

„Das weiß ich alles.“

„Und wenn wir nicht genügend Salz und Messingstäbe für

jede Speerklinge bekommen, dann müssen wir verhungern, weil...“

Es war die Geschichte, die so alt ist wie die Welt, daß jede Arbeit ihres Lohnes wert ist. Die N'gombi hatten ihre Speerklingen stets mit gutem Gewinn verkauft.

„Früher haben wir viel verdient, so daß wir reich waren, weil wir für jede Handvoll Salz, die wir aßen, zwei Handvoll für die Speerklingen bekamen, die wir machten. Nun aber, o Herr, werden nur wenig Waffen von den N'gombis gekauft und viele von Likilivi, weil er sie billiger gibt.“

Sanders seufzte gelangweilt.

„In anderen Ländern ist es auch nicht anders. Und die Leute halten dort auch lange Palaver - genau wie du, N'kema. Trotzdem weiß ich keinen Ausweg.“

Er besichtigte die Stadt und nahm zwei mündliche Bittgesuche entgegen. Einmal wurde er darum gebeten, einem Mann die Freiheit wiederzugeben, der Regierungseigentum gestohlen hatte (es handelte sich um den bewußten Amboß). Zum zweiten wurde er ersucht, eine Ehe aufzulösen, und diese Bitte gewährte er auch. Er blieb in der Stadt und hielt in den kühlen Abendstunden ein Palaver ab, in dessen Verlauf er den Einwohnern die Notwendigkeit vor Augen führte, schwimmen zu lernen.

„Zwanzig Mann sind nun ertrunken, aber bis jetzt hat noch niemand eine Lehre daraus gezogen. Ich sage euch: Geht entweder überhaupt nicht aufs Wasser oder lernt, euch im Wasser zu bewegen wie die Isisi, die Ochori und die Akasava.“

Nach dem Abendessen sandte er wieder nach dem Häuptling, da er in einer guten Stimmung war.

„Ich habe über diese Sache mit den Speeren nachgedacht. Likilivi kann doch trotz all seiner Tüchtigkeit nicht so viele Speere machen, daß er euch großen Abbruch tun könnte.“

„O Herr, ich spreche die Wahrheit“, sagte der Mann mit Nachdruck.

„Aber die Leute hier sind doch alle Jäger und brauchen viele Waffen“, erwiderte Sanders erstaunt.

„O Herr, wenn die ganze Welt Speere brauchte, würde Likilivi sie auch liefern können.“

Das war nun sicherlich eine Übertreibung, aber Sanders überging sie. Er entließ den Mann und dachte in seiner Einsamkeit weiter über die Sache nach.

Likilivi war ein alter Mann. Sicherlich war es nicht recht von ihm, seine junge Frau so roh zu behandeln, obwohl sie ihm vor dem ganzen Volk Schande bereitet hatte. Sanders hatte ihn öffentlich getadelt und ihm gedroht, das Geheimnis des Wasserweges zu lösen - das war die tiefste Beleidigung.

Likilivi überlegte sich in aller Ruhe, wie er M'ciba töten könnte, ohne daß Sanders erfähre, wie sie ums Leben gekommen war. Es gab viele Wege, er konnte das Weib leicht verschwinden lassen. Wenn Nachforschungen angestellt werden sollten, konnte er die Sache leicht erklären.

Er kam aus seiner Werkstatt zurück und fand sie in ihrer Hütte, die er abseits für sie hatte errichten lassen, denn sie war nicht länger eine Frau, die in seinem Hause wohnen durfte.

Das war für die meisten Frauen eine böse Strafe, aber die kleine M'ciba empfand es als eine Wohltat. Sie schaute erschrocken auf, als er sich bückte, um in die Hütte einzutreten.

„M'ciba, mein Weib“, sagte er mit gezwungenem Lächeln. „Du sitzt den ganzen Tag hier, wie ich weiß, und ich fürchte, daß du die Krankheit Mongo bekommst. Denn es ist nicht gut für junge Leute, Sonnenlicht und frische Luft zu meiden.“

Sie erwiderte nichts, sondern sah ihn nur erwartungsvoll an.

„Es wird gut für dich sein, wenn du einmal auf den Strom fährst. Obwohl mein Herz sich wegen deiner Undankbarkeit

grämt, wünsche ich doch, daß es dir wohl geht. Nimm mein kleines Boot und gehe für mich auf den Fischfang.“

„Und wenn ich dann keine Fische bringe, wirst du mich schlagen“, sagte sie, denn sie gab sich keinen Illusionen wegen seiner Großmut hin.

„Bei meinem Herzen und meinem Leben“, schwor er, „das werde ich nicht tun, denn ich wünsche nur, daß du gesund bleibst. Wenn du an Krankheit stirbst, wird Sandi schlecht von mir denken.“

So kam es denn, daß M'ciba Fischerin wurde. Sie war am Fluß groß geworden und mit dem Leben auf dem Wasser vertraut. Sie machte gute Fänge, und ihr Mann war zufrieden.

„Du sollst mir einen großen Fisch fangen“, sagte er eines Abends Zu ihr, „wie ihn nur wenige Fischer finden - ich meine Baba, den Vater aller Fische.“

„O Herr“, erwiderte sie verdrießlich, „ich weiß nicht, wo solche Fische zu finden sind.“

Er feuchtete seine dünnen Lippen an und strich über seinen kleinen, grauen Bart.

„Ich, Likilivi, weiß es“, entgegnete er langsam. „Diese Fische kommen im Dunkel der Nacht zu dem geheimnisvollen Platz. Und wenn der Neumond aufgegangen ist, sollst du mit deinem Boot an die Stelle fahren, wo das hohe Elefantengras steht, das mein Marschland verbirgt. Dort wirst du einen solchen Fisch fangen. Und wenn du ihn nicht fangen kannst, so werde ich dich auch nicht schlagen, denn diese Fische sind sehr schlau.“

Als die Nacht sank, trug sie Speise und Trank in das kleine Kanu. Likilivi half ihr dabei.

„Sag niemand, daß du ausruderst, um diesen großen Fisch zu fangen“, schärzte er ihr ein, „damit nicht die anderen Leute des Dorfes entdecken, wo er sich aufhält, und ihn für sich selbst fangen.“

Der Mond war schon aufgegangen, als sie abstieß. Sie ruderte nahe am Ufer und hielt sich im seichten Wasser, bis sie außer Sehweite des Dorfes war. Dann fuhr sie mit ihrem Boot mitten auf den Strom, wo er eine große Biegung um das kleine Stück Land macht, das den Beginn des geheimnisvollen Marschlandes bezeichnet.

Wieder suchte sie seichtes Wasser auf und ruderte dann langsam zu dem Platz, den ihr Likilivi angegeben hatte.

Sie sah ein Flußpferd hochaufgerichtet im Schlamm stehen, und einmal kreuzte sie den Weg einer Flußpferdmutter, die ein Junges auf ihrem Rücken trug.

M'ciba hielt ihr Boot an und wartete, bis sie vorbeigeschwommen war, denn ein Flußpferdweibchen mit einem Jungen fühlte sich leicht angegriffen.

Schließlich war sie an der bezeichneten Stelle angekommen. Das Wasser war hier ruhig und fast ohne jede Strömung. Sie warf ihre Angelschnüre aus und wartete.

Langsam und unmerklich trieb sie dem Ufer zu. Nirgends war hier ein Anzeichen von festem Boden zu sehen. Das grüne Elefantengras wucherte im Wasser. Einmal war ihr Boot den raschelnden, hohen Halmen schon zu nahe gekommen, so daß sie ihr Ruder nehmen mußte, um es wieder einige Meter davon abzustoßen.

Dann glaubte sie, ein Rascheln im Schilf zu hören. Aber es ging ein leichter Nachtwind, und sie achtete nicht weiter darauf.

Sie zog die Schnüre ein, steckte wieder kleine Silberfische als Köder auf die Angelhaken und warf sie aufs neue aus.

Das Geräusch, das sie dabei machte, übertönte das leise Knacken eines Enterhakens, der aus dem hohen Gras geworfen wurde.

Sie fühlte, daß ihr Boot wieder in das Schilf hineintrieb, und sie ruderte; aber zwei starke Arme ergriffen das Kanu. Bevor sie

die Gefahr erkannte, war es ganz in das Schilf gezogen. Eine Hand faßte an ihre Kehle und erstickte ihren Schrei.

„Weib, wenn du einen Laut von dir gibst, werde ich dich töten“, flüsterte ihr jemand zu. Sie erkannte den älteren Sohn ihres Mannes an der Stimme.

Er stieg aus dem Dunkel in ihr Boot - sein eigenes Fahrzeug mußte er im Stich gelassen haben - und brachte mit starken Ruderschlägen das Kanu immer weiter in das hohe Schilf. Sie konnte kein Wasser sehen. Dichter Pflanzenwuchs umgab sie, und als sie die Hände ausstreckte, konnte sie auf beiden Seiten Grashalme fühlen.

Sie kamen immer tiefer in das überschwemmte Marschland, und während ihr Stiefsohn ruderte, sagte er ihr ganz offen, welches Leben ihr bevorstand.

Sie trug ein kleines Dolchmesser bei sich, das von einem gefärbten breiten Gürtel aus geflochtenem Grase verborgen war. Aus gewissen Gründen führte sie diese Waffe immer mit sich.

Behutsam zog sie es aus der Scheide von Schlangenhaut, lehnte sich vor und legte ihre andere Hand auf den nackten Rücken des Ruderers.

„Röhre mich nicht an, Frau“, sagte er drohend über die Schulter hinweg, „Ich fürchte mich“, erwiderte sie und zog ihre Hand nicht fort, sondern legte einen Finger auf jede Rippe.

Dann stieß sie gewandt das lange, dünne Messer zwischen ihren Fingern hindurch.

Wortlos glitt er ins Wasser, und sie legte sich weit auf die andere Seite über, um ein Kentern des Bootes zu verhüten.

Mit einem dumpfen Geräusch fiel sein Körper hinab. Sie wartete einige Zeit, ob er wieder auftauchen würde. Aber er gab kein Lebenszeichen mehr von sich, obwohl sie hinunterschaute. Das Dolchmesser hielt sie noch in der Hand.

Sie ruderte den Weg zurück, den sie gekommen war.

Das Geheimnis des Wasserweges lag nur darin, die Stelle zu finden, wo das seichte Gewässer und der Fluß zusammenstießen.

Sie war beinahe in Sicherheit, als sie plötzlich ein Geräusch hörte und anhielt. Sie konnte hinter sich die Ruderschläge eines anderen Bootes und das Rascheln von Gras vernehmen.

Mit schnellen, leisen Schlägen brachte sie ihr kleines Boot ganz aus der bewachsenen Bucht heraus und kam gerade zum Strom, als der Mond sich hinter dem N'gombiwald verbarg. Sie hielt sich im Schatten des Dschungels und fuhr schnell nach Norden.

Sie war nicht zu sehen, wer auch immer diese geheimnisvollen Ruderer sein mochten. Hätte sie sich alles in Ruhe überlegt, so hätte sie sich sicher fühlen können. Aber das war nicht ihre Sache, denn sie war nur eine Isisfrau, deren ganzes Denken sich um Liebhaber und dergleichen drehte. Ihr Atem kam und ging in schnellen Stößen, während sie angestrengt ruderte. Sie fuhr am hohen Gras entlang, bis sie an den Beginn der Bucht kam, die den Eingang zum Marschlande bildete.

Als sie diesen Punkt erreicht hatte, lenkte sie kühn mitten in den Strom. Sie schaute sich um, konnte aber nichts Genaues unterscheiden. Sie bemerkte nur Ungewisse Schatten.

Ihre Nerven waren überreizt, und sie war dem Zusammenbruch nahe, als sie plötzlich vor sich etwas auftauchen sah und entsetzt die Ruder senkte.

Ein Dampfer kam auf sie zu, aus dessen Schornstein Feuerfunken sprühten. Und ein breiter, heller Lichtschein fiel auf das Wasser, als ob das Schiff mit einem Fühler den Weg durch das Dunkel suchte.

M'ciba atmete schnell und keuchend, denn die Strömung hatte sie mitten in den Lichtkegel getragen.

Sie hörte Sanders' Stimme aus der Finsternis hinter dem Licht,

und sie vernahm das Klingeln des Maschinentelegrafens, der die »Zaire« nach rückwärts brachte.

Likilivi glaubte mit derselben Überzeugung an die Unzugänglichkeit des Marschlandes, mit der er an M'shimba M'shaba und andere merkwürdige Götter glaubte.

„Die Frau ist tot“, sagte er zu seinem Sohn. „Und dein Bruder ist auch tot, denn M'ciba war ein böses Weib und besaß große Kräfte.“

Er zweifelte nicht im mindesten daran, daß die beiden irgendwo tot in den Tiefen der Lagune lagen.

Die Dorfbewohner nahmen die Nachricht von dem Ertrinken M'cibas mit philosophischer Ruhe auf und stellten keine weiteren Nachforschungen an.

„Ich will diese Sache Sandi berichten“, meinte Likilivi.

„Vater“, erwiderte sein Sohn, „Sandi fuhr in der Nacht, in der M'ciba umgebracht wurde, hier vorbei. Es war vor sechs Nächten, denn die Leute, die beim Fischen waren, sahen sein Teufelslicht.“

„Um so besser“, entgegnete Likilivi.

Es waren noch andere Todesfälle im Marschland vorgekommen, denn Sklaven, die Ketten an den Beinen tragen, geschlagen werden und außerdem noch nachts arbeiten müssen, damit der Rauch ihrer Feuer bei Tage keinen Verdacht erweckt, werden leicht von Krankheit befallen.

Likilivi fuhr mit seinem überlebenden Sohn und zwei Vetttern aus, um neue Arbeiter zu suchen.

Drei Nächte warteten sie an der Ecke des Marschlandes, und in der vierten wurde ihre Wachsamkeit belohnt, denn zwei Männer ruderten sorglos in einem Boot heran und zogen Fischnetze hinter sich her.

Sie sangen ein N'gombilied von einem Jäger, der sich auf einen Akasavaspeer verlassen hatte und sein Vertrauen mit dem

Tode büßen mußte.

Likilivi, der in die Dunkelheit hineinlauschte, verfluchte sie heimlich.

Das Boot war dicht beim hohen Gras, als der Sohn des Häuptlings den an einer Schnur befestigten kleinen Enterhaken warf, und das Kanu schnell in das Schilf hineinzog.

Zwei Boote fuhren nahe heran.

„Ihr kommt mit uns oder ihr seid des Todes!“ sagte Likilivi.

„Herr, wir gehen mit euch“, erwiderten die N'gombileute sofort.

Sie mußten in das Boot des Häuptlings hinübersteigen und all ihre Habseligkeiten mitnehmen. Dann wurde ihr Fahrzeug von den Insassen des anderen Kanus in Empfang genommen, hinausgerudert, umgekippt und der treibenden Strömung überlassen.

Der Häuptling wartete, bis sie zurückkamen, dann wandten sich die beiden Boote dem Innern des Marschlandes zu.

Eine Stunde lang fuhren sie die gewundene Fahrrinne entlang, bis die Spitze des ersten Kanus schließlich auf festen Grund auflief.

Sie waren auf der Insel. Beißender Rauch lag in der Luft, und die Gefangenen hörten den monotonen Klang von Stahl auf Stahl.

Likilivi trieb sie auf einem engen Pfad eilig vorwärts, der plötzlich in einer Lichtung endete.

Beim Schein vieler Feuer sahen die Gefangenen, was hier vorging.

Zwei große, lange Hütten mit niedrigen Dächern standen hier. Sie waren sehr stark und fest gebaut und ruhten auf dicken Pfählen. An jeden Pfahl war mit einer langen Kette ein Mann gefesselt. Sie war um sein Bein geschmiedet und gab ihm die Möglichkeit, in der Hütte zu schlafen und an dem Feuer vor der

Hütte zu arbeiten.

Zwölf verzweifelte Männer saßen hier und hämmerten Speerklingen für Likilivi. Jeder von ihnen war ein geschickter N'gombischmied, der zu Likilivis Vorteil zum Schein vertrunken war.

„Hier werdet auch ihr sitzen“, sagte Likilivi zu den beiden schweigenden Beobachtern, „und wenn ihr arbeitet, werdet ihr zu essen bekommen, und wenn ihr nicht arbeiten wollt, werdet ihr geschlagen.“ - „Ich verstehe“, sagte einer der beiden Gefangenen.

Es lag etwas Merkwürdiges im Ton seiner Stimme, etwas Trockenes und Drohendes. Likilivi trat einen Schritt zurück und zeigte seine Zähne wie ein bissiger Hund.

„Legt ihnen sofort die Ketten an“, befahl er. Aber seine Verwandten rührten sich nicht, denn der Gefangene hatte das Tuch von seinem Arm fallen lassen und hielt eine Pistole in der Hand.

Auch Likilivi sah es, er faßte sich aber schnell.

„Du bist einer von Sandis Spionen“, sagte er heiser. „Nun schwörst ich dir, daß ich dich reich machen und dir viel wertvolles Elfenbein und kostbare Dinge schenken werde, wenn du schweigst.“

„Das kann ich nicht tun“, erwiderte der Mann.

Likilivi betrachtete jetzt das braune Gesicht näher und sah plötzlich, daß dieser N'gombimann graue Augen hatte, und daß er drohend lächelte, genau wie es Sandi tat, wenn er einen Mann in das Dorf der Ketten schickte, um ihn dort für seine Verbrechen büßen zu lassen.

XIII. Der fromme Pilger

Abiboo meldete Sanders, daß ein Arabi gekommen sei, um ihn zu sehen. Araber sind selten an der Küste, obwohl gewisse dunkelhäutige Männer mit semitischem Aussehen sich diesen Ehrentitel beilegen.

Der Amtmann trat auf die Veranda hinaus und erwartete, einen Kanuneger zu finden. Er war überrascht, als an der Ecke ein Mann von echt maurischem Typus hockte. Der Fremde hatte die Hände über den Knien gefaltet und war in einen tadellos weißen Djellab gehüllt.

„Bist du von Marokko?“ fragte Sanders auf Arabisch, „oder von Dakka?“ Der Mann nickte.

„Die Leute von Dakka sind Hunde“, sagte er mit der singenden Stimme eines berufsmäßigen Märchenerzählers. „Ein Mann, der der Vetter meiner Mutter ist, stahl zwanzig Duros aus meinem Hause und kehrte in einem Küstenboot nach Dakka zurück, bevor ich ihn fangen und schlagen konnte. Ich hoffe, daß er ermordet wurde und seine ganze Familie mit ihm. Bismillah! Gott ist gut und gerecht!“

Sanders hörte ihm zu, denn er wußte, daß die Tangerleute große Erzähler sind.

„Ich achte nicht darauf, ob ein Mann von der Ali- oder Sufisekte ist. Es gibt Diebe unter beiden.“

„Warum kommst du denn hierher?“

„Ich kannte einmal einen Mann, der an der Ecke eines großen Marktes saß.“ (Sanders ließ ihn seine Geschichte auf seine eigene Weise erzählen.) „Und all die Landleute, die ihr Gemüse und ihre Holzkohlen auf den Markt brachten, küßten den Saum seines Gewandes und gaben ihm Almosen.“

Er war ein alter Mann mit einem langen weißen Bart, und er bewegte die Perlen seiner Gebetsschnur in seinem Schoß, wenn

er die Suren des Korans hersagte.

Es gab keinen Mann in Tanger, der nicht den Saum seines Djellabs geküßt und ihm nicht wenigstens fünf Centimes gegeben hatte. Nur ich habe es nicht getan.

Wenn die Leute aus entfernten Dörfern kamen, ging ich in die Nähe der Tür seines kleinen, weißen Hauses und beobachtete, wieviel Geld er einnahm.

Eines Tages, als die Sonne sehr heiß schien und ich mich noch müßig umhergetrieben hatte, nachdem der letzte Besucher gegangen war, winkte mich der Haj zu sich heran. Ich trat näher zu ihm und setzte mich auf den Boden vor ihn hin.

Er sah mich an, sprach kein Wort und strich seinen Bart langsam mit der Hand. Lange Zeit saß er so, und seine Augen suchten meine Seele.

,Mein Sohn‘, sagte er schließlich, ,wie heißt du?‘

,Abdul Azrel‘, erwiderte ich.

,Abdul‘, fuhr er fort, ,viele Leute kommen und bringen mir Geschenke, aber du hast mir noch nichts gegeben.‘

,Bei Gott und seinen Propheten‘, schwor ich, ,ich bin ein armer Mann, der oft huntern muß; ich habe keine Freunde.‘

,Alles, was du mir erzählst, sind Lügen‘, sagte der heilige Mann. Dann schwieg er wieder. Aber nach einer Pause begann er wieder zu reden.

,Sagst du auch deine Gebete, Abdul?‘

.Viermal an jedem Tag‘, antwortete ich.

,Du sollst deine Gebete viermal am Tage sagen, aber jeden Tag sollst du an einer anderen Stelle beten.‘ Dabei winkte er so mit der Hand.“

Abdul Azrael bewegte seine Hand langsam von einer Seite zur anderen.

Sanders interessierte sich für den Mann.

„Nun -?“ fragte er.

Abdul machte eine eindrucksvolle Pause.

„Nun wohl, gütiger und edler Herr“, fuhr er dann fort, „von diesem Tage an bin ich durch die ganze Welt gezogen und habe immer an neuen Orten gebetet, denn ich bin verflucht von dem heiligen Mann, weil ich ihn belogen habe, und eine innere Stimme treibt mich immer weiter. O Herr, ich bin von Damaraland nach Mogador, von Mogador nach Ägypten und von Ägypten nach Sansibar gewandert.“

„Das ist ja sehr schön“, meinte Sanders. „Du hast eine Zunge wie Honig und eine Stimme wie Seide. Es steht aber geschrieben in der Sure des Djinn: ‚Die Wahrheit ist rauh, und die Lüge kommt sanft. Laß den vorüberziehen, der da lieblich spricht‘.“

Sanders erlaubte sich manche Freiheiten, wenn er den Koran zu Hilfe nahm, wie dieses Zitat beweist.

„Gebt ihm zu essen“, sagte Sanders zu seiner Ordonnanz. „Später will ich ihn auf seinen Weg schicken.“

Kurze Zeit darauf ging der Amtmann zu den Quartieren der Polizeitruppe hinüber und unterbrach den Haussaoffizier bei seinen Studien. Captain Hamilton hatte ein großes Buch vor sich liegen und las über Arsen nach, erstens als Heilmittel gegen Wechselfieber, zweitens als ein Gift, mit dem man sich leicht aus dem monotonen Leben an der Küste ins bessere Jenseits befördern kann.

Sanders konnte außerordentlich gut sehen und erkannte die Zusammenhänge auf den ersten Blick. Er lächelte.

„Wenn Sie nicht in der nächsten Stunde etwa Selbstmord verüben wollen, möchte ich Sie gern mit dem originellen Ewigen Juden von Tanger bekannt machen.“

Hamilton klappte sein Buch geräuschvoll zu, steckte sich eine Zigarette an und blies das Streichholz sorgfältig aus.

„Entweder habe ich mich überarbeitet, oder ich habe ohne Tropenhut in der Sonne geangelt“, meinte er und schaute zur Decke seiner Hütte empor.

Sanders ließ sich in einen Sessel nieder und nahm sein Zigarrenetui heraus.

Er überging die vorwurfsvolle Bemerkung des Haussaoffiziers und erzählte die Geschichte von Abdul Azrael.

„Er ist ein malerischer Bettler. Er hat davon gesprochen, daß er den Strom hinaufreisen will, um Afrika bis nach Uganda zu durchqueren.“

„Lassen Sie ihn nur ruhig stromauf fahren“, erwiderte Hamilton. „Soweit ich Ihre Leute hier im Lande kenne, kann er ihnen im Lügen nichts mehr beibringen. Aber vielleicht kann er sie einen besseren Stil lehren, den haben sie durchaus nötig.“

Abdul Azrael fuhr mit dem Gepäckboot ab, das Regierungsgüter nach den Isidisörfern zu bringen hatte.

Es war eine Periode der Ruhe am Großen Strom eingetreten, und das Leben ging gemächlich dahin. Sanders mußte Berichte vorbereiten (was ihm in innerster Seele verhaßt war), er hatte Meldungen aus den äußeren Bezirken seines Gebietes zu prüfen, er mußte Strafen bestätigen, die seine Häuptlinge verhängt hatten und er mußte angeln.

Einmal fuhr er den Strom hinauf, um ein größeres Palaver abzuhalten. Es handelte sich dabei um eine Sache, die der neue König der Akasava nicht allein entscheiden konnte. Das war aber auch die einzige Unterbrechung des eintönigen Lebens. Ein neuer Gouverneur war jetzt am Ruder, ein zielbewußter Mann, der seine wichtigste Aufgabe darin sah, seinen Untergebenen bei der Ausübung ihrer Amtspflichten möglichst freie Hand zu lassen.

Sanders beendete das Palaver bei den Akasava und gab ein alle Parteien beruhigendes Urteil ab. Dann machte er sich wieder auf den Heimweg. Er war zufrieden und in bester

Stimmung, denn er hatte ein gutes Gewissen, und es erwartete ihn keine rückständige Arbeit.

Bei Sonnenuntergang verließ er die Stadt der Akasava und fuhr zu seiner eigenen Bequemlichkeit während der Nacht. Der Fluß ist in dieser Gegend sehr breit und tief, weder Sandbänke noch seichte Stellen bereiten dem Steuermann Schwierigkeiten. Um fünf Uhr passierte er Chumbiri.

Er hatte keinen Grund zu der Annahme, daß in Chumbiri nicht alles gut stand, er wollte deshalb auch nicht dort anhalten, sondern nur im Vorbeifahren einen Blick hinüberwerfen. Im Morgengrauen kamen sie an den Ort, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Sanders stand auf der Kommandobrücke der »Zaire« und sah den düsteren Schein eines Feuers am fernen Ufer. Er fuhr mitten im Strom, und der Fluß ist an dieser Stelle von Ufer zu Ufer zwei Meilen breit. Es war Zwielicht, als er das Dorf rechts liegen ließ, aber lange, bevor er an die scharfe Biegung kam, die Chumbiri seinen Blicken entzog, war es heller Tag geworden.

Man lernt im großen Afrika, sich nach allen Seiten umzublicken. Gewohnheitsmäßig schaute zum Beispiel Sanders noch einmal zurück, bevor er dem Steuermann mit einem leichten Kopfnicken das Zeichen gab, nach links abzudrehen. Als er aber nach rückwärts sah, runzelte er die Stirne. Er konnte den kleinen Ort gut überschauen: Drei gerade Reihen von Hütten lagen an einem Abhang, und hohe Isisipalmen säumten die Straßen ein.

„Wende wieder um“, befahl er dem Steuermann.

Der kleine Dampfer neigte sich über, als die schnelle Strömung ihn mitschiffs packte, richtete sich langsam wieder auf, und die Wassermassen bäumten sich an seinem Bug, als er gegen die Strömung ankämpfte.

„Abiboo“, sagte Sanders zu seinem Sergeanten, „ich sehe keine Leute in den Straßen des Dorfes, ich sehe auch keinen

Rauch von Feuern.“

„O Herr, vielleicht sind sie auf die Jagd gegangen.“

„Fischer gehen nicht auf die Jagd, noch weniger Frauen und alte Leute.“

Abiboo machte nicht die abgeschmackte Andeutung, daß sie vielleicht noch schlafen könnten, denn wenn auch die Männer Faulenzer sein mochten, so erlaubten sie doch ihren Frauen nicht, ihre Pflichten zu vernachlässigen.

Sanders ließ den Dampfer in der Nähe des Ortes ans Ufer fahren, doch es kam niemand, um ihn zu begrüßen.

Es waren weder Hunde noch Ziegen zu sehen, nur die Reste eines großen Feuers rauchten und schwelten.

Seine Leute wateten mit den Ankertauen an Land und machten den Dampfer fest. - Sanders folgte ihnen.

Er ging durch die Hauptstraße, nirgends rührte sich etwas. Er rief laut und erhielt keine Antwort. Alle Hütten standen leer; die Kochtöpfe, die Betten und alle sonstigen Gegenstände, die Menschen brauchen, befanden sich an ihren Plätzen. Die primitiven Steinmühlen zur Enthülsung des Korns standen vor den Hütten, die rohen N'gombiäxte zum Holzschlagen, die N'gombispaten und alle Gerätschaften waren zu sehen, aber vom Volk selbst, von Männern, Frauen, Kindern, Gesunden oder Kranken war keine Spur zu entdecken. Der einzige Mensch, den Sanders erblickte, war Abdul Azrael. Der Amtmann fand diesen frommen Mann an einer geschützten Stelle des Ufers nahe bei dem Dorf. Abdul hatte seinen Gebetsteppich ausgebreitet und saß, mit dem Gesicht nach Mekka, in tiefe Andacht versunken.

Sanders wartete, bis er seine Gebete beendet hatte, dann fragte er ihn aus.

„O Herr, ich habe nichts gesehen“, sagte er, „aber ich will dir eine Geschichte erzählen. Es war einmal -“

„Ich will jetzt keine Geschichten hören“, erwiderte Sanders

ungeduldig.

Er fuhr auf die andere Seite des Stromes. Gerade gegenüber lag Fezembini, eine größere Stadt, und da eine dauernde Verbindung zwischen beiden Orten aufrechterhalten wurde, hoffte er dort eine Aufklärung zu erhalten.

In Fezembini herrschte geschäftiges Treiben, und die ganze Bevölkerung eilte ans Ufer, als der Regierungsdampfer dort anlegte.

Der Häuptling Mondomi aber wußte auch nichts Näheres. Er war ein großer hagerer Mann mit spärlichem Bart.

„O Herr, in der vergangenen Nacht waren sie noch dort“, sagte er, „denn ich hörte, wie sie ihre Trommeln schlugen, auch sah ich ihre Feuer. Gelächter scholl herüber und das Klappern der kleinen Tanzrasseln.“ Das sind eine Art geflochtener Hanteln, die Steine enthalten, nicht unähnlich einer doppelten Kinderrassel.

„Hm!“ meinte Sanders.

Er forschte in den benachbarten Dörfern weiter nach, aber er erhielt nirgends eine befriedigende Erklärung für das Verschwinden von dreihundert Leuten.

Er setzte sich in seiner ruhigen und kühlen Kabine nieder und dachte über die Sache nach. Die Bewohner von Chumbiri waren Leute, die sich an das Gesetz hielten, so gut Akasavaleute das eben tun können. Sie hatten ihre Steuern gezahlt, es lag nichts gegen sie vor - und doch hatten sie plötzlich ihre Hütten verlassen und waren in den Wald gegangen. Dem Strom hatten sie sich nicht zugewandt, denn er hatte ihre ans Land gezogenen Boote in einer Bucht gesehen.

„Ich gebe es auf“, sagte Sanders für sich. Er mußte sich einen oder zwei Tage in der Residenz aufzuhalten. Aber als er seine Arbeit dort beendet hatte, kehrte er wieder nach Chumbiri zurück.

Die Leute waren nicht wiedergekommen, auch hatte keiner seiner Späher irgendeine Nachricht über sie gesandt.

Er schickte Abiboo in den Wald, um ihre Spur zu verfolgen, was dem Sergeanten nicht schwerfiel, da er zwei Meilen im Wald einen alten Mann fand, der unterwegs gestorben war. Ein wenig später entdeckte er eine tote Frau.

Sanders ging hin und besah sich die Toten. Sie trugen keine Wunden und waren nicht gewaltsam getötet, sondern offenbar an Überanstrengung gestorben.

„Wenn der Tag angebrochen ist, wollen wir ihnen weiter folgen“, sagte er. „Ich werde zehn Mann mitnehmen - ; suche die Leute aus, die am besten marschieren können.“

Er legte sich ein paar Stunden nieder, um zu schlafen, und bevor es dämmerte, brachte ihm Abiboo eine Tasse Tee, ohne die Sanders niemals sein Tagewerk begann.

Er hatte kein Gramm überflüssiges Fleisch und war ein unermüdlicher Wanderer. Die kleine Truppe legte am Vormittag über zwölf Meilen zurück. Die Leute hatten keinen leichten Marsch, denn der Waldfpfad war nicht viel mehr als eine Spur im Grase.

Sie ruhten während der heißen Stunden aus und setzten ihren Weg um drei Uhr nachmittags fort.

Sie kamen an einen Lagerplatz und fanden die Asche kaum erkalteter Feuer. Auch zwei frische Gräber waren hier aufgeschüttet ein Zeichen, daß alte, kraftlose Leute den plötzlichen Anstrengungen erlegen waren.

Um neun Uhr abends, als Sanders gerade überlegte, ob er ein Nachtlager aufschlagen lassen solle, sah er in der Ferne das Licht von Lagerfeuern und marschierte weiter.

Viele junge Bäume im Unterholz verbargen den Ausblick auf die Stelle, und sie mußten einen halbkreisförmigen Umweg machen, um die Lichtung zu erreichen, wo die Leute lagerten.

Ein ungewöhnlicher Anblick bot sich dem erstaunten Amtmann dar.

Die Bewohner von Chumbiri knieten in langen Reihen hintereinander, vom Schein der Feuer beleuchtet.

Sie sahen alle in eine Richtung, und als sie sich vorwärts und rückwärts neigten, entdeckte Sanders, daß ein Mann vor den anderen kniete, den er ohne Schwierigkeit als den Häuptling erkannte.

„Lala ist der eine Große“, begann der Eingeborene.

„O Gala!“ fiel dröhrend der Chor des ganzen Volkes ein.

„Lala ist hoch und erhaben!“

„O Gala“, wiederholten die Leute und neigten sich.

Der Häuptling konnte Sanders nicht sehen, weil er von rückwärts kam. Der Amtmann stieß ihn ziemlich unsanft mit dem Fuße an. - „Steh auf, du närrischer Mensch“, sagte er.

Er brauchte gerade nicht diese Worte, denn er war sehr verärgert, aber was er sagte, hatte die gewünschte Wirkung.

„Nun sollst du mir sagen, warum du ein so verrückter Narr geworden bist, verrückter als ich jemals dachte?“

„O Herr“, erwiderte der Häuptling demütig, „wir sind ausgezogen, um ein neues Land zu suchen, denn ein Arabi lehrte uns, in einer bestimmten Weise zu beten. Wenn wir jeden Abend an einer anderen Stelle beten, wird großes Glück und viel Segen über uns kommen -“

Plötzlich wurden Sanders die Zusammenhänge klar.

„Wir werden morgen zurückgehen“, sagte er, nachdem er seinen Ärger hinuntergeschluckt hatte. „Ich will mit meinem Dampfer diesen Arabi suchen.“

Nach zwei Tagen war er wieder im Dorf. Er verschob die Bestrafung des Häuptlings auf eine spätere Zeit und eilte an Bord.

Als gerade die Taue der ›Zaire‹ losgemacht wurden, kam der Häuptling jammernd ans Ufer gelaufen.

„O Herr“, rief er atemlos, „wir bitten um ein gerechtes Urteil!“

„Das sollst du haben“, entgegnete Sanders grimmig.

„O Herr, alle unsere Häuser sind bestohlen, nichts ist zurückgelassen!“

Sanders verwünschte ihn in heftigen Ausdrücken, wozu sich die EingeborenenSprache sehr gut eignet.

„Sprich schnell, du Vater von Affen!“

„O Herr, alles ist fort!“ schrie der erregte Mann. „Alle unsere Kochtöpfe, unsere Mühlen, unsere Speere, Beile und Fischnetze sind verschwunden.“

„Warum habt ihr denn alles im Stich gelassen, du Sohn eines Katers?“ sagte Sanders wütend.

„Der Arabi hat zu uns gesprochen, und wir haben das getan, was wir für das beste hielten.“

Sanders lehnte sich über die Reling.

Aber es waren weder freundliche noch hoffnungerweckende oder tröstende Worte, die der Eingeborene zu hören bekam. Sanders nahm Wald und Feld und Fluß für seine drastischen Vergleiche zu Hilfe. Er schilderte das Leben des Häuptlings und entwarf ihm ein Bild seiner Existenz nach dem Tode. Er sprach über die Lebensgewohnheiten, die moralischen Anschauungen, die Verwandten des Mannes, er sprach mitleidig von seinem Kopf, seinen Füßen und seinen körperlichen Mängeln. Die interessierten Haussas drängten sich näher heran, damit ihnen kein Wort entgehen sollte.

„Und nun“, sagte Sanders zum Schluß, „rufe ich alle Männer zu Zeugen an, daß du und deine Stammesgenossen Buschleute seid!“

„O Ko!“ riefen die erschreckten Dorfbewohner, die ihrem

Häuptling an das Ufer gefolgt waren, denn das Wort ›Buschmann‹ gilt als größte Beleidigung.

„Buschmänner!“ wiederholte Sanders bitter, als der Dampfer abfuhr. „Wurzelesser, die mit Affen in ihrer eigenen Sprache sprechen... .“

Die Leute blieben in großer Niedergeschlagenheit zurück.

Sanders überquerte den Strom und kam nach Fezembini.

Der Häuptling hatte den Arabi gesehen, er hatte ihm sogar zwei große Boote und je sechs Ruderer dazu vermietet.

„Er sagte, er komme von der Regierung, o Herr, in geheimer Auftrag“, erklärte Mondoni, „und er wolle die Dinge sammeln, die die Leute von Chumbiri im Stich gelassen haben.“

Diese Boote waren stromauf gefahren und hatten etwa sechs Tage Vorsprung vor der ›Zaire‹.

Sanders verlor keine Zeit. Aus einem Käfig auf dem Hinterdeck nahm er zwei Brieftauben. Die eine hatte ein rotes, die andere ein dünnes blaues Band um das Bein gebunden. Er schrieb gleichlautende Botschaften auf dünnes Zigarettenpapier und band sie mit Gummischnüren an die Beine der Vögel. Dann gab er eine Taube frei, und sie wandte sich nach Norden. Als sie außer Sicht war, ließ er auch die andere los. Sie flog gleichfalls nach Norden, nur etwas weiter westlich als die erste.

Sanders fuhr mit der ›Zaire‹ stromaufwärts und erreichte spät am Nachmittag die Akasavastadt.

„Sind Fremde hier gewesen?“ fragte er den schnell herbeigerufenen Häuptling.

„O Herr, nur der neue Arabi, den du ausgesandt hast, um uns Töpfe und Messer zu verkaufen.“

„Was - er hat euch Töpfe verkauft?“ fragte Sanders zornig.

„Auch Speere und viele andere nützliche Dinge. Sie waren sehr billig, und alle Leute haben dich gelobt, o Herr, daß du so freundlich zu uns bist. Denn der Arabi sagte: ,Unser Herr Sandi

wünscht, daß ihr nur wenig für die kostbaren Dinge zahlen sollt - er selbst hat mich bezahlt, damit ihr Vorteil davon habt'!“

„Hat er sonst noch etwas gesagt?“

Der Häuptling zögerte.

„O Herr, er hat uns eine Geschichte von einem bösen Teufel erzählt, der die Undankbaren quälte, und meine Leute waren so von Furcht erfüllt, daß sie die Wohltaten, die du ihnen anbotest, nicht annehmen wollten und -“

„Macht den Dampfer los!“ rief Sanders seinen Leuten zu.

Nackte Männer sprangen in das seichte Wasser und wateten ans Ufer, wo die Taue befestigt waren.

„Und du, Häuptling, gehe zu deinem König und sage ihm, daß er ein Kind über diesen Ort gesetzt hat! Denn wann bin ich jemals so verrückt gewesen, faulen Menschen obendrein noch Geschenke zu machen? Bin ich vielleicht krank, daß ich einem diebischen Arabi Geld zahle, um schlechten, närrischen Männern eine Wohltat zu erweisen?“

„O Herr“, erwiderte der Häuptling schlicht, „wir wußten, daß du ein böser und grausamer Mann warst, und fühlten große Freude in unserem Bauch, da wir dachten, die Götter hätten dein hartes Herz gebessert.“

Sanders sah sich nach einem Gegenstand um, den er ihm an den Kopf werfen konnte, denn die Zeit war kostbar.

Aber es lagen nur wertvolle Dinge in der Nähe, und so beherrschte er sich.

Zehn Meilen weiter stromauf fand er in einem Dorfe wieder die Spuren der niederträchtigen Handlungsweise dieses Arabers. Hier hatte der fromme Pilger eine Nacht zugebracht und drei Säcke Salz, getrocknete Fische und eine Menge Maniok im Namen der Regierung geliehen.

„Er gab mir auch ein Buch mit Teufelszeichen“, sagte der alte Häuptling und überreichte Sanders ein Blatt Papier. Der

Amtmann las die arabische Schrift mit steigender Erregung.
„Von Abdul Azrael, dem Diener Gottes, des Einen, Wahren,
Gütigen und Gnädigen.

An den Ungläubigen Sanders, den Gott erhalten und zum
rechten Glauben führen möge.

Friede sei mit deinem Hause. Dieser Brief ist geschrieben am
vierten Tage der dritten Woche nach Ramadan.

Ich gehe jetzt zu meinen Brüdern, die jenseits der
Stromschnellen des Großen Flusses leben. Ich bete für dich,
zahle deshalb alles, was ich diesen Leuten genommen habe.“
Sanders las es noch einmal.

Wenn Abdul Azrael seinen Weg den Strom entlang nahm, der
an dem Ochorigebiet vorüberfloß, und dann rechts in die
Bambusbucht abbog, so konnte er noch rechtzeitig zu der
arabischen Niederlassung kommen, die nicht mehr dem
Amtmann unterstand. Außerdem konnte Sanders ihn dann an
und für sich nicht mehr erreichen, denn die ›Zaire‹ brauchte
einen gewissen Tiefgang, und die Bambusbucht war nur einen
halben Faden tief.

„Hat dieser Arabi gesagt, wohin er gehen werde?“ fragte
Sanders.

„Er wollte zu den Ochori, o Herr.“

Sanders seufzte.

„Auch hat er gefragt, was die Ochori für Leute seien.“

„Und was hast du geantwortet?“ forschte Sanders interessiert.

„Ich erzählte ihm, daß sie Narren und furchtsame Feiglinge
seien.“

„Wie lange bist du hier in diesem Dorfe?“ „O Herr, ich bin
hier geboren und habe hier gelebt.“ Der Amtmann war erstaunt.
Dieser alte Mann hatte tatsächlich noch nichts von dem
Häuptling Bosambo gehört. Wenn nun Abdul der Versuchung
nicht widerstanden und auf seiner Flucht tatsächlich in der Stadt

dieses großen Mannes angehalten hatte?

Abdul Azrael kam in vergnügter Stimmung in die Ochoristadt. Er war glücklich und zufrieden, denn einige Meilen stromauf lag eine große Krokodilbucht, die zwar breit und tief genug für ein schnelles Kanu war, nicht aber für einen Dampfer von der Größe der »Zaire«.

Ursprünglich wollte er geradenwegs seinen Zufluchtsort, die arabische Niederlassung jenseits der Grenze, aufsuchen. Aber er war schlau und durchtrieben und überlegte sich, daß er eigentlich noch einen Tag am Strom verbringen könne, um Geschäfte zu machen.

Er wäre allerdings klüger gewesen, wenn er seinen ersten Plan durchgeführt und seine Reise fortgesetzt hätte, aber das wußte er nicht. Er war in der besten Laune, denn vor einigen Stunden hatte er eines der geliehenen Boote verkauft und war in Frankies bezahlt worden. Der Frank war die einzige Münze, die in Sanders' Bezirk und am oberen Strom bekannt war. Er kam aus dem benachbarten französischen Gebiet.

In den verschiedenen Teilen seiner Kleidung verbarg Abdul Azrael die Erträge vieler Pilgerfahrten. Er besaß schmutzige türkische Banknoten, goldene chinesische Münzen, englische Pfund, deutsche Mark, Zwanzigpesestücke, schwere Goldmünzen mit geprägten Adlern aus einem Land, das er niemals gesehn hatte, und nicht wenig schwarze und schokoladebraune Hundertfranknoten der Banque de Belgique, die er am Kongo eingenommen hatte. Dabei sind noch nicht erwähnt die vielen Silbermünzen zweifelhafter Herkunft, die die Regierung des Scherifen zu unregelmäßigen Zeiten ausgab.

Abdul schritt die Hauptstraße der Ochoristadt entlang und kam zu Bosambo.

„Friede sei mit dir und deinem Hause“, sagte er. Bosambo verstand und sprach das Küstenarabisch und hieß ihn willkommen.

„Ich komme von Sandi unserem Herrn“, erklärte Abdul ernst. „Er hat mich mit diesen Worten zu dir geschickt: Erweise Abdul Azrael deine beste Gastfreundschaft und betrachte ihn, als ob ich selbst es wäre!“

„Ich bin Sandis Hund“, erwiderte Bosambo, „obwohl er, wie du wohl weißt, ein Halbbruder von mir ist von einer anderen Mutter.“ „Dies hat er mir oft erzählt.“

Zwanzig Minuten lang tauschten sie Komplimente aus, dann entschuldigte sich der Araber. - „Ich muß jetzt beten“, sagte er.

„Ich will auch meine Gebete sprechen“, entgegnete Bosambo fromm, „auf meine eigene Art. Und ich danke Allah, daß du hierhergekommen bist, damit ich in Frieden beten kann.“

Abdul wollte gerade seine Geschichte von dem heiligen Mann von Tanger erzählen, aber er hielt an.

„Das ist aber eine merkwürdige Sprache, denn es gibt doch nur eine Art zu beten, wie es nur einen Gott gibt, und alle Menschen beten in Frieden.“

Bosambo schüttelte traurig den Kopf.

„Ich lebe unter Dieben, und ich bin ein reicher Mann. Es ist in diesem Teil des Landes Sitte, alle Kleider abzutun, sie vor die Tür der Wohnung zu legen, dann in die Hütte zu gehen und zu beten.“ „Das ist eine gute Sitte“, sagte Abdul eifrig. „Ich habe es auch schon oft so gemacht.“

„Aber wie mag ein Gläubiger ungestört seine Andacht verrichten? Denn wenn ich meine Kleider hinlege, in denen meine kostbaren Juwelen verborgen sind, werden mich meine Leute berauben.“

„Bismillah!“ rief der fromme Pilger. „Dies ist ein glücklicher Tag. Wir werden zusammen beten, du und ich. Und während ich bei der Andacht weile, wirst du meine Kleider bewachen, und während du im Gebet verharrst, werde ich Azrael, der Engel des Schwertes, sein, und niemand soll deine Juwelen anrühren - bei

meinem Leben!“

Dann umarmten sie sich.

Abdul tastete im Überschwang seiner Gefühle Bosambo mit feinfühligen Fingern ab und nahm verschiedene Wölbungen wahr, die nicht zu Bosambos Körper gehören konnten.

„Ich will zuerst beten“, sagte Abdul, „und es wird lange dauern.“

„Auch ich bete immer sehr lange“, erwiderte Bosambo schlicht.

Abdul entkleidete sich, packte seinen Djellab und seinen Kaftan in ein kleines Bündel zusammen, legte es vor die Tür der Hütte und ging hinein.

Sanders kam sechs Stunden später an, und Bosambo erwartete ihn.

„O Herr“, sagte der Häuptling, „den Arabi habe ich gefangen genommen, wie du mir befohlen hast. Denn deine Taube war klug und schnell, obgleich es hier viele Habichte gibt.“

„Wo ist er?“

„Er sitzt in meiner Hütte. Gehe nicht zu schwer mit ihm ins Gericht, o Herr, denn er ist von meinem Glauben, und er ist auch ein wenig verrückt.“

„Verrückt?“

Bosambo nickte.

„Ganz gewiß, o Herr. Er sagte, ich hätte ihn bestohlen und hätte ihm soundsoviel Gold und Papiergegeld genommen - ein großes Vermögen.“

Sanders sah ihn durchbohrend an.

„Hast du das getan?“

„O Herr!“ Bosambo war entrüstet. „Er war doch mein Gast, und er ist von meinem Glauben -, wie könnte ich ihn da

bestehlen?“

Sanders hatte nur eine kurze Unterredung mit dem wütenden Araber.

„Ich werde dich für ein Jahr in das Dorf der Ketten schicken, denn du bist ein Lügner, ein Dieb, und du hast viel Unheil angerichtet.“

„Ich werde in dein Gefängnis gehen, o Herr“, erwiderte Abdul, „aber sage diesem Schwarzen, daß er mir mein Geld zurückgibt, das er mir gestohlen hat. Es war in meinen Kleidern verborgen, und durch eine List -“

„Das ist nicht mein Palaver“, entgegnete Sanders kurz. Die Haussas nahmen den Arabi in ihre Mitte, um ihn fortzubringen, aber er wandte sich noch einmal an Bosambo.

„Wenn ich aus dem Dorf der Ketten zurückkehre, werde ich zu dir kommen, Bosambo, du Ungläubiger, du Schweinefresser! Und -“

Bosambo machte eine leichte Handbewegung. „Du wirst nicht aus dem Dorf der Ketten zurückkehren, denn Sandi, der mein Vetter ist, hat mir insgeheim mitgeteilt, daß du vergiftet wirst. Und was das Geld angeht, so halte ich dich für einen gemeinen Lügner.“

„Sechshundert spanische Dollars!“ stieß Abdul zwischen den Zähnen hervor.

„Vier und ein halbes Hundert“, verbesserte ihn Bosambo freundlich, „und viele Silbermünzen zerbrechen, wenn man darauf beißt. Gehe in Frieden, du Engel des Schwertes!“

XIV. Sanders' Verbrechen

Es ist angenehm, Privatsekretär und Vertrauensmann eines Millionärs zu sein und monatlich einen Scheck über einundvierzig Pfund und dreizehn Schilling als Gehaltszahlung in Empfang zu nehmen.

In dieser Lage befand sich Mr. Jordan. Er war noch jung, hatte aber einen festen Charakter.

Seine Frau war schön, und sie hatten auch ein hübsches kleines Kind. Die kleine Familie lebte glücklich und zufrieden. Doch unglücklicherweise starb der Millionär, und obwohl er seinem Sekretär Derik Arthur Jordan testamentarisch hundert Pfund aussetzte, war das doch nur ein schwacher Trost für seine bisher regelmäßigen großen Einnahmen.

Der Privatsekretär eines verstorbenen Millionärs findet schwer einen neuen Posten, denn es gibt nur wenig Millionäre, und sie sind gewöhnlich alle schon mit Privatsekretären versehen. Der junge Mann suchte sechs Monate nach einer neuen Anstellung und hatte den größten Teil seiner Ersparnisse ausgegeben, bevor ihm klar wurde, daß die Möglichkeiten für ihn sehr beschränkt waren.

Wäre er ein gewöhnlicher Sekretär gewesen, und hätte er genügende Kenntnisse in Stenographie und Schreibmaschinenarbeit besessen, so wäre er leicht wieder untergekommen. Aber er hatte sich auf Millionäre spezialisiert und für einen Mann gearbeitet, dem er gleichzeitig alles sein mußte. Er machte das Tagesprogramm, er besorgte alle Einkäufe, und er war sein Nachrichtenbüro. Die gewöhnliche Geschäftswelt Londons hatte natürlich keine Verwendung für derartige Fähigkeiten. Mr. Jordan besaß noch genau hundertfünfzig Pfund, als ihm seine Lage plötzlich klar wurde.

Zufällig traf er auf dem Weg zu seiner Wohnung in einer Vorstadt einen Herrn, dessen Freund mit einem Geschäftskapital

von wenigen Pfund ein Vermögen durch Handel an der Westküste Afrikas erworben hatte.

Jordan suchte nun, in Verbindung mit diesem Mann zu kommen, und sie trafen sich eines Tages in einem vornehmen Hotel in Westend, wo der Kaufmann Whisky trank und von seinem ›kleinen Geschäft‹ in Minehead sprach.

„Es ist sehr einfach“, sagte er, „besonders wenn Sie in ein Gebiet kommen, das noch nicht von Händlern überlaufen ist. Da ist zum Beispiel der Bezirk, den Mr. Sanders verwaltet. Aber das ist natürlich unmöglich. Sanders behandelt Kaufleute ganz schweinemäßig er will sie nicht haben. Er ist ein kleiner Gott und läßt sich von niemand etwas sagen..“

Er schilderte ihm die wunderbaren Möglichkeiten einer solchen Betätigung, und der junge Mann ging nach Hause, erfüllt von diesen Aussichten.

Er saß mit seiner hübschen Frau bis zum frühen Morgen zusammen und besprach den neuen Plan mit ihr. Sie holten eine Karte von Afrika, in der das Territorium eingezeichnet war, das unter der Verwaltung des Amtmanns Sanders stand. Da die Karte nicht sehr groß war, erschien das Gebiet verschwindend klein.

„Ich möchte gerne wissen, wie er eigentlich ist“, meinte die Frau nachdenklich. Sie verbarg ihren Schmerz darüber, daß sie sich von ihm trennen mußte, denn sie war eine Frau, und Frauen sind manchmal außerordentlich selbstlos.

„Vielleicht läßt er dich doch dort arbeiten“, sagte sie sinnend. „Ich bin überzeugt, daß er es täte, wenn er unsere Lage kennen würde.“ - Jordan schüttelte traurig den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß unsere Lage irgendeinen Einfluß auf ihn haben wird. Mr. Ammett sagte mir, daß er ein sehr energetischer, unbeirrbarer Mann ist und daß man schwer mit ihm auskommen kann.“

Sie überschlugen die Kosten einer solchen Expedition. Wenn

sie ihre ganze Einrichtung verkauften und sie in ein möbliertes Zimmer zog, war es durchzuführen. Er konnte ihr fünfzig bis sechzig Pfund zurückzulassen, und mit dieser Summe war es bei sparsamer Lebensführung möglich, ein Jahr lang durchzukommen. Das übrige Geld brauchte er zum Ankauf von Waren. Der erfolgreiche Kaufmann hatte ihm eine Liste der Artikel gegeben, die man an die Eingeborenen an der Küste absetzen könnte.

Einige Wochen später führte Jordan seinen großen Entschluß aus.

Er fuhr von Liverpool mit einer Menge Tand und Stoffen ab, und als die zarte Gestalt seiner weinenden, jungen Frau am Ufer immer kleiner wurde, kam ihm, wie allen Menschen früher oder später einmal, zum Bewußtsein, daß der Tod nicht das schrecklichste Übel ist.

In Grand Bassam bestieg er einen kleinen Küstendampfer.

Den Leuten an Bord verriet er nichts von seinen Plänen. Es waren Männer in leichten, weißen Anzügen, die viel Whisky tranken. Aber was er über Sanders erfuhr, entmutigte ihn sehr.

Der Amtmann ging ans Ufer, dem Dampfer entgegen, der gewöhnlich die Post brachte.

Ein hochgewachsener, schlanker, junger Mann im weißen Anzug sprang aus dem Boot. Ein Handkoffer wurde ihm nachgereicht.

Sanders sah den Ankömmling argwöhnisch von der Seite an. Er liebte Fremde nicht - sein Verhalten in dieser Beziehung war von Dakka bis nach Mossamedes bekannt, und der Ausdruck »Sandersbegrüßung« war sprichwörtlich an der ganzen Küste.

„Guten Morgen“, sagte Jordan mit klopfendem Herzen.

„Guten Morgen“, entgegnete Sanders kurz. „Wollen Sie mich sprechen? Dann haben Sie nicht viel Zeit - das Boot wartet hier nicht lange.“ - Jordan biß sich auf die Lippen.

„Ich werde nicht gleich wieder abfahren - ich - ich möchte hierbleiben.“

„Oh!“ sagte Sanders nicht gerade sehr begeistert.

Als sie auf der schattigen Veranda bei einem eisgekühlten Trank saßen, sprach der junge Mann, ohne etwas zu verheimlichen.

„Ich bin herausgekommen, um hier ein kleines Vermögen oder doch wenigstens den Lebensunterhalt zu verdienen.“ Der Gedanke an seine Frau, die er in dem kleinen, möblierten Zimmer in London zurückgelassen hatte, gab ihm Mut.

„Sie haben sich einen wenig glücklichen Platz ausgesucht.“ Sanders lächelte, obschon ihm die Ankunft dieses Mannes sehr wenig behagte.

„Deshalb bin ich ja gerade gekommen“, erwiderte Jordan mit überraschender Kühnheit. „Alle anderen Bezirke sind bereits von Händlern überschwemmt und abgegrast. Ich muß doch irgendwie meinen Lebensunterhalt erwerben.“

Er machte nicht den geringsten Versuch, seine Armut oder seine Unerfahrenheit zu verbergen.

Amtmann Sanders war interessiert. Die Seite des Lebens, die ihm der junge Mann zeigte, war ihm vollständig neu. Diesen Kampf ums Dasein in einer großen, mitleidlosen Stadt kannte und verstand er nicht.

„Sie scheinen nicht mehr vom Unglück verfolgt zu werden, als andere Menschen auch“, sagte er ruhig. „Ich kann Ihnen nicht den Rat geben, zurückzugehen, weil Sie die Brücken hinter sich abgebrochen haben. Außerdem würden Sie meinem Rat ja doch nicht folgen. Ich werde mir die Sache einmal überlegen.“

Er runzelte die Stirn und sah nachdenklich zu den Hütten der Polizeitruppe hinüber, deren weiße Wände in der Morgensonnen leuchteten. Er schaute auf die gelben Sandflächen und auf das weite Meer, auf das man einen guten Ausblick von der Veranda

aus hatte. „Ich könnte Arbeit für Sie finden“, meinte er schließlich, „wenn Sie eine der Sprachen beherrschten - aber das können Sie ja nicht oder wenn -“, er brach plötzlich ab.

„Ich bin berechtigt, einen Assistenten zu halten“, fuhr er nach einer Pause fort, „ich könnte Sie zu -“

Aber der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Der Regierungsdienst ist gut für Sie, Herr Amtmann, aber ich würde Ihnen nicht nützen. Geben Sie mir einen Handelsschein. Ich glaube, Sie haben die nötige Autorität, das zu tun. Denn außer Ihnen scheint niemand diese Vollmacht zu besitzen.“

Sanders lächelte grimmig. Der Sekretär eines Gouverneurs hatte früher einmal einem eurasischen Händler eine solche Handelslizenz ausgestellt - aber über diese Geschichte wollen wir schweigen.

„Ich will Ihnen diese Erlaubnis geben“, sagte er. Das Herz Mr. Jordans schlug höher. „Es wird Sie ein Pfund kosten, das ist vielleicht ihre ganze Barschaft. Und im Laufe der Zeit werden Sie wahrscheinlich noch Ihre Gesundheit und Ihr Leben opfern.“

Er fertigte den Schein noch am selben Tage aus.

Jordan blieb einige Wochen als Gast in der Residenz, bis seine Waren von Sierra Leone kamen.

Sanders suchte einen Dolmetscher und einen Vormann für ihn aus, und der junge Mann fuhr mit seinem neuen Boot ab, um den Kampf mit dem Glück aufzunehmen. An seine Frau hatte er einen Brief geschrieben, in dem er Sanders als einen der besten Menschen schilderte.

Vor der Abreise gab ihm der Amtmann noch einige Verhaltungsmaßregeln.

„Ich liebe Kaufleute durchaus nicht, und ich gebe nur im äußersten Notfall eine Handelserlaubnis. Tun Sie nichts, um meine Eingeborenen zu beunruhigen, sehen Sie zu, daß Sie kein

Ärgernis erregen. Meiden Sie die N'gombi, denn sie sind Diebe, und die Buschleute, die von alters her alle Fremden umbringen. Die Isisi werden Salz gegen Gummi kaufen wollen - ihr Land ist sehr reich an Gummibäumen. Die Ochori werden Tuch gegen Gummi einhandeln - übrigens spricht Bosambo, ihr Häuptling, Englisch. Er wird den Versuch machen, Sie zu betrügen. Also leben Sie wohl - und viel Glück.“

Er schaute dem Boote nach, bis es um die Flußbiegung verschwand, dann ging er zu seinem Hause zurück und trug das Abfahrtsdatum in sein Tagebuch ein.

Nachher entzifferte er die lange Botschaft eines Spähers, die in Arabisch abgefaßt war und eingehend über drei andere Fremde berichtete, die auf geheimnisvolle Weise in das Land gekommen und ebenso wieder verschwunden waren.

Es waren drei Männer, die in der Nähe des Flusses wohnten und zu keinem besonderen Dorf und zu keinem der Stämme gehörten. Sie hatten sich an der Grenze zwischen den Akasava, Isisi und Ochori niedergelassen, und obwohl einer von ihnen die seitlichen Narben der Bogindi auf dem Rücken trug, bestand doch kein Zweifel, daß er nicht von diesem Volke war.

Sie hausten in drei Hütten, die sie nebeneinander errichtet hatten, und lebten vom Fischfang und von der Jagd. Es war eine merkwürdige Tatsache, daß diese Leute keine Frauen hatten.

Aus gewissen Gründen, die ein Psychologe verstehen wird, waren sie von ihrer Umgebung isoliert. Frauen gingen ihnen aus dem Wege, und wenn sie zu einem der anliegenden Dörfer kamen, um etwas zu verkaufen oder zu kaufen, so gingen die Mädchen und jungen Frauen in ihre Hütten und sahen sie von dort aus furchtsam an.

Der Führer dieser Männer hieß M'Karoka - oder so ähnlich. Er war groß, breitschulterig, hatte ein finsternes Aussehen, sprach nur wenig und zeigte ein wenig angenehmes Wesen bei einem Wortwechsel. Er hielt sich für erhaben über alle Ortsgesetze,

obwohl er niemals dagegen verstieß. Seine Kameraden handelten und dachten wie er.

Wenn sie auch ein merkwürdiges Leben führten, so waren sie doch niemand im Wege und kränkten keinen. Sie stahlen nichts, auch mißbrauchten sie die Gastfreundschaft nicht, die man ihnen gewährte. Sie waren ehrlich in ihrer Handlungsweise und benahmen sich in jeder Beziehung redlich.

Sanders hatte seine eigene Art, Erkundigungen einzuziehen. Diese Methode ist Leuten nicht unbekannt, die wilde, unzivilisierte Gegenden regieren müssen. Er erfuhr nichts Schlechtes über die drei Männer und überließ sie sich selbst. Sie fischten und jagten und bauten ein wenig Mais in einem Garten, den sie durch Ausroden der Bäume gewonnen hatten. Sie suchten nach Maniok, bereiteten ihn für ihre Mahlzeiten zu und betrogen sich ordentlich und ehrbar wie verheiratete Leute. Aber eines Tages verschwanden sie.

Es war so, als ob die Erde sie verschlungen hätte. Niemand hatte sie fortgehen sehen. Ihre Hütten standen unberührt und unverletzt, ihre Ernte wuchs in dem Garten, den sie angelegt hatten, die toten Fische waren an einer Leine zwischen zwei Stäben zum Trocknen aufgehängt, und ihr Boot war auf den Strand gezogen.

Sie blieben verschwunden, der undurchdringliche, unbekannte Wald hatte sie aufgenommen, und es wurde nichts mehr von ihnen gehört.

Sanders wunderte sich über nichts und war davon überzeugt, daß sich auch die geheimnisvollsten Ereignisse auf natürliche Weise erklären ließen. Er sandte nur zu den Walddörfern in der Umgegend und ließ anfragen, ob man dort etwas über den Verbleib der drei Männer wußte.

Er erfuhr aber weiter nichts, und damit endete diese Geschichte, soweit sie Amtmann Sanders betraf.

Von Jordan hörte er das ganze Jahr hindurch. Briefe an seine

Frau kamen zur Residenz und wurden von dort weiterbefördert. Über seine Reise von Dorf zu Dorf berichteten die Späher getreulich. Es fiel dem jungen Mann schwer, vorwärtszukommen. Der Gummi, den er in unregelmäßigen Zwischenräumen schickte, war nicht von der besten Sorte, und eine Ladung ging durch Umschlagen eines Bootes verloren. Sanders, der seine Verhältnisse genau kannte, war besorgt um ihn und ließ den Häuptlingen am Strom sagen, daß es dem Amtmann Sanders angenehm sei, wenn sie den Händler in seinen Bestrebungen fördern würden.

Nachdem ein Jahr verflossen war, tauchte Mr. Jordan plötzlich unerwartet wieder in der Residenz auf. Er war schlanker, von der Sonne braun gebrannt und hatte einen struppigen Bart.

Er kam mit vier Ruderern in einem alten Kanu und brachte nur sein Gewehr, seine Kochtöpfe und sein Bett mit sich.

Seine Kleider waren zerschlissen und schmutzig; er trug unförmige Mokassins aus Tierhäuten, und sein Tropenhelm war nicht mehr weiß, aber sehr zerbeult.

Inzwischen hatte er manches gelernt und grüßte Sanders fließend in der Bomongosprache.

„Chasi o!“ sagte er mit einem bitteren Lachen, als er aus dem Boot stieg. Das heißt soviel wie „erledigt“.

„Ist es wirklich schon so schlimm?“ fragte Sanders.

„Beinahe. Ich bin kein Kaufmann, ich bin zu gutmütig für diese Leute. Ich bin ein geborener Philanthrop -“

Sanders lächelte teilnahmsvoll.

„Ich habe viel vom Leben gesehen - aber damit verdient man nichts.“

Sanders nahm ihn mit sich in die Residenz und fand einen Anzug, der ihm beinahe paßte.

„Ich will noch einen Versuch machen“, meinte Jordan „Wenn

der auch mißlingt, muß ich etwas anderes anfangen.“

In der Residenz warteten Briefe auf ihn, die unendliche Geduld und grenzenlose Liebe verrieten, Briefe, in denen heldenhafte Lügen standen; aber sie waren zu durchsichtig, um jemand zu täuschen. Der junge Mann las sie und sah plötzlich alt und sorgenvoll aus.

Es war auch eine Abrechnung seines Agenten in Sierra Leone bei der Post. Sein Guthaben war nach Abzug aller Kommissionen und Spesen nicht sehr hoch.

Aber es blieb noch genug übrig, um noch einmal Waren zu kaufen, und drei Wochen später machte sich Mr. Jordan aufs neue auf.

Sein Aufbruch von der Residenz fiel mit der Rückkehr eines der drei geheimnisvollen Männer zusammen.

Er kehrte allein zu dem alten Platz am Flußufer zurück. Die Hütten waren inzwischen verschwunden, der Garten war wieder zu Wald geworden, und das Boot lag verfault am Ufer, denn niemand hatte gewagt, es sich anzueignen.

Er machte sich daran, wieder eine Hütte aufzubauen, er säuberte den Garten ohne Hilfe und führte in Einsamkeit das gewohnte alte Leben.

Sanders hörte von seiner Rückkehr, und als ihn sein Weg das nächste Mal vorbeiführte, ging er an Land.

Der Mann kauerte an seinem Fenster und rührte in einem Kochtopf, als Sanders um die Hütte herumkam, die ihn verborgen hatte.

Er sprang unsicher auf, und einen Augenblick lang sah es so aus, als ob er fortlaufen wollte. Aber er besann sich eines Besseren, erhob seine Handfläche und grüßte.

„Inkoos“, sagte er mit tiefer, tönender Stimme.

Das war ein ungewöhnlicher Gruß, obwohl er Sanders vertraut war.

„Ich bringe dir Glück“, erwiderte Sanders, indem er eine Grußform der Ochori wählte. „Aber da du ein Fremder bist, möchte ich dich fragen, was du hier tust und warum du fern von deinem eigenen Volke lebst. Denn ich bin das Auge des Königs und sehe für ihn.“

Der Mann sprach langsam, und Sanders erkannte, daß der Ochordialekt nicht seine Muttersprache war, denn er zögerte manchmal, wenn ihm ein Wort nicht gleich einfiel, und bisweilen brauchte er Suaheliworte.

„Ich stamme aus einem fernen Lande, o Herr, ich und meine beiden Vettern. Wir sind viele Monate gereist, bevor wir hierherkamen. Dann kehrten wir aus gewissen Gründen in unser Land zurück, und als wir unsere Geschäfte dort erledigt hatten, machten wir uns wieder auf den Rückweg. Aber einer von uns, Vellim, wurde durch einen Löwen getötet, und der andere starb an einer Krankheit. So kam ich denn allein zurück und sitze nun hier, bis eine bestimmte Zeit um ist.“

Die Erklärung des Mannes konnte wahr sein.

Sanders hatte ein untrügliches Gefühl dafür und wußte, daß der andere nicht gelogen hatte.

„Von welchem Volke bist du denn? Ich sehe, daß du ein Fremder bist und keinem Stämme gleich, den ich kenne, wenn du nicht ein Zulu bist.“

„Du hast gesprochen, o Herr“, erwiderte der Mann ernst, „denn obgleich ich Fische esse, gehöre ich zu diesem Volk, und ich habe Männer getötet.“

Sanders betrachtete ihn schweigend. Es war eine erstaunliche Tatsache, daß dieser Fremdling viertausend Meilen durch Wüsten, Flüsse und Wälder gewandert war, sich durch hundert feindliche Stämme durchgeschlagen hatte, auf diesem weiten Weg mit seinen Begleitern zurückgekehrt war und dann aufs neue die Entfernung zurückgelegt hatte.

Aber er war zweifellos ein Zulu - Sanders hatte das schon

erkannt, als er seine Hand zum Gruß erhob und ihn als einen ›Fürsten‹ grüßte.

„Bleibe hier“, sagte er, „halte das Gesetz, füge niemand ein Leid zu, und du sollst ebenso frei sein wie jeder andere Mann - das Palaver ist aus.“

Sanders fuhr in nicht allzu großer Eile den Strom hinunter, denn es lag weder in der Residenz noch an einer anderen Stelle eine dringende Sache vor.

Er kam an Jordans Boot vorbei, das stromaufwärts fuhr, und rief durch das Sprachrohr einen freundlichen Gruß zu. Der junge Mann winkte mit der Hand zu der weißen Gestalt auf der Kommandobrücke der ›Zaire‹ hinüber, obwohl er niedergeschlagen und traurig war.

Schweren Herzens zog er weiter. Sein Vorrat an Artikeln schmolz zusammen, und er hatte wenig verdient. Nicht einmal die verlockendsten und buntesten Manchesterwaren hatten die trägen Isisi veranlassen können, Gummi und Kautschuk zu sammeln. Sie boten ihm getrocknete Fische, magere Hühner oder ihre Dienste an für seine schönen Stoffe und Perlen. Aber sie wollten keinen Gummi oder Kautschuk sammeln.

Die Nacht brach herein, als er zu der Hütte des einsamen Fremden kam.

Er ließ sein Boot ans Ufer rudern, um die Nacht dort zu verbringen. Während seine vier Leute ein Feuer entzündeten, ging er zu der Hütte. M'Karoka beobachtete mit verschränkten Armen seine Ankunft.

Ein anderer Mann am Strom hätte nicht gezögert, vorwärts zu gehen und ihn zu begrüßen, denn Schwarz ist Schwarz, und Weiß ist Weiß, ob der Weiße nun Beamter oder Händler ist.

Jordan hatte lange genug am Fluß gelebt, um in der gleichgültigen Haltung des Mannes Unfreundlichkeit zu erkennen.

Aber trotzdem war M'Karoka höflich. Sie setzten sich zusammen und handelten den Preis für ein Tuchstück aus - M'Karoka hatte keine Verwendung für Perlen. Als Jordan später sein kleines Zelt am Ufer aufschlug, half ihm der Eingeborene, der mit solchen Dingen sehr vertraut zu sein schien.

Aber das Sonderbarste war, daß M'Karoka in barem Geld bezahlt hatte. Nach dem Abschluß des Geschäftes war er in seine Hütte gegangen und gleich darauf mit einem Pfundstück zurückgekehrt.

Er zahlte viermal soviel, wie das Tuch wert war, weil der Handel auf der Basis von Gummi getätigigt wurde.

Jordan dachte über dieses seltsame Erlebnis nach, als er sich zum Schlafen zurückzog. Er war verwirrt, denn er wußte, daß Geld am Großen Strom unbekannt war.

Er schlief ein und träumte von einer Vorstadtwohnung in London und von dem blassen Gesicht einer schönen Frau.

Plötzlich wachte er auf.

Es war noch finstere Nacht. Draußen plätscherten die Wellen, und die Bäume rauschten leise.

Aber diese Geräusche hatten ihn nicht geweckt.

Er hörte Stimmen vor dem Zelt, nur konnte er die Sprache nicht verstehen.

Schnell zog er seine Moskitoschuhe an und öffnete die Zeltbahn, die den Eingang verschloß.

Der Mond schien hell, und Jordan sah M'Karoka, der mit einem anderen Mann vor seiner Hütte stand.

Sie stritten miteinander, und der Fremde war wütend und zornig.

Plötzlich trat er einen Schritt zurück und schlug zweimal nach M'Karoka, bevor Jordan seinen Revolver erreichen konnte.

Der junge Mann sah die Stahlklinge im Mondlicht blitzen. Er beugte sich nieder, fand seine Pistole und stürmte aus dem Zelt

hinaus. M'Karoka lag auf der Erde, sein Gegner floh zu dem Fluß.

Er sprang in Jordans Kanu, durchhieb das Seil, mit dem es angebunden war, und ruderte schnell zur Mitte des Stromes.

Dreimal feuerte Jordan nach ihm, und bei dem dritten Schuß glitt der Fremde aus dem Boot und fiel wie ein müder Mann ins Wasser.

„Schwimmt hinaus und bringt das Kanu zurück“, befahl Jordan seinen Leuten, die der Lärm herbeigelockt hatte. Er selbst wandte sich M'Karoka zu.

Der Mann lag im Sterben. Man brauchte keine großen medizinischen Kenntnisse zu besitzen, um zu sehen, daß seine Verletzungen tödlich waren. Jordan versuchte, so gut es ging, die schreckliche Brustwunde zu verbinden und die Blutung zu stillen. M'Karoka öffnete die Augen.

„Baas“, fragte er schwach, „was ist aus Vellim geworden?“ Der Name dieses Mannes war wahrscheinlich Wilhelm oder William. „Ich glaube, ich habe ihn erschossen“, erwiderte Jordan. M'Karoka schloß die Augen wieder.

„Höre, Baas“, sagte er nach einer Weile. „Du wirst Sandi erzählen, daß ich log, als ich ihm sagte, Vellim sei tot. Alles andere ist wahr. Jeder von uns bekam seinen Anteil an den Steinen - dann gingen wir zurück, weil sie uns in dem fernen Lande von keinem Nutzen waren - einige verkauften wir für bares Geld - dann mußten wir fliehen - Vellim versuchte, uns zu töten, um alles zu bekommen - wir schlügen ihn und nahmen seine Steine - er floh in den Busch -“

Er machte eine Pause, denn das Sprechen fiel ihm schwer. Als er den Mund wieder öffnete, redete er in einer fremden Sprache, die Jordan nicht verstehen konnte. Es war dieselbe Mundart, die er vorher gehört hatte, als die beiden stritten.

Seine Worte waren heftig, aber plötzlich schien ihm klar zu werden, daß der andere ihn nicht verstand, denn er sprach

wieder im Ochoridialekt.

„Unter dem Feuer in meiner Hütte“, sagte er keuchend, „sind viele Steine, Master, sie sind für dich, weil du Vellim getötet hast.“ Kurz darauf starb er.

Am Morgen räumte Jordan die Asche von der Feuerstelle weg und grub durch die von der Hitze zusammengesinterte Erdschicht. Zwei Fuß unter der Oberfläche fand er ein Paket, das in unzählig viele Eingeborenentücher eingewickelt war. Er öffnete es begierig mit zitternden Händen. Zwanzig bis dreißig Steine von der Größe eines Murmels bis zu einer Erbse lagen darin. Sie waren unregelmäßig und sahen mausgrau aus.

Nun kam Jordan seine frühere Tätigkeit bei einem südafrikanischen Millionär zu Hilfe, denn er erkannte sofort, daß es ungeschliffene Diamanten waren.

Sanders hörte der Geschichte zu, die Jordan ihm zusammenhanglos erzählte.

Der junge Mann war außer sich vor Freude. „Denken Sie doch an meine liebe, kleine Frau und an mein Kind, Mr. Sanders! Sie sind nahezu am Verhungern, ich weiß es - ich kann zwischen den Zeilen lesen. Und nun im letzten Augenblick, als alles schon verloren schien, kommt dieses große Glück -“

Sanders unterbrach diesen überströmenden Freudenausbruch nicht. Auf der Reede lag der Dampfer nach England, und die kleine Dampfpinasse wartete am Ufer.

„Sie sind gerade rechtzeitig gekommen“, sagte Sanders grimmig. „An Ihrer Stelle würde ich vergessen, daß Sie mir jemals etwas von dieser Sache erzählt haben - ich würde auch zu Hause nicht darüber sprechen, wenn ich Sie wäre. Leben Sie wohl.“ Er streckte die Hand aus, die Jordan dankbar ergriff. „Sie waren so freundlich zu mir -“ begann er. „Leben Sie wohl - und beeilen Sie sich, sonst fährt das Dampfboot ohne Sie zum Schiff zurück.“

Er wartete nicht, bis Mr. Jordan abgefahren war, sondern

wandte sich schnell um und ging zur Residenz.

Er öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und nahm ein Dokument heraus.

„An alle Amtleute, Behörden, Polizeikommissare und Regierungsbeamten:

Zufolge eines Haftbefehls der Polizeibehörde Kimberley werden Villim Dobomo, Josef M'Karoka und Josef Kama steckbrieflich verfolgt. Alle drei vom Stamm der Zulus. Sind des unerlaubten Ankaufs von Diamanten angeklagt. Vermutlich haben sie sich nordwärts durch Baroskeland und Angola nach dem Kongo gewandt. Die Angeklagten verschwanden vor zwei Jahren aus Kimberley, wurden aber kürzlich in der dortigen Gegend wiedergesehen. Es ist festgestellt worden, daß sie wieder nach Norden zurückgekehrt sind.“

Unter das Zirkular war von der Hand des Gouverneurs geschrieben:

„Bitte, teilen Sie mit, ob Ihnen etwas von diesen Leuten bekannt ist.“

Sanders starrte lange auf das Blatt. Es wäre natürlich seine Pflicht gewesen, die ganze Angelegenheit zu melden und die Diamanten zu konfiszieren, die im Besitz Mr. Jordans waren.

„Eine junge Frau und ein kleines Kind“, sagte Sanders nachdenklich. „Wie leichtsinnig diese Leute doch sind!“

Dann nahm er seine Feder und schrieb mit fester Hand:
„Diesseits nichts bekannt. Sanders.“

XV. Frühling

Das Leben eines britischen Kolonialbeamten, der ein Eingeborenengebiet verwaltet, ist natürlich sehr einsam. Er ist vollständig abgeschnitten von allen Annehmlichkeiten, die das Leben sonst lebenswert machen. Eiserne Notwendigkeit bindet ihn an ein Leben, auf das ihn weder Erziehung noch Vererbung vorbereitet haben, und zu dem ihn seine eigenen Neigungen nicht hinziehen. Er lebt und denkt mit den Eingeborenen, die in ihren Gedanken und Taten wie große Kinder sind.

Sie lieben und hassen wie die Kinder; sie besitzen nicht den Scharfsinn und die Gewandtheit ihrer zivilisierten Brüder, und in ihren elementaren Leidenschaften wenden sie sich eigentlich zurück zu den gewöhnlichen Tieren, von denen die Menschen ja ihre Entwicklung herleiten.

Und weiße Männer, die mit ihnen zusammenleben und mit ganzem Herzen ihre Art zu verstehen suchen, werden entweder kluge Kinder oder kluge Tiere.

Sanders fuhr im Frühling in nachdenklicher Stimmung den Fluß hinunter. Er saß in einem bequemen Lehnsstuhl unter dem gestreiften Sonnendach, das die Kommandobrücke seines Dampfers vor der glutenden Hitze schützte. Ein Buch lag auf seinen Knien, aber er las wenig darin.

Seine Blicke schweiften über die ruhige Oberfläche des Großen Stromes. Links erhob sich der dunkle N'gombiwald, rechts zeigten sich die flachen Hügel des Isisilandes. Blauer Rauch stieg von diesem und jenem Dorfe auf.

Er sah die kleinen Fischerboote, die an geeigneten Stellen am Ufer befestigt waren, er hörte die unmelodischen Schreie der Papageien über sich, er entdeckte hier und dort die Gesichter von neugierigen, kleinen Affen in den Zweigen, wenn die ›Zaire‹ im tiefen Fahrwasser dicht am Ufer entlangfuhr. Alle diese Dinge interessierten und fesselten ihn wie seit langer Zeit

nicht mehr - seit sehr langer Zeit.

Als er in die Nähe eines Dorfes kam, zog er die Leine, die die Sirene betätigte, und schickte den winkenden Leuten einen heulenden Gruß zu.

Den Fliegenwedel in der Hand, das ungelesene Buch auf den Knien, blickte Sanders geistesabwesend und doch gebannt auf die Landschaft, die an ihm vorüberzog.

Bogindi, der Steuermann, der im Schatten des Sonnensegels das Steuerrad regierte, rief ihn an.

„O Herr, vor uns ist ein Mann in einem Boot, der dich sprechen möchte.“

Sanders beschattete seine Augen mit der Hand. Gerade vor dem Dampfer lag breitseits ein Kanu. Ein Mann stand aufrecht darin, und seine ausgestreckten Arme deuteten an, daß er ein dringendes Palaver wünschte.

Nun rechtfertigen nur ganz außergewöhnlich wichtige Vorgänge, wie Aufstände und dergleichen, ein Aufhalten des Regierungsdampfers auf dem Strom.

Sanders sprang auf und stellte den Maschinentelegrafen auf Stopp und dann auf Rückwärts.

Von der Reling aus beobachtete er den Mann durch sein Fernglas.

„Das ist ein junger Mann, Abiboo“, sagte er, „soviel ich sehen kann, vom Stamm der Isisi. Sicher ist es kein Häuptling, der mich hier anhält.“

„Vielleicht ist er verrückt, o Herr. Im Frühling sind die Isisi immer ein wenig verrückt und tun merkwürdige Dinge - das ist allgemein bekannt.“

Die ›Zaire‹ näherte sich langsam dem Boot. Der Insasse handhabte seine Ruder geschickt und brachte das kleine Fahrzeug längsseits an den Dampfer. Dann kletterte er an Bord.

„Wer bist du denn?“ fragte Abiboo. „Und welche große Sache

hast du zu berichten, daß du unseren hohen Herrn auf seiner dringenden Reise anhältst?“

„Ich bin Kobolo von den Isisi aus dem Dorfe Togobonobo“, erwiderte der Fremde, „und ich liebe eine Häuptlingstochter.“

„Möge Gott dich auf den Boden des Stromes senden“, fluchte Abiboo erzürnt. „Es ist doch unerhört, daß du deinen häßlichen Körper auf dieses Schiff trägst und unseren Herrn in seinen hohen Gedanken störst. Komm mit, du ungläubiger Hund, und während du mit Sandi sprichst, werde ich die Peitsche holen. Er wird sicher befehlen, dir eine Tracht Prügel zu geben.“

Kobolo kam vor Sanders, und Abiboo brauchte gerade nicht die schmeichelhaftesten Worte, um ihn vorzustellen.

„Dies ist ein merkwürdiges Palaver“, sagte Sandi nicht unfreudlich. „Wo wollten wir hinkommen, wenn alle jungen Leute, die Liebesbeschwerden haben, den Regierungsdampfer des Bezirksamtmanns anhalten wollten?“

Kobolo war hochgewachsen, hielt sich aufrecht und hatte eine schöne Gestalt. Er zeigte keine Reue oder Bedauern über sein ungehöriges Benehmen, aber in seinen Gesichtszügen drückte sich der Mut der Verzweiflung aus.

„O Herr“, sagte er, „ich liebe Nimimi, die Tochter meines Häuptlings, der Herr über das Dorf Togobonobo ist. Und weil sie eine schöne Tänzerin ist und die Männer von weither kommen, um sie zu sehen, will ihr Vater zweitausend Stäbe für sie haben - und ich bin ein armer Mann.“

„Der Vater hat immer recht“, erwiderte Sanders, indem er ein Sprichwort der Eingeborenen zitierte. „Auch sagt man hier am Großen Strom: „Jedes Ding ist seinen Preis wert, und was man umsonst gibt, hat keinen Wert.““

„Das Mädchen liebt mich“, entgegnete Kobolo, „und ich habe schon tausend Messingstäbe gespart, was ein großes Vermögen ist, wie du weißt, o Herr.“

„Was soll ich denn nun in dieser Sache tun?“ fragte Sanders mit einem freundlichen Lachen, das man selten an ihm sah.

„O Herr, du hast alle Gewalt“, rief der junge Mann aufgeregt, „und wenn du dem Häuptling, ihrem Vater, sagst -“

Der Amtmann schüttelte den Kopf.

„Nein, das geht nicht.“

Es lag etwas in der Frühlingsluft, das auch auf Sanders einwirkte und ihn zu ungewöhnlichen Handlungen trieb. Nach einer kurzen Überlegung wandte er sich an Abiboo.

„Nimm diesen Mann und gib ihm -“

„O Herr, ich habe die Peitsche schon hergebracht“, erwiderte der Sergeant selbstzufrieden, „denn ich wußte, daß du diesen Narren bestrafen würdest.“

„Gib ihm tausend Messingstäbe aus dem Lager, damit er sich das Mädchen seiner Wahl kaufen kann.“

Abiboops Gesicht zeigte deutliche Verwirrung, als er sich langsam entfernte, um den Befehl des Amtmanns auszuführen.

„O Herr!“ Kobolo fiel vor Sanders auf die Knie nieder. „Du bist wie mein Vater und meine Mutter, und ich will dir mit guten Worten danken und immer an dich denken.“

„Gib mir lieber später meine matakos zurück“, sagte der praktische Sanders. „Nun gehe hin und heirate dein Mädchen, und Gott möge dir helfen.“

Er sprach nicht etwa ironisch, denn er war in einer freundlichen Stimmung. Lange unterdrückte Gefühle und zarte Regungen erwachten in ihm, junges Grün und knospedes, blühendes Leben schaute ihm überall entgegen.

Er stand an der Reling und beobachtete den Eingeborenen, der zum Ufer ruderte und einen lauten Freudengesang anstimmte. Es klang etwas unmelodisch für europäische Ohren, aber der Jubel des Mannes suchte nach irgendeinem Ausdruck. Nachdenklich sah ihm Sanders nach. Kobolo, der sich in seinen Gefühlen

kaum von einem Tier unterschied, aber doch den allgemeinen großen Naturgesetzen gehorchte, die Sanders in seiner Weisheit und Klugheit bekämpfte, eilte mit seinen Messingmatakos einem herrlichen Leben entgegen. Er fuhr zu einer Hütte und zu einem Weibe, und er würde Kinder haben und sie großziehen. Er unterzog sich Mühen und Gefahren und den Wechselfällen des Lebens, die sein besonderes Los waren, aber er kam zur Erfüllung seiner höchsten Bestimmung.

Sanders schaute ihm nach, bis das Boot am Ufer anstieß. Leichtfüßig sprang der junge Mann heraus und befestigte das Fahrzeug.

Sanders schüttelte den Kopf und stellte den Zeiger des Maschinentelegrafen auf ›Volle Geschwindigkeit‹.

Er machte keine Anstrengungen mehr zu lesen, denn er war nicht in der Stimmung dazu. Plötzlich erhob er sich, ging in seine Kabine und zog den Vorhang vor die Türe, als ob er nicht wünsche, daß jemand Zeuge seiner Torheit sei. Dann nahm er einen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete den kleinen, eisernen Geldschränk, der in der Wand über seinem Bett angebracht war. Aus einem Fach holte er ein dickes, braunes Buch heraus.

Sorgfältig legte er es auf den Schreibtisch und wandte die Blätter um.

Es war ein Bankbuch, und eine fünfstellige Zahl war darin zu seinen Gunsten eingetragen, denn er war immer ein sparsamer Mann gewesen. Er hatte zu einer Zeit in Lagos Land gekauft, als man einen Bauplatz noch für den Preis eines Anzugs bekam. Er schloß das Buch, legte es in den Geldschränk zurück, ging wieder hinaus und setzte sich in seinen Stuhl.

Am Spätnachmittag des nächsten Tages kam er in der Residenz an. Die ›Zaire‹ lief langsam rückwärts in das kleine Dock ein, das Sanders unter großen Mühen hatte errichten lassen.

Es war ein schönes, kleines Dock, auf das er sehr stolz war, denn es hatte Betonwände, und vorne war ein richtiges Schleusentor angebracht. Es war erbaut worden, als die ›Zaire‹ repariert werden mußte. Sanders betrachtete es jedesmal mit großer Befriedigung. Es war sein ›Kind‹, das seine Rückkehr erwartete; es war die Schöpfung seines Geistes, die ihn willkommen hieß.

Ein zementierter Weg führte von dem Dock zur Residenz - auch diesen hatte er angelegt. Auf beiden Seiten waren Isisipalmen gepflanzt - es war das Werk seiner Hände. Sie sahen allerdings noch klein und unbedeutend aus.

Er schaute unfroh auf die Residenz.

Sie erhob sich auf einer kleinen Anhöhe. Von dem tadellosen Wellblechdach bis zu der schön gestrichenen Veranda war es ein schmuckes Gebäude.

„Gott segne diesen Platz“, sagte Sanders etwas nervös.

Denn sein Heim hatte plötzlich jeden Reiz für ihn verloren. Ed spürte das wohlige Gefühl nicht mehr, das er sonst bei der Rückkehr von einer Fahrt empfunden hatte. Das Haus machte einen traurigen und verlassenen Eindruck - es fehlte ihm irgend etwas.

Es fehlte ihm ein charakteristischer Zug, den er ihm nicht geben konnte.

Zerstreut und unmutig wanderte er durch die Räume, steckte sich eine Pfeife an, klopfte sie aber wieder aus und ging endlich ohne besonderes Ziel auf die Mannschaftsquartiere zu.

Captain Hamilton, der Haussaoffizier, lehnte in weißem Rock und Reithose über dem Geländer seiner Veranda und beobachtete ihn.

„Wieder zurück?“ fragte er höflich.

„Nein“, erwiderte Sanders ärgerlich, „ich bin noch oben am Strom und fange Fliegen!“

Hamilton nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Sie scheinen eine amerikanische Sonntagszeitung gelesen zu haben“, sagte er ruhig. „Das ist entweder ein Zeichen von Geistesschwäche, oder es ist plötzlich der Sinn für Humor in Ihnen erwacht, den Sie dringend nötig haben.“

Er rief seine Ordonnanz.

„Ali“, befahl er feierlich, „bereite unserem Herrn Sandi eine Tasse Tee, wie sie die Huris im Paradies an dem großen Tag für den Kalifen bereiten werden.“

„Was für Unsinn reden Sie da, Hamilton!“ fuhr Sanders gereizt auf, als der Mann gegangen war. „Sie wissen doch gut genug, daß der Kalif bei dieser Gelegenheit nur türkischen Kaffee trinken würde.“

„Wer kann das wissen?“ fragte Hamilton gelassen. „Wie geht es denn Ihren Eingeborenen?“

„Es ist alles in bester Ordnung.“

Sanders ließ sich in einem großen Sessel nieder.

„Wahrscheinlich die üblichen Morde, Hexereien, Plünderungen und Beutezüge“, meinte Hamilton lachend. „Bosambo, der Tugendhafte, sitzt natürlich am Ufer des Ochoristrandes, poliert seinen Heiligschein und singt komische Lieder dazu!“

„Bosambo - ach, der ist augenblicklich recht niedergeschlagen.“ Sanders rührte den Tee um, den ihm Ali gebracht hatte. „Er ist der beste Häuptling am ganzen Strom. Und wenn ich tun könnte, was ich wollte, und wenn ich die britische Regierung wäre, dann würde ich ihn zum Oberhäuptling dieser ganzen Gebiete machen.“

„Und in zehn Minuten würden wir einen Krieg haben. Aber er ist ein braver Kerl. Niedergeschlagen ist er, sagten Sie?“

„Ja - ich habe ihn noch niemals so bedrückt gesehen. Und ich weiß nicht einmal, was er hat.“ Hamilton lächelte.

„Da kann man wieder sehen, daß ein armer Teufel von einem Soldaten, der doch kaum den ganzen Klatsch am Großen Strom kennen kann, in mancher Beziehung klüger ist als ein patentierter, allseitig abgestempelter Amtmann. Bosambo ist seiner Frau aus dem Kanostamm sehr zugetan.“

„Das weiß ich allerdings auch, mein lieber Freund. Eine gute Frau macht die Hälfte der Stellung eines Mannes aus. Was ist denn ein Mann ohne -“

Er sah, daß ihn Hamilton mit lachenden Augen betrachtete, und hielt inne. Sein Gesicht rötete sich trotz der dunkelbraunen Hautfarbe.

„Sie sind ja plötzlich merkwürdig begeistert, Sandi Labolo“, entgegnete der Offizier und gebrauchte den Beinamen, den Sanders von den Eingeborenen erhalten hatte. „Sie denken doch nicht etwa daran -“

„Was war das mit Bosambos Frau?“ unterbrach ihn Sanders laut.

Hamilton sah ihn argwöhnisch an.

„Bosambos Frau?“ wiederholte er gedehnt. „Ach, der geht es so, wie es eben allen Frauen geht. Und Bosambo hofft und fürchtet, wie es die Männer in solchen Fällen zu tun pflegen. Er hat noch kein Kind.“

„Ach - das wußte ich nicht - wer hat Ihnen das erzählt?“

„Meine Leute - sie singen ein kleines Lied darüber - ich muß Ihnen einmal unseren Regimentspoeten vorstellen.“

Darauf schwiegen sie beide lange Zeit.

„Sie waren doch natürlich auch in Mosunkusu?“ fragte Hamilton dann leichthin.

„Ja“, gab Sanders widerstrebend zu.

„Wie geht es denn Miss Glandynne - dieser ärztlichen Missionarin?“

„Oh - sie war in guter Stimmung.“ - Hamilton lächelte.

„Ich habe ihr ein ganzes Paket Briefe hinaufgeschickt, die mit der letzten Post ankamen. Wahrscheinlich sind Sie dem Postboot begegnet?“

Sanders nickte, und es kam wieder eine Pause in die Unterhaltung.

„Sie ist doch sehr hübsch, nicht wahr?“ meinte Hamilton nach einiger Zeit.

„Ja, wirklich sehr hübsch“, antwortete Sanders mit unnötigem Nachdruck.

„Ein ganz entzückendes Mädchen“, fuhr Hamilton zerstreut fort.

„Eine prachtvolle Frau“, sagte Sanders nach einer Weile.
„Viel zu gut für -“ Er sprach nicht weiter.

„Wofür?“

„Für - diese Art Leben“, erwiderte Sanders verlegen. Es war ihm ganz heiß geworden, und er erhob sich schnell.

„Ich habe noch einige Briefe zu schreiben“, sagte er und verabschiedete sich hastig.

Hamilton beobachtete den stattlichen Mann, der über den Exerzierplatz zur Residenz schritt, und schüttelte traurig den Kopf.

Sanders schrieb jedoch keine Briefe. Er begann zwar viele, aber er zerriß sie alle wieder und steckte die Papierfetzen in seine Tasche. Tief in Gedanken versunken saß er in seinem Schreibsessel, bis die Leute kamen und Licht im Zimmer machten. Das Essen rührte er kaum an und verbrachte den Rest des Abends auf der Veranda. Er starnte hinaus in die Dunkelheit, er war verwundert, er hoffte und dachte. In einem nahen Dorf wurde eine Hochzeit vorbereitet, und das unaufhörliche wilde Trommeln war eine passende Begleitung für seine Gedanken.

Auch der nächste und übernächste Tag brachten ihn der Entscheidung nicht näher, ebensowenig der darauffolgende.

Sie war zu gut für ihn - er durfte sie nicht bitten, dieses Leben mit ihm in einem Lande zu teilen, wo niemand wußte, was der nächste Tag bringen würde. Hier herrschten schreckliche Tropenkrankheiten, kannibalische Eingeborene bewohnten das Gebiet, und man wußte nie, wie lange sie der Regierung treu bleiben würden nein, er durfte sie nicht fragen. Und doch hatte sie gesagt, daß sie das Land liebe, daß sie die Eingeborenen jetzt allmählich verstehen könne. Sie könnte in den heißen Monaten ja nach Hause fahren und er hatte doch soviel Europaurlaub zugute...

Und ein Mann sollte eigentlich von Rechts wegen verheiratet sein. Er wurde immer älter - er war beinahe vierzig. Bei diesem Gedanken erschrak er.

Vielleicht war er zu alt für sie. Das war ein entsetzlich quälender Verdacht.

Drei Wochen gingen dahin, bis er sich endlich aufraffte, den entscheidenden Brief zu schreiben.

Während dieser Zeit hatte er wenig von Hamilton gesehen. Er dachte einmal daran, ihn ins Vertrauen zu ziehen, aber er fürchtete sich davor.

Eines Abends erschien er im Quartier des Offiziers. „Morgen werde ich stromaufwärts gehen“, sagte er verlegen. „Ich fahre sobald als möglich nach Ankunft der Post ab. Ich erwarte noch Briefe von der Zentralverwaltung.“ Hamilton nickte.

„Warum werden Sie auf einmal so vertrauensselig? Sie weihen mich nicht häufig in Ihre Pläne ein.“

„Ich hatte sogar die Absicht, Ihnen noch etwas anderes zu sagen, aber das will ich lieber verschieben.“

Am Abend spielte er Piquet und machte beträchtliche Fehler. Und am nächsten Morgen war er schon vor Tagesanbruch auf, um die Proviantversorgung der ›Zaire‹ zu überwachen. Als alles in Ordnung war, erwartete er ungeduldig die Ankunft des Postdampfers. Wenn er auch nur den Schimmer einer schwarzen

Rauchfahne am Horizont sah, eilte er an die Küste, obwohl er als vernünftiger Mann wußte, daß das Schiff nicht vor einer Stunde eintreffen konnte.

Er stand draußen am sandigen Meeresstrand, hatte die Hände auf den Rücken gelegt und spielte nervös mit den Fingern. Plötzlich eilte Abiboo auf ihn zu. „O Herr, die Gottesfrau kommt“, rief er. Sanders' Herz schlug schneller.

„Die Gottesfrau?“ fragte er, „Was - wie - welche Gottesfrau?“ „O Herr, die wir letzten Monat in Mosunkusu zurückgelassen haben.“

Sanders rannte zurück und eilte durch die Soldatenbaracken zu der Landungsbrücke am Strom. Als er dort ankam, sah er, wie das Ruderboot der Missionarin gerade die letzte Biegung nahm.

Er ging ihr entgegen und reichte ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

In Sanders' Augen war sie eine leuchtende Erscheinung von überirdischer Schönheit. Sie war von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidet.

Ein Paar tiefgraue Augen lachten ihn unter dem breiten Tropenhut an.

„Ich bringe Ihnen eine Nachricht, über die Sie sich sehr freuen werden. Aber sagen Sie mir erst, ist der Postdampfer schon abgefahren?“ - Jetzt erst fand er seine Sprache wieder.

„Wenn er abgefahren wäre“, erwiederte er ein wenig heiser, „dann wäre ich nicht mehr hier.“

Seine Kehle wurde plötzlich trocken, denn hier bot sich eine Gelegenheit, wenn er nur den Mut fand, sie zu nützen. Aber er konnte sich nicht dazu aufraffen.

Er war in einer schrecklichen Erregung und konnte nicht zwei zusammenhängende Gedanken fassen. Er sagte irgend etwas Konventionelles und Alltägliches.

„Sie kommen doch zum Frühstück in die Residenz?“ fragte er schließlich. „Sie müssen mir erzählen - Sie sagten doch eben, Sie hätten eine gute Nachricht für mich?“

Sie lächelte ihn an, wie sie es noch niemals getan hatte - schelmisch und glücklich und menschlich. Diesen Zug sah er zum erstenmal an ihr. Sie war nicht nur Missionarin - sie war auch Frau.

„Ich fahre heim“, sagte sie.

Sie gingen miteinander zur Residenz.

„Wie - Sie wollen heimfahren?“

„Ja - ja! Ich fahre nach England.“

Ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen glühten.

„Sind Sie denn nicht froh? Ich bin doch immer nur eine Last für Sie gewesen - und ich fürchte auch, daß ich mich nicht zur Missionarin eigne.“

Diese Tatsache schien sie jedoch nicht sonderlich zu bedrücken, denn sie sah trotzdem sehr glücklich aus.

„Also, Sie wollen nach Hause fahren?“ wiederholte er verwirrt.

Sie nickte.

„Ich will Ihnen auch ein Geheimnis anvertrauen, denn Sie waren mir ein so guter Freund, daß ich es Ihnen sagen muß - ich werde mich verheiraten.“

„Verheiraten?“

Seine Finger berührten einen Brief, den er geschrieben hatte, und der in seiner Tasche steckte. Er hatte ihn zuerst durch ein Eilboot zu ihrer Station schicken wollen. Und einen Tag später wäre er dann selbst gekommen.

„Ich - ich war so töricht, Mr. Sanders, ich hätte gar nicht hierherkommen sollen - wir hatten einen Streit miteinander - Sie wissen ja, wie das manchmal geht.“

„Ja, ich weiß.“

Sie konnte nicht mehr auf das Frühstück warten, denn der Postdampfer war angekommen und hatte die Dampfpinasse an die Küste geschickt.

Sanders sah, wie ihr Gepäck verladen wurde, nahm seine Post vom zweiten Offizier in Empfang und verabschiedete sich dann von ihr.

„Sie haben mir noch gar nicht gratuliert“, sagte sie.

In ihren Augen lag jetzt doch ein etwas ängstlicher, besorgter Ausdruck, denn sie war eine Frau und war nun fast eine Stunde in seiner Nähe gewesen. Und Frauen begreifen solche Dinge schnell.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück“, erwiderte er herzlich und drückte ihre Hand, bis sie schmerzte.

Sie stieg in das Boot und wandte sich noch einmal zurück.

„Ich habe mich oft gewundert -“, begann sie, hielt aber zögernd inne.

„Nun?“

„Es ist eigentlich unverschämt von mir, so zu sprechen, aber ich habe mich manchmal gewundert, und ich wundere mich jetzt noch mehr darüber, da ich selbst so glücklich bin - warum haben Sie nicht geheiratet?“

Sanders lächelte ein wenig ironisch.

„Beinahe hätte ich einmal jemand einen Antrag gemacht. Leben Sie wohl - und viel Glück!“

Er fuhr noch am selben Morgen stromauf, obgleich der Grund für seine Reise ja nun nicht mehr vorhanden war. Der Dampfer, der Miss Glandynne einer glücklichen Zukunft entgegengtrug, war längst hinter dem Horizont verschwunden.

Tag für Tag fuhr die ›Zaire‹ nach Norden, und Sanders fühlte eine unerträgliche Leere in sich, so daß Zeit und Raum bedeutungslos für ihn wurden.

Eines Tages kamen sie zu einem Dorf und wären auch daran vorbeigefahren, wenn nicht Abiboo, der neben dem Amtmann stand, eine Bemerkung gemacht hätte.

„O Herr, dies ist Togobonobo, wo Kobolo wohnt, dem du tausend matakos geschenkt hast.“

Sanders lachte bitter.

„Wir wollen uns diesen glücklichen Mann einmal ansehen“, sagte er auf arabisch. „Denn der Prophet hat gesagt: ,Die Freude meines Freundes nimmt meine Trauer hinweg.‘.“

Als die ›Zaire‹ am Ufer anlegte, wollte Sanders den jungen Ehemann holen lassen, aber dieser erwartete ihn schon. Er machte einen jammervollen Eindruck und sah sehr niedergeschlagen aus, als er an Deck kam.

„Ich sehe, daß der Vater des Mädchens mehr von dir gefordert hat, als du geben konntest“, sagte Sanders.

„O Herr, ich wünschte, er hätte es getan, denn ich habe großen Kummer.“ - „Ist die Frau gestorben?“

„O Herr, wenn die Teufel sie geholt hätten, wäre ich glücklich, denn diese Frau hat einen starken Willen und tut, was ihr beliebt, ohne Rücksicht auf mich zu nehmen. Und wenn ich mit ihr spreche, hat sie eine böse Zunge. Heute morgen setzte sie mir zum Essen Fisch vor, der nicht gekocht war, und gab mir böse Namen, als ich ihr Vorhaltungen machte. Und vor dem ganzen Dorf“, fuhr der Mann stockend fort, „hat sie mir den Kochtopf an den Kopf geworfen!“

„Das ist ein böses Palaver“, sagte Sanders schnell. „Nun mußt du sehen, wie du mit ihr auskommst, Kobolo, denn sie ist jetzt dein Weib. Ich kann nicht länger hier verweilen.“

„O Herr“, erwiderte Kobolo und ergriff ihn am Arm, „ich bin dein Schuldner - ich muß dir noch tausend matakos geben. Wenn du mich gerechterweise von dieser Frau scheidest, zahle ich dir mit Freuden die tausend matakos zurück.“

„Gehe in Frieden“, sagte Sanders, und als der junge Mann zögerte, warf ihn Abiboo kurzerhand ins Wasser.

Dieses Erlebnis gab Sanders viel zu denken. Aber er sollte noch mehr erleben.

Zwei Tage später kam er zu den Ochori und fand Bosambos Volk in Trauer.

Der Häuptling erwartete ihn im Dunkel seiner Hütte, und Sanders ging zu ihm hinein.

„Bosambo“, sagte er ernst, „ich habe eine traurige Nachricht gehört.“

„O Herr“, klagte Bosambo, „ich wünschte, ich wäre tot - tot wie mein Erstgeborener, der in der Hütte meines Weibes liegt.

Er schluchzte verzweifelt auf, denn er hatte das Herz eines Kindes. Und dieser kleine Sohn, der nur wenige Tage gelebt hatte, war der Stolz und die Hoffnung seines Lebens gewesen, in ihm sollten sich seine ehrgeizigen Wünsche erfüllen.

„Gott tröste dich, Bosambo, mein Bruder“, sagte Sanders leise und legte die Hand auf die Schulter des schwarzen Mannes.
„Diese Dinge sind von Anbeginn der Zeit bestimmt.“

„So steht es geschrieben“, flüsterte Bosambo und ergriff die Hand seines Herrn.

Sanders fuhr wieder den Strom hinunter, und als er sich am Abend zur Ruhe begab, war er bedrückt und traurig.

Bevor er in seine Kabine ging, nahm er einen Brief aus seiner Tasche, zerriß ihn langsam in hundert kleine Stücke und warf sie in den Strom.

Dann legte er sich nieder und drehte das Licht aus.

Er dachte an den jungen Isisimann, und er dachte an Bosambo.

„Gott sei Dank, daß ich nicht verheiratet bin!“ sagte er endlich und wandte sich zur Seite, um einzuschlafen.

